

George Grosz

Ein kleines
JA
und
ein großes
NEIN

sein Leben
von ihm selbst
erzählt

Rowohlt





*Einband- und Schutzumschlagentwurf unter Verwendung einer Zeichnung von George Grosz
und eines Porträtfotos: Werner Rebluhn*

1.-8. Tausend 1955

Copyright 1955 by George Grosz · Huntington/N. Y.

*Alle deutschen Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks und der fotomechanischen
Wiedergabe vorbehalten vom Rowohlt Verlag GmbH., Hamburg*

Klischees : Gries & Co., Hamburg 36

Satz und Druck: J. J. Augustin, Glückstadt/Elbe

Einband: Ladstetter & Co., Hamburg

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	7
I <i>In Pommernland</i>	9
II <i>Ein Blick in das dreizehnte Zimmer</i>	28
III <i>Ich weiß schon, was ich will</i>	36
IV <i>Königliche Kunstakademie</i>	54
V <i>Germanisches</i>	73
VI <i>Nur hinein ins volle Menschenleben</i>	86
VII <i>Die Entdeckung des Gemeinen Grosz</i>	101
VIII <i>In der Heimat, in der Heimat —</i>	115
IX <i>Kunst und Wissenschaft</i>	129
X <i>Von deutscher Republik</i>	143
XI <i>Rußlandreise 1922</i>	153
XII <i>Mit wem ich umging</i>	177
XIII <i>Ein Märchen</i>	194
XIV <i>Luftveränderung</i>	212
XV <i>Wie ich ein amerikanischer Illustrator werden wollte</i>	232
XVI <i>Abstecher auf der Goldsuche</i>	244
XVII <i>Deutsche Dichter und Denker</i>	262
XVIII <i>Amerika ist ein weites Land</i>	275
XIX <i>Der Maler betritt sein Atelier</i>	288
<i>Verzeichnis der Tafelabbildungen</i>	291



Foto: J. Neuen-du Mont

George Grosz während seines Berliner Besuches (1954)

GEORGE GROSZ

Ein kleines Ja
und ein großes Nein



*Sein Leben von ihm selbst erzählt · Mit siebzehn
Tafel- und fünfundvierzig Textabbildungen*

Rowohlt Verlag Hamburg

DER TAG ist neblig, neblig und verhangen, wie manchmal unser Gedächtnis. Wenn ich von dem Berg, auf dem ich stehe, hinuntersehe in das Tal meiner Vergangenheit, so ist es, als blickte ich mitten im Winter aus meinem Atelierfenster. Ich sehe nur wallenden Nebel, milchige, gespenstige Formen, Baumskelette, als wären es immer Skelette gewesen, als hätten sie niemals Blätter getragen, niemals geblüht.

Zeit habe ich, und Ruhe auch. Der elektrische Ofen brennt; das heisere Heulen der Nebelhörner vom Sund her, das ich so liebe, soll mich begleiten auf meiner Wanderung durch eine fast schon nebelhaft gewordene Erinnerungswelt.

Erinnerungen kann man Gott sei Dank nicht photographieren. Hier in Amerika aber will der Leser alles scharf und photographisch eingestellt haben. Es ist ein pragmatisches Land. Man liebt die Fakten und die Akten. Wenn ich nun im folgenden hie und da etwas weniger «photographisch» werde, so liegt das nicht nur daran, daß mir so manche Dokumente, Briefe, Ausschnitte und Aufzeichnungen mitsamt dem Dachboden des Berliner Hauses, wohin ich sie zur Aufbewahrung gab, durch Bomben zerstört wurden. Nein, um ehrlich zu sein: auch wenn ich alles Material hier vor mir hätte — Notizen aus dem ersten Weltkriege, Briefe, Pässe, Familienphotographien, Liebesbriefe, eben alles, was sich im Lauf eines bewegten Lebens an einem festsetzt wie Muscheln an einem Schiffskiel —, selbst dann würde ich es nicht so gebraucht haben, wie man es hier erwartet. Ich will und kann kein Interview mit mir selbst schreiben.

Dies ist der Versuch einer Autobiographie — und der Leser soll wissen, daß ich das, was ich nicht sage, auch nicht sagen will. . .

Ja, ich liebe das Halbdunkel. Und bitte, verwechselt das Halbdunkel nicht mit dem Verschwommenen oder Verwaschenen. Denn auch wenn es dunkelt, bleibt die ewig menschliche Form greifbar und fest.

Vieles hat man vergessen. Aber Vergessen — das muß festgestellt werden — ist nicht immer nur ein Zeichen von Gedächtnisschwäche. Der Schleier der Vergangenheit ist ein wohlthätiger Schleier, der das Antlitz der Zeit gut kleidet. Die moderne aufklärerisch-wissenschaftliche Unsitte, diesen verhüllenden Schleier wegzureißen, um die Häßlichkeiten, Risse, Abgründe und Krankhaftigkeiten zu zeigen, verweise ich ins 19. Jahrhundert zurück. Für mich ist das Geheimnisvolle so geheimnisvoll wie immer, und ein gewisser Zug zum Mystisch-Grüblerischen ist so recht ein Erbteil meiner Rasse.

Wenn ich am sogenannten Fortschritt zweifle, so liegt das an meiner Lebenserfahrung. Lebte ich doch in einer Zeit, in der die süßesten Menschheitsverbrüderungsphrasen gedruckt und zugleich Massenkriege geführt wurden, wie in solchem Ausmaß nie zuvor in der Geschichte unseres Planeten. Es war Komfort und Selbstmord im größten Stil.

Für meine Vorfahren war die Welt voller Geister. Gräser, Wind und Erde waren belebt von unsichtbaren Kräften, die noch nicht wissenschaftlich katalogisiert waren. Und die unbekanntesten Naturgewalten enthielten dieselben Schrecken wie heutzutage die Atombombe, deren Formel man zu kennen glaubt.

Meine Vorfahren saßen gänglichst und voller Furcht auf den Ästen ihrer Bäume, Steine in den Fäusten, als der Mönch Bonifatius daran ging, die «heilige Eiche» umzuhauen. Er fällte den heiligen Baum mit seiner dem heiligen Gott geweihten Axt. Nichts geschah. Nur die ewige Furcht blieb bis zum heutigen Tage.

Vielleicht war auch ich niemals ganz aufgeklärt. Vielleicht hätte ich mich mehr von der Höhensonne der exakten Wissenschaft und Statistik bestrahlen lassen sollen. Aber so bin ich nun mal, im sechsten Jahrzehnt meines Lebens. Vieles, was ich tat und erlebte, tat und erlebte ich wie in einem Traum – und so erscheint mir der Traum heute manchmal realer als die Wirklichkeit.

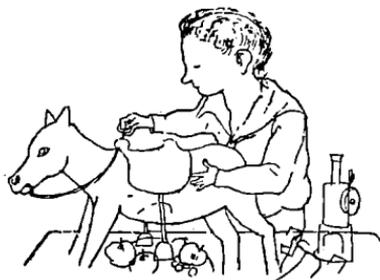
Nun suche ich mich zurechtzufinden in den tief unter mir wallenden nebligen Tälern meiner Vergangenheit. Es müßte manches verhüllt bleiben, weil es von vornherein zur Verhüllung bestimmt war. Und Schatten stehen neben Lichtern, Scharfes neben Unscharfem, Süßes neben Bitterem.

Ja, ich war ein Fragesteller, denn Neugier ist eine menschliche Eigenschaft. Aber im Gegensatz zu anderen Neugierigen, die mit Etiketten, Fakten und Daten zufrieden sind, war ich es nicht. Ein Faktum war ja nur so etwas wie ein Korken, der munter dahinhüpft auf bewegter See. Ich sah den Korken, und er war nur ein Korken. Von mir aber glaubte ich, ich sei ein Taucher – bis ich merkte, daß man nicht besonders tief tauchen kann. . .

Ich möchte es nicht versäumen, an dieser Stelle meinem lieben Freunde und Nachbarn Ernest Ashton herzlich zu danken für allen Rat und Beistand bei der Bearbeitung meiner Aufzeichnungen.

G. G.
New York

I In Pommernland



AUF MEINEN VATER besinne ich mich nur undeutlich. Er starb, als ich sechs Jahre alt war. Wir wohnten damals in der kleinen Stadt Stolp in Hinterpommern, und mein Vater bewirtschaftete als Kastellan und dienender Bruder die dortige Freimaurerloge. Das schöne Logenhaus lag dem Gymnasium gegenüber an einer ruhigen, guten Straße, hinten schloß sich ein großer Garten mit Tennisplätzen an, und in einem zweiten, mehr verwilderten Garten ein geheimnisvoller runder Teich voller Kaulquappen und Frösche. Dieser Teich war von abendlichen Legenden ungeistert; man erzählte sich, er habe keinen Grund – ein schauriges, unendliches Loch also, von Entengrütze bewachsen, verschilt und ein Mückenparadies. Daß er doch nur ein bescheidenes Teichlein war, wurde erst klar, als er später zugeschüttet wurde und damit auch die Wasserkobolde und tanzenden Nachtgelichter verschwanden, mit denen unsere Phantasie ihn ausgeschmückt hatte.

Es war schön und gemütlich oben bei meinem Vater. Auf dem großen Teppich, neben dem behaglich glühenden und wärmenden amerikanischen Dauerbrandofen, lag ich vergraben in die sensationellen Illustrationen vom russisch-japanischen Kriegsschauplatz oder von den mutigen Kämpfen der deutschen Schutztruppe im afrikanischen Busch. Wöchentlich einmal kamen die Hefte, die in dem sogenannten Journallesezirkel vereint waren: die «Gartenlaube», «Über Land und Meer», die «Fliegenden» und die «Meggendorfer Blätter» und die «Deutsche Romanzeitung». Aber nichts ging mir über die «Leipziger Illustrierte», die eben jene wunderbaren Zeichnungen von den damaligen Kriegsschauplätzen brachte – und Krieg gab es ja nun einmal immer irgendwo in einem fernen Lande.

Diese Darstellungen entzündeten meine Phantasie. Mein Vater zeichnete selbst ein wenig auf den großen Kartenbogen, die fast über den ganzen viereckigen Tisch gespannt wurden und auf denen die Skatspieler am Abend den Stand ihrer Partie notierten. Ich erinnere mich noch, wie ich, auf seinem Schoß sitzend, unter seiner Hand allerlei Getier entstehen sah: Männchen, Pferde und Soldaten – er hatte als junger Mensch den Siebziger-

krieg mitgemacht und war bei der Belagerung von Paris dabeigewesen. Mein Vater hatte dunkles Haar und blaue Augen. Er trug einen Schnurrbart und am Kinn eine «Fliege» — eine Barttracht, die aus den Achtzigerjahren stammte und noch nicht ganz unmodern geworden war. Ich hatte es gern, in seiner Nähe zu sein und zuzusehen, wie er mit Flaschen und Gläsern hantierte. Denn er mußte das Büfett für den Abend zurechtmachen, und ich liebte die Formen und Etiketten der Flaschen, freute mich über die bunten Bilder auf den Zigarrenkisten und versuchte auch wohl, manches nachzuzeichnen.

Ein adliges Fräulein malte einmal auf unserer Veranda im Garten. Sie kopierte allerdings bloß — ein Stilleben, Pfirsiche und Pflaumen —, aber ich war entzückt. Die Art, wie sie den schmelzigen Tau auf den blauen Pflaumen wiedergab, wenn auch nach Vorlage, schien mir höchste Kunst. Ich dachte noch nicht daran, Maler zu werden, aber ich hätte zu gerne so etwas auch gekonnt. Die Illusion, etwas so Natürliches hervorzuzaubern, gefiel mir. Und diese Freude an einer Art richtiger, runder Imitation hat mich nie verlassen; setze ich mich heutzutage vor ein Stilleben, so sehe ich mich immer wieder im Geiste auf jener Veranda, wo die naturgetreuen Pfirsiche und Pflaumen unter den geschickten Händen des adligen Fräuleins entstanden.

Bei ihr sah ich zum ersten Mal in meinem Leben richtige Ölmalerei, mit wirklichen Tubenfarben. Es war ein großes Erlebnis. Immer wenn ich daran denke, habe ich den würzigen Lavendel- und Terpentingeruch in der Nase, der unsichtbar um ihre Tätigkeit war. Solch einen Malkasten mit Komfort einmal selbst zu besitzen und gleicherweise zu benutzen, war fortan mein sehnlichster Wunsch. Schon diese farbig beschrifteten Tuben, die große Kremserweißtube und wie ein Däumling daneben die kleine, fette Krapplacktube, dann die ovale Palette, die ich einmal sogar selbst wie ein Maler in die Hand nehmen durfte, die langstieligen Borsten- und Haarpinsel, die kellenartigen Messer und die Fläschchen mit den harzigen Malmitteln — es war ein Genuß, das zu betrachten, und zuzusehen, wie es gebraucht wurde!

Mein Vater muß eine schalkhafte Ader gehabt haben. Einmal erschreckte er meine Schwester Martha und ihre Freundinnen durch ein auf eine Harke gehängtes Nachthemd. Er ließ dieses Gebilde auf- und untertauchen, und es gab ein großes Gekreische, denn von weitem glaubte man in der mondlosen Nacht einen jener Geister gesehen zu haben, von denen die Freimaurerlogen ja angeblich wimmeln. Überhaupt war das Haus, in dem die Freimaurer ihre geheimen Zeremonien abhielten, leicht verschrien. Die Straßenjungen nebenan, mit denen ich gelegentlich sprach, sagten mir, es sei in den oberen Räumen nicht ganz geheuer — nicht gerade von Geistern,

aber ein Sarg sei da aufgestellt, darin läge ein Skelett, und das sei der frühere Meister vom Stuhl. Und ebenso wisse jeder Freimaurer genau Tag und Stunde, wann er sterben müsse . . .

Das gab meiner Phantasie Nahrung und Richtung. Das obere Stockwerk zu betreten, war uns verboten, bis auf ein paar sogenannte Gesellschaftsräume. Doch ich beschloß, auf eigene Faust der Sache mit dem Sarg nachzuforschen. Eines Tages, als mein Vater hinaufging, schlich ich ihm auf Strümpfen heimlich nach – und landete ziemlich unsanft, von einer kräftigen Backpfeife befördert, auf den untersten Stufen im ersten Stock.

Gerne hielt ich mich auf dem Boden auf. Von der Mitte aus konnte man durch die Öffnung, unter der der riesige, altertümlische Kronleuchter hing, in den großen Bankett- und Tanzsaal hinabsehen; da wurde alles ein wenig schief und klein, aber lustig verzerrt, mit einem gewissen Schwindelgefühl dabei: mein Gott, wenn jetzt der ganze Kronleuchter herunterfällt – ! Schön waren auch die großen Wohltätigkeitsbasare mit den im Garten aufgestellten Buden, den vielen lustigen, feingekleideten Damen und dem Feuerwerk spät in der Nacht. Der Logengarten war überhaupt wunderbar, er hatte noch etwas von den alten Parks, wie man sie um die Dreißiger- und Vierzigerjahre des letzten Jahrhunderts anlegte. Etwas Nobles war da zu spüren, ein Zurückgehen auf alte, große Gartenkultur. Ich liebte die Statuen – billige Abgüsse nur nach griechischen Vorbildern –, die so schön aus dem Laub herausblickten. Da begruben wir unseren Kanarienvogel. Die Paradiesäpfel lagen auf der Erde herum, und ich sammelte sie in einer Zigarrenkiste; die anderen wurden zu Gelée eingekocht. Manchmal gab es kleinere Überschwemmungen, bei denen ich mit meinen Freund Seifert selbstgemachte Borkenboote flottmachte, Häfen baute und Kontinente und Inseln im Wasser aufsteigen ließ. Auf einem verwilderten Rasenstück baute ich aus Zweigen, Gras und Moos ein richtiges Zelt. Da lag ich stundenlang. Die Sonne schien, um mich war eine warme, grüngoldige Dämmerung, und ich träumte von Abenteuern in der Art des guten Gustav Nieritz, den ich eben gelesen hatte – wobei ich genau so unendlich gut und brav sein wollte wie seine jugendlichen Helden.

Heute habe ich manchmal Sehnsucht nach jenem – wie soll ich sagen – großen, entschwundenen Garten meiner Kindheit. Das Leben war sorglos. Jeden Sommer fuhren wir nach Stolpmünde, dem eine dreiviertel Stunde entfernten kleinen Ostseebad. Ein Vetter von mir kam zu uns, sein Vater war in eine Anstalt gebracht worden, und wir zogen nun einen der vier Söhne mit auf – aber ich in meiner Jungenwelt sah von Sorgen nichts . . .

Als mein Vater starb, zog meine Mutter mit uns nach Berlin. Wir wohnten dort in der Wöhlerstraße nahe dem Wedding, einem Kohlenplatz gegen-

über; das übliche Schild mit den schwarzen, gekreuzten Hämmern erscheint mir noch manchmal wie ein pessimistisches Denkzeichen. Hinter der geteerten Brandmauer war der übliche Durchblick auf den Hinterhof, die graue Großstadtkulisse aus Asphalt und Stein, und ich sehnte mich nach Stolp, nach Wald, Wiese, Fluß und heuduftenden Sommertagen. Meine Mutter und meine Tante nähten für einen Großunternehmer Blusen – eine damals häufig ausgeübte Beschäftigung, die bei viel Arbeit nicht gerade viel Geld einbrachte. Die Zeiten waren zwar billig, aber Geldsorgen gab es jetzt immer, wenn es auch zum Notwendigsten reichte.

Ab und zu besuchte uns meine große Schwester und nahm mich in eine Konditorei mit oder zu Aschinger. Die damalige Bierquelle am Oranienburger Tor, mit dem kristallinen, spiegelnden Würstchenpavillon in der Mitte und der blau-weiß karierten Würstchenausgeberin, kam mir wie ein Feenpalast vor. Nicht weit von uns, in der Chausseestraße, lag auch die sogenannte Maikäferkaserne, und gelegentlich sah man dieses berühmte volkstümliche Infanterieregiment mit klingendem Spiel vorbeimarschieren. Da ich aus Stolp fast nur Husaren kannte, gefielen mir diese anders uniformierten Soldaten sehr. Wir wohnten in einem richtigen Proletarierviertel, aber das wurde mir damals nicht recht bewußt. Die Straße war voller Kinder und wimmelte von Leben, bei Goldacker gab es herrlich duftendes Brot, und ein Laden mit Kolportageliteratur in der Auslage ließ mich wollüstig erschauern – über einen eigentümlichen Schauer vor solch dramatischen Mord- und Titelbildern bin ich nie ganz hinweggekommen.

Ich freundete mich mit einem recht intelligenten Nachbarssohn an, der viel las und mich in die Volkslesehalle mitnahm. Franz Kügler, so hieß jener ferne Freund, sprach bereits von Haeckel und seinen damals vielgelesenen «Welträtseln». Er hatte überhaupt ein reges Interesse für Naturwissenschaften und war auf das «Neue Universum» abonniert. Mich regte all das sehr an und machte mich irgendwie gut – das heißt voll guter Vorsätze – und dabei gleichsam erstaunt über die Erfindungskraft der Menschen und die Mannigfaltigkeit ihrer Technik. Es war in Franz auch etwas von einem Sterngucker; es war etwas in ihm, was mich anzog und hinauszog aus einer gewissen Enge und Eingeschlossenheit. Es war, als bekämen unsere unbewußten Träume mehr Wirklichkeit, wenn unsere Gedanken, durch populäre Artikel und Zeichnungen genährt, dahinschwebten – weit fort, hoch über die Kohlenhöfe, ameisenhaft wimmelnden Straßen und gedrängten Wohnungen Berlins hinweg.

Eines Tages wendete sich unser Schicksal. Wir zogen wieder nach Pommern. Auf Reisekoffer gebettet, die Nacht über dösend, fuhren wir nach meinem geliebten Stolp zurück. Durch gewisse Beziehungen und Empfeh-

lungen konnte meine Mutter das Offizierskasino der dort stationierten Fürst-Blücher-Husaren zur Bewirtschaftung übernehmen. Die direkte drückende Sorge um das tägliche Brot hatte vorerst ein Ende.

Fasse ich meine Jugendzeit in Stolp zusammen, so kann ich wohl sagen, sie war im großen ganzen eine glückliche. Ich lebte unbehelligt und frei, und da meine Mutter den lieben langen Tag in Küche und Keller zu tun hatte (nebenher wurden viele Kochfräulein ausgebildet), so wuchs ich gänzlich auf eigene Faust und ungezwungen heran. Welch schöne Zeit wir hatten! Mit meinen Freunden streifte ich umher, im nahen Walde und am Flusse, der direkt an unserer Wohnung vorbeizog. Auf der Bleichwiese spielten wir Trapper und Indianer. Im Zeichen Lederstrumpfs und Karl Mays beschossen wir uns gegenseitig mit Luftbüchsen und selbstgemachten Katapulten. Auf einer der mächtigen, uralten Weiden — die Bleichwiese war mit solchen grotesken Bäumen bestanden — hatten wir einen regelrechten Hoch- und Jagdsitz eingebaut, von dem aus wir zum Schrecken der wäscheaufhängenden Dienstmädchen wie richtige Raubritter oder Indianer die Umgebung beunruhigten. Die nassen Laken oder gar die schönen langen Unterhosen gaben unserer Phantasie die nötige Anregung, und eine berühmte Schlacht gegen die Unterhosen steht mir noch lebhaft vor Augen, denn sie kostete mich meinen teuren Henrystutzen, den der freundlich-grimmige Kasinosergeant Arndt mir zum Geburtstag geschenkt hatte.

Wir Indianer und Piraten waren der Terror eines benachbarten kleinen Gutes, dessen Verwaltungsinspektor, ein Mann mit dem sonderbaren Namen Butterbrodt, unser erklärter Todfeind war. Oft beschritten wir gegen ihn und seine Getreuen den Kriegspfad, und mehr als einmal wurde ihm ein blutiger Tod nebst dazugehöriger Strafverschärfung (kopfüber in einen Ameisenhaufen gehängt und dergleichen) zudedacht. Unsere Einbildung war so mächtig, daß wir sogar einen richtigen Marterpfahl für ihn bereitgestellt hatten. Wenn Butterbrodt mit seinem kleinen Eselsgespann daherkam, war er regelmäßig die Zielscheibe unserer Geschosse. «Butterbrodt frisch geschmiert!» riefen wir hinter den Bäumen hervor. Seinen Esel malträtierte er gottsjämmerlich, und da wir dieses in unserer Gegend damals selten verwendete Zugtierchen sehr gern hatten, übten wir unbewußt im Sinn eines höheren Ausgleichs gerechte Vergeltung an seinem Peiniger.

Vor mir taucht die Stolpe auf, jener kleine Fluß, der durch Stolp fließt und an dem unser Haus lag. In unserer kindlichen Phantasie war sie der Hudson oder der St. Lorenzstrom und der See Glimmerglas. Manchmal trieben Flöße flußab dem kleinen Ostseehafen zu. Wir fuhren barfuß kilometerweit mit. Dann wurden die Baumstämme unter uns zu Planken eines Marryatschen Freibeuterschoners, und zischend schlugen die Geschosse

unserer Schleudern ins Wasser. Gelegentlich fielen wir selbst hinein. Einmal kam ich bei solch einem Abenteuer direkt unter die glitschigen Floßstämme und wäre sicher ertrunken, wenn ich nicht in letzter Minute noch in einer Lücke zwischen zwei Flößen hätte auftauchen können. Meine kurz zuvor erworbene Fähigkeit, beim Tauchen die Augen aufzumachen, rettete mir damals das Leben. Einen gelinden Schreck hatte ich aber doch bekommen, und zu Hause erwartete mich eine derbe Standpauke, als ich total durchweicht und matt ankam.

Wälder, Wiesen und diesige Moornächte steigen auf, Tümpel und kleine Teiche. Mit Botanisiertrommel und Einmachegläsern ausgerüstet, fingen wir dort Molche und allerhand Lurchgetier für unsere Aquarien. Blumen und Pflanzen wurden gepreßt und säuberlich im Herbarium geordnet, — nur um später in irgendeiner Bodenkammer zu verstauben? Nein, nicht ganz.

Zu alledem wirkte das Vorbild unseres ulkigen, beliebten Naturgeschichtslehrers Marquardt. Mit ihm strichen wir oft durch Wald und Feld; sein unmoderner Pelerinenmantel wehte wie eine Fahne des unermüdlichen Forschers über unseren kleinen Expeditionen ins Reich der Frösche, Insekten und Mücken, aber auch der Schmetterlinge. Und er wurde nicht müde, einen an Humanismus und Humboldt geschulten Geist auf seine Schüler zu vererben.

Ich entsinne mich weidenbestandener Bäche, aus denen wir Neunaugen griffen. Die wurden zu Hause in Essig und Olivenöl eingemacht und schmeckten so herlich sauer und waren ganz ohne Gräten. Man saß am Ufer der Stolpe mit selbstgefertigter Angelrute, die Büchse mit Regenwürmern neben sich, und wartete listig und voller Geduld auf den Anbiß eines Ukeleis, eines handgroßen Fischchens, das in der Pfanne gebraten wurde und besser schmeckte als der größte und schönste, den man auf dem Fischmarkt kaufen konnte.

Und die herrlichen, heißen, unschuldigen Sommertage, wo wir mit ins Heu fahren und mithelfen durften und hinterher todmüde in die karierten Bauernkissen sanken und traumlos schliefen, bis um fünf der Hahn krächte. Die Sträucher hingen voller Johannis- und Stachelbeeren, und wir lasen sie darunterliegend von den Zweigen und füllten unsere Bäuche, bis sie aufschwollen wie Zeppeline und wir dalagen wie die Wanderer im Schlaraffenlande, nachdem sie sich durch den großen Kuchenberg durchgegessen. Es ging an der Sägemühle vorbei; angenehm harzig roch das frisch aufgestapelte Holz, und die Kreissäge brummte wie eine große Hummel in den wolkenlosen, schulfreien Julinachmittag.

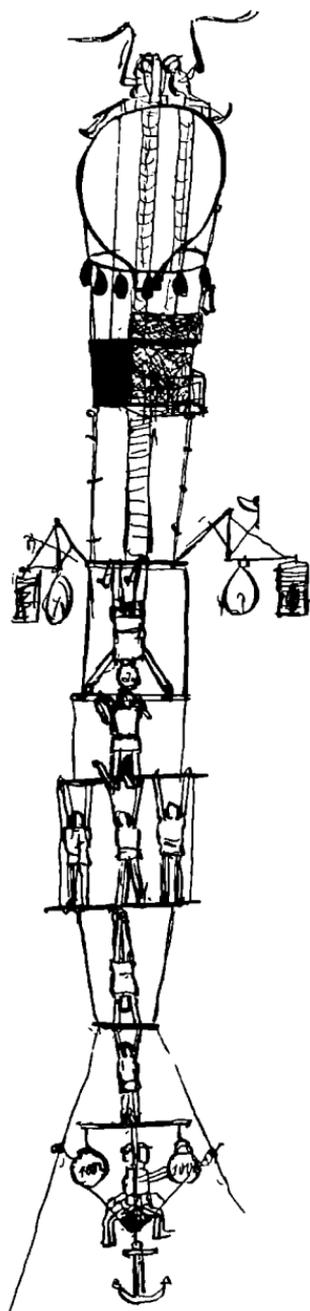
☞ Mit selbstgeschnittenen Binsen, die wir in zwei Pakete teilten und mit einem Stück altem Gurt verbanden, lernten wir ohne Lehrer und ohne

Badehose schwimmen und paddelten und sprangen wie die Frösche im Wasser der Stolpe herum. Und jeden Sonnabend gab es ein Seifenbad, wozu das Wasser auf dem großen Küchenherd heißgemacht wurde; die Badewanne, eine altertümliche Zinkwanne, wurde aus dem Verschlag in das große Zimmer neben der Küche gebracht und aufgestellt, und mein Vetter und ich badeten zusammen, um Wasser und Heizung zu sparen. Dies endete meistens in einer kleinen Überschwemmung — zum Verdruß meiner Tante, die mit einem nassen Lappen dazwischenfuhr —, und die Tränen mischten sich mit dem Teich auf dem Fußboden.

Es ist gut, wenn man in einer kleinen Stadt aufwächst, so halb auf dem Lande. Überall ist die Natur nah, Felder und Wiesen beginnen hinter den Häusern, und der Wind, so scheint es mir, weht kräftig und frisch von der See herein. Für einen heranwachsenden Jungen gerade das Richtige. Asphaltdecke und Steinplatten isolieren dich noch nicht von der darunterliegenden Erde. Eine jetzige Vorliebe von mir für Gräser und Halme und für die vom ewigen Winde bewegten Sandmassen der Dünen, ja eine Fähigkeit des Sichversenkens in scheinbar kleine Dinge mag von jenen Kindheits-eindrücken herrühren, obwohl die große, gewaltige Stadt der mechanischen Spielzeuge und Maschinen schon wie ein sagenhaftes, abenteuerliches Stück Wirklichkeit am Horizont schattenhaft auftauchte.

Durch meinen Vetter, der Dekorationsmaler werden wollte (er hatte ein vorzügliches Zeichen- und Maltalent, wurde dann auch später in Berlin ein ganz nett bekannter Kunstgewerbler), kam ich zu dem Chefdekorationsmaler des Unternehmens, in dem mein Vetter die Stubenmalerei von der Pike auf lernte. Dieser Herr hieß Grot und wohnte im Haus nebenan. Er hatte in München auf der bekannten Schule des Wilhelm von Debschitz studiert, trug sich wie ein richtiger Kunstmaler mit großem, schwarzem Schlapphut und blondem Spitzbart und besaß außerdem eine Originalzeichnung von Albert Weisgerber, den er sehr verehrte und auf den er auch oft hinwies. (Weisgerber zeichnete damals für die Münchner «Jugend» Karikaturen in einem knapp andeutenden, kühnen Schwarzweißstil und wurde später bekannt als eine der wenigen großen neuen Malbegabungen. Sein «Absalom» wurde viel bewundert; seine Malerei schloß sich an die jüngeren Franzosen an, vor allem Cézanne war sein Vorbild. Leider fiel er schon in den ersten Wochen des ersten Weltkrieges.)

Jener Chefdekorationsmaler Grot sah von mir eine Art Bildergeschichte. Ich hatte einen Wissenschaftsmann dargestellt, der ein Abenteuer mit einem Walfisch zu bestehen hatte. Im Verlauf der Geschichte wurde er verschluckt und kam nach allerlei Komischem — mir erschien's halt so —, er kam also hinten wieder heraus . . . All das war wohl aus zweiter Hand, ich gebe es zu,



Schülerskizze

aber nicht etwa kopiert. Von dem Schweizer Töpfer wußte ich noch gar nichts. Nur Wilhelm Busch kannte ich gut und liebte ihn sehr, hatte deshalb auch eigene Verse, die sich richtig reimten, fein säuberlich in Rundschrift in einem kleinen Schul-Oktavheftchen unter die Bilder geschrieben und sie mit etwas Buntstift auskoloriert.

Wie es so kam, fand Herr Grot mich begabt genug, um an einem kleinen zeichenpädagogischen Kurs teilzunehmen, der immer Sonntag vormittags stattfand und von dem mir mein Vater schon viel erzählt hatte.

Mein Kunstverständnis war natürlich nicht sehr entwickelt, nährte ich doch meinen Bildungshunger nur aus den bereits erwähnten Familienzeitschriften und waren es doch meistens die nicht immer hochkünstlerischen Darstellungen sensationeller Ereignisse, die mich anzogen. Nun war alles anders und neu für mich. Grot hatte, wie gesagt, eine kleine Sammlung, hauptsächlich Kunstblätter aus der «Jugend» und so. Mit Staunen besah ich seine Mappen. Ja, alles war mir neu. Grot war auch der erste, der mich auf Gottes freie Natur hinwies, wofür ich ihm ewig dankbar bleibe. Er selbst ging oft an freien Tagen in die Natur hinaus und nahm Landschaftsstücke auf, meistens in einer Art Temperatechnik.

Ich muß hinzufügen, daß in diesem Dekorationsmaler noch ein winziges Stück einer großen Tradition lebendig war. Es war ja noch Sitte, Blumengirlanden oder Landschaften mit schwimmenden Schwänen in die feineren Treppenhäuser zu malen – ja, ein kleines Stückchen der großen Dekorations-tradition eines Tiepolo, wenn auch noch so gering, wurde da sichtbar. Und als ein rechter, ehrlicher Handwerker holte Herr Grot sich

die Anregungen für seine Dekorationen lieber direkt von der Natur als aus dem damals bei Dekorationsmalern beliebten Werk «Hundert dekorative Vorbilder» . . . Das war natürlich gut, und man konnte sicher von ihm lernen. Er selbst nannte sich einen «Linienstilisten».

Um zu verstehen, was dieses Wort bedeutete, muß man sich den damals so häufig anzutreffenden «Jugendstil» vorstellen: Lilienstengel und Japan irgendwie gemischt. Alle Linien schwangen, bogen, krümmten und verkrümmten sich, liefen wieder voneinander fort und krümmten sich abermals halbrund, bis das Ornament zustandegebracht war. Es war eine wahre Spaghetti-Orgie der Linien. Überall sah man Tunkpapiere, eine Art sich fort und fort in Spiralen bewegendes, durch Öl auf Wasser hervorgerufenes Motiv. Koloman Moser bestimmte von Wien aus diesen «Stil» — doch all das und vieles andere wußte ich nicht, als ich an Grots Zeichenkurs teilnahm.

Grot hatte sich frei nach dem berühmten modernen Münchner Lehrerpaaar Depschitz-Kunowski ein Zeichensystem ausgeklügelt, das mir jedenfalls ganz und gar vertrackt und kompliziert erschien. Nach dem richtigen lebenden Kopfmmodell, meist einem alten Mann, suchte man die «Form». Die Form suchen, das hieß mit dem Bleistift, nicht zu weichgradig, immerzu auf dem Papier umherkreisen und herumfahren wie ein verrücktgewordener Radfahrer, so lange, bis schließlich aus lauter Kreiserien und ovalen Formen eine Art Natureindruck herauskam. Dieses Manöver war eben das «Aufsuchen» der Form . . . Was da eigentlich im Spiel war — eine längst verschollene Barocktradition des Bellangé oder eine Art unverstandener Kupferstichtechnik oder was sonst —, das blieb dunkel. Natürlicherweise dachte ich, man solle möglichst mit einer einzigen Linie beginnen, aber hier wurde ein sonderbarer Umweg gewählt; und ich nahm alles mit stummer Andacht und ohne Widerspruch hin, fuhr wie ein Wilder im Kreise herum und war zufrieden, wenn mich Herr Grot belobte.

Außerhalb dieses Kurses — den außer mir nur noch ein künstlerisch veranlagter Offizier (natürlich heimlich und in Zivil), ein Forstadjunkt, eine jüngere und eine ältere Dame und mein Vetter besuchten — ging ich meine eigenen Wege. Ich suchte sozusagen meine Form auf eigene Faust. Einer meiner Lieblinge war zum Beispiel der damals berühmte, berühmte Eduard Grützner, dessen Velhagen & Klasing-Künstlerbiographie ich zu Weihnachten bekommen hatte. Ich konnte mich nicht satt sehen an seinen Mönchs- und Trinkszenen. Abends, wenn draußen die Schneeflocken so beruhigend herunterstoben, da saß ich oft im engen Vorderzimmerchen bei der Petroleumlampe und zeichnete mit hartem, scharf gespitztem Bleistift ein Grütznersches Gemälde ab, indes über mir die Regimentsmusik einen dröhnenden Cake-Walk zum Liebesmahle der Husarenoffiziere aufspielte. Ich saß und

saß, hörte nichts und zeichnete, bis die dumme Lampe zu blaken anfang und am Verlöschen war. Noch im Traum war ich mit hartem Bleistift bei den essenden und trinkenden Mönchen – von Abe Holzmanns damals so berühmtem Cake-Walk «Smoky smokes» eingewiegt.

Dann wiederum entwarf ich kühne, freiere Kompositionen. Denn ich liebte auch die großen Historienmaler, und die Bücher waren ja immer voll von allerlei gewaltigen geharnischten und militärischen Darstellungen. Freie Kompositionen nannte ich sie. Vielleicht, vielleicht würde ich auch einmal die jetzt noch kleinen Figuren mit Riesenpinseln und wahren Kübeln von Farbe auf eine Riesenleinwand malen? Bei solchen Gedanken wurde ich ganz hingegeben, weich und zufrieden. Donnerwetter, so ein Maler zu werden, war schon eine Sache. Etwas überkam mich da vom Glück des Schaffens, etwas durchaus Jungenhaftes und Unschuldiges. Vielleicht träumte genau gleichzeitig mein Freund Heini Blume von einer großen Expeditionsfahrt den Nil hinauf, inmitten von Krokodilen und wilden Muselmännern – ein kühner Livingstone . . .

Meistens zeichnete ich Ritterszenen mit hochgelegenen, romantischen Burgen und Zugbrücken im Hintergrund. Ich zeichnete Pferde und alte Bellinghusaren am Wachtfeuer, aber auch romantische Wanderburschen, Abschied nehmend von der Mühle im Tal am Waldesrand. Die Soldaten-szenen hatten ihren Ursprung meist im oberen Stock des Kasinos; da hingen Hunderte von kleinen und größeren Aquarellen, alles Uniformbilder oder reine Kostümdarstellungen. Auch Ölbilder hingen da, die Waffentaten der Blücherhusaren verewigend; eine Reiterattacke von C. Röchling blieb mir lange in Erinnerung. In der Zeit des Russisch-Japanischen Krieges kritzelte und zeichnete ich selbstverständlich Schlachten mit vielen Reihen kleiner Soldaten, sowie die Seeschlacht vor Port Arthur mit den unter so schönem Schaumspritzen einschlagenden Granaten.

Einen unauslöschlichen Eindruck machten auf mich die Greuelpanoramengemälde auf den Jahrmärkten und Schützenfesten. Es gab da jeweils eine Bude mit zwei Galerien, darin in Mannshöhe Löcher zum Durchblick auf die dahinter aufgehängten, links und rechts unten von einer Lampe beleuchteten Bilder. Oft gaben auch wirkliche Gegenstände, geschickt beleuchtet und trickmäßig angeordnet, dem Gemälde größere Realität; man schritt sozusagen selbst ins Bild hinein. Die perspektivische Illusion war immer enorm lebendig. In jener Zeit ohne Kino befriedigten diese Panoramen das stets vorhandene Menschenbedürfnis nach Bildphantasie, womit das Bedürfnis nach Kunst und Aktualität zusammentraf. Wer Drama und Aktion liebte – und das tun nun mal die meisten Leute –, kam hier recht auf seine Kosten.



Aus einem Diktatheft des Schülers Georg Grosz

Noch heute lebt in mir ein starkes Erinnern an diese im großen ganzen
 und bei allen Beleuchtungstricks doch recht primitiven Schauerstückmale-
 reien. Trotz ihrer rohen Mache und malerischen Mängel waren die Bild-
 rollen außerordentlich einprägsam und drückten häufig das Gegenständliche

sehr lebendig, einfach und suggestiv aus. Heute noch halte ich diesen Typ der Kunst und, wenn man will, der Greuelberichterstattung in seinem Wirkungskreis für etwas ganz Richtiges und in seiner Art Ideales. Mir scheint, daß darin noch eine alte, gesunde Tradition des Anschauungsunterrichts für die breiteren Volksmassen lebte, ein immerhin noch Kunst enthaltender Anschauungsunterricht, der heute im Zeitalter der – wie zum Beispiel beim Film – zerlegten Visionen seinen besseren Sinn verloren hat und kaum wiederauferstehen wird. Mir scheint sogar, es hatte sich manches, was man heute Volkskunst nennt, in diesen verstaubten und vergessenen Schaubudenbildern erhalten. Jetzt, da Neuheiten suchende Kunstmänner und snobistische Sammler diese fast ausgestorbenen Malereien hie und da wiederentdecken, legt man auch hier die Kunstzentimeter- und -millimetermaßstäbe an; doch dies waren eben Bilder für ein Volk, das, ohne hohe künstlerische Ideale zu brauchen, ganz gesund Erzählend-Gegenständliches von der Kunst erwartete. Daher waren die Darstellungen derb und grobschlächtig, sicher auch von den Herstellenden ohne jede bewußt künstlerische Absicht verfertigt. Aber vielleicht durch die Abwesenheit irgendwelcher Problematik hatten diese Bilder etwas, was an ganz ursprünglich Menschliches anklang, etwas Rührendes gleichsam, wie es oft den Arbeiten begabter Dilettanten anhaftet.

Ja, so denke ich heute, in einer Zeit, wo für jeden Maler drei bis vier Erklärer und Kunsthistoriker benötigt werden – ja, diesen Bildern fehlte eben alles Theoretische, blutarm Erhabene. Im Gegenteil, Blut spielte auf den meisten eine große Rolle. Für moderne Jugend- und Volkserzieher wären sie nichts gewesen. Aber man darf nicht vergessen, daß damals ein streng auf öffentliche Sittlichkeit bedachtes Regime herrschte und alles direkt Blutrünstige nach außen hin verpönt war. Zum Beispiel waren die heute in aller Öffentlichkeit stattfindenden Boxkämpfe damals aus humanitären Gründen verboten oder nur in privaten, fast geheimen Klubs gestattet. Alles, was wir heute erleben, was dann später so grausige Wirklichkeit wurde, kam erst während des Krieges und danach zum Vorschein. Die heute so selbstverständliche Rohheit des öffentlichen Lebens war noch durch eine gemildert aristokratische Regierung niedergehalten. Es war trotz allem noch etwas von einem alten, durch große Dichter und Denker geheiligten Humanismus lebendig; die Zeit der Konzentrationslager, der Massenerschießungen und des Rassen- und Klassenhasses war noch nicht angebrochen – aber so ahnte ich sie, so spürte ich in diesen Bildern schon etwas von den Schrecken und von der Zerstörungslust der Elemente und des kleinen Menschenflohs inmitten der Weltordnungen. Das proletarische Element, die Brutalität der ewigen direkten Aktion, – ja das konnte man hier genießen.

Es war 1910, und man war noch nicht abgestumpft und zynisch. Starben einmal ein Arbeitsloser oder gar zwei im Asyl für Obdachlose an Methylalkohol oder vergiftetem Hering, so regte sich die ganze deutsche Presse darüber auf, so schmerzempfindlich war man. Die paar Attentate auf damalige zaristische Machthaber in Rußland wurden als ganz ungeheuerliche Ereignisse angesehen. Daß so etwas bei uns möglich sein würde, konnte sich niemand vorstellen. Um so größer war die Wirkung auf mein kindliches Gemüt, wenn ich dergleichen im Bilde sah . . .

Bilder haben eine unerklärliche Magie. Das Konterfei des Lebens wurde, wie heute häufig der Film, für das Leben selbst genommen. Man identifizierte sich mit seinen Helden, man nahm sozusagen in der Phantasie aktiv an den Darstellungen teil und wurde selbst zu einer der kleinen Figuren. Vielleicht hatte das, was ich hier so ausführlich schildere, einen Einfluß auf mein späteres Leben und Reifen – wer kann das sagen? Viele haben ja alles vergessen. Und warum packte es gerade mich? War ich auserwählt, Schrecklichkeiten zu bestehen, und zeigte mir eine höhere Macht, wenn auch auf primitive Weise, Schrecken, Blut und Mord im voraus? Mir war das verborgen. Ich war nur entzückt davon, wie heutzutage viele Jungens von amerikanischen «comic strips» entzückt sind. Wir waren allesamt davon entzückt: von der weiten Welt, von Piraten oder gar von Kriegen gegen schlechte, hinterhältige Eingeborene, die womöglich mit vergifteten Pfeilen schossen. Mit einem Wort, es war nicht die Welt der Fabriken, nicht der Kontore, nicht eine rechnende, sitzende Tätigkeit, die uns begeisterte. Es war ein schöner Tagtraum, und dieser währt ja bei vielen, besonders bei künstlerischen Menschen das ganze Leben lang.

Wie viele Menschen wohnen denn in uns? Einer oben, einer in der Mitte, einer im Keller? Vielleicht auch einer gefesselt irgendwo in einem verriegelten Kabinett? Ich mißtraue der Psychologie und der Psychoanalyse. Man erklärt und erklärt, man versucht hinter das Geheimnis des Menschenherzens und der menschlichen Triebe zu kommen – und da sage ich: Man kann den Dämon des Menschen wohl andeutungsweise beschreiben, aber sezieren kann man ihn nicht. Natürlich lernen wir und haben durch jahrtausendalte Traditionen auch die Wissenschaft ein wenig vervollkommnet, aber dann zahlen wir auf einer anderen Seite. Unser Wissen ist sicherlich seitenslang brillant; bis zum künstlichen Herzen und zur Television sind wir vordrungen. Aber das ist auch alles. Der Dämon bleibt: Schmerzen, Tod, Liebe, Haß. Jede Generation hat es neu zu erleben. Was ist meine Erfahrung, soweit sie nicht rein Mechanisches betrifft, für einen anderen Menschenfloh?

Um auf jene Panoramenbilder zurückzukommen: verdammt packende Darstellungen fallen mir ein, zum Beispiel ein Brand in der Pariser Unter-

grundbahn. Aus einem engen Tunnel, einer Röhre des Todes, wälzen sich rauchvermischte, zinnoberrote Flammen. Dutzende kleiner, angesengter Menschenflöhe drängen voller Todesfurcht zur Ausgangstreppe, während ein zerquetschter Haufen, niedergetreten von den Flüchtenden, in den Waggontüren und auf dem Bahnsteig herumliegt wie abgebrannte Streichhölzer. Aus Zweckgründen, der besseren Übersichtlichkeit wegen, waren all diese Darstellungen mit viel Horizont komponiert. Die Menschen sahen vor den Ereignissen, die sie so grauig überwältigten, ganz klein und insektenhaft aus, wie sie es ja in Wirklichkeit sind. Schauerlich schön war auch ein anderes Bild: der Ausbruch des Mont Pelé. Der feuerspeiende Berg, die deutlich erkennbar in der Luft herumwirbelnden Menschlein, die hochgeschleuderten Häuser, das kochende Meer mit den brennenden Segel- und Dampfschiffen, der dunkelbraun-blaue Himmel, die rotbeleuchtete, tropische Landschaft mit den von Furcht geschüttelten Palmen – schrecklich war es, aber wundervoll anzusehen.

Ja, ich denke doch, ich wurde da beeinflusst, wenn auch kaum bewußt. Hier wurde etwas in mir angeregt, was später, als ich die ersten Futuristen sah, wieder an die Oberfläche kam («der Mensch ist wie ein See», sagt Winnetou, der rote Gentleman, in einem Buche Karl Mays), nämlich der Sinn für die Darstellung von Zeitlichem, von Wirklichkeiten dieser Welt. Und es ist bezeichnend, daß später eines meiner ersten Ölbilder eine damals sehr aktuelle Mordtat darstellte. Auch heute noch beschäftigt mich oft der Gedanke, Bilder in solcher Panoramenmanier zu malen. Bin ich da vielleicht der kleine Junge, der seine Jugend zurückzaubern will?

Wenn ich wieder einmal solche gemalten Schauer- und Schreckensszenen in einer herumziehenden Schaubude gesehen hatte, beschlich mich hinterher immer ein vages und unheimliches Gefühl vor dem unbekanntem Grauen und Verbrechen einer noch unentdeckten Welt, die vor mir lag wie hinter Schleiern. Ich war entzückt, aber auch betroffen. Für mich steckte in all diesen sonderbaren gemalten Attentaten, Warenhausbränden, Verbrecherjagden, Hinrichtungen, Naturkatastrophen, Rebellerschießungen, Schiffsuntergängen und Eisenbahnzusammenstößen die Romantik einer noch nicht betretenen Welt voll großer Gefahren und blutiger Abenteuer. Aber die Melodie und Dramatik, die ich so liebte, war nicht ohne Furcht. Jene Welt, so schien es mir, war in unserer kleinen hinterpommerschen Stadt nicht zu erleben – denn ein kleiner, talentierter Junge weiß noch nichts von dem weißen Chinesen und seiner Reise um sein Zimmer.

Ich las in jener Zeit einen Haufen sogenannter Schauerromane von einem Typ, der längst ausgestorben ist. Man nannte sie mit Recht Hintertreppenromane, denn die hundertheftelangen Geschichten wurden meist

über die Hintertreppe von einem Kolporteur an Dienstmädchen und Hauspersonal verschlissen. Man mußte sich immer durch Quittung verpflichten, alle hundert Hefte abzunehmen. Das einzelne Heft kostete 10 Pfennig und war mit einem aufregenden Bild geschmückt, graphisch und im Sujet den oben beschriebenen Panoramen durchaus ebenbürtig. Hier war Volksliteratur, modernisierte primitive Heldensage; die sogenannten «Gebildeten» lasen so etwas natürlich nicht. Auch viele Aufklärer und Weltverbesserer liefen Sturm gegen solche Literatur, von der es hieß, sie verderbe Verstand, Geschmack und Charakter. (Die hohe Literatur soll das zwar auch schon getan haben, und vielleicht begann es überhaupt mit dem Lesen und Schreiben und dem gedruckten Wort. Dies nebenbei; ich bin, wie gesagt, kein Weltverbesserer.)

Ich las viele Romane dieser Gattung. Meist verschaffte ich sie mir aus einer kleinen, obskuren Leihbibliothek, die einer schrulligen alten Frau gehörte. Vorne hatte sie eine Art Schreibwarenladen: in verstaubten Pappkästen lagen Federn, Bleistifte, Tintenwischer, Schulmaterial, Ausschneide- und Modellierbogen, Hefte aller Art. Der Hinterraum war vollgestopft mit billigen Büchern und alten, primitiv mit Bindfaden verschnürten Paketen jener Schauerromane. Klara Menning saß mit Brille und Krückstock und regierte in ihrer amüsanten Höhle wie die leibhaftige Hexe aus Grimms Märchen. Wie diese zog sie auch die Kinder an, und mancher Hans geriet in ihren Bann. Es war ein fabelhafter Laden, zu ebener Erde und doch wie in einem unaufgeräumten Bodenzimmer. Alles lag durcheinander. Überall lag Staub. Die alte Gaslampe, die immer brannte und deren Strumpf summt wie eine Katze, gab dem Ganzen ein Rembrandthalbdunkel; das erhöhte die Gemütlichkeit und ermunterte einige von uns zu kleineren, harmlosen Entwendungen. Ein Hampelmann hing am Türrahmen, ein weißes Pappskelett neben einem buckligen Bajazzo. Grotteske Masken lagen oben im zerrissenen Karton, ein falscher Bart neben Schiefertafeln und Schwamm oder bunt umwickelte Schieferstifte in einem Glasbehälter. Es war eine Art wunderbarer, phantastischer Müllhaufen. Im Schaufenster lag noch Christbaumschmuck von vor vielen Jahren. Dann war da ein großer, schwarzblauer Kater, der überall auftauchte und von dem das Gerücht ging, er könne wie eine Fliege an der Decke entlanglaufen. Da gab es große, lange, feine, gehäkelte Silberfäden für den Weihnachtstbaum – oder waren es uralte Spinnweben? Ja, und da gab es all die Hintertreppenromane, die die Dienstmädchen nachher wohl für ein paar Pfennige hier verkauft hatten – voller Fett- und Talglichtflecke, Spuren ihrer ehemaligen Leserinnen.

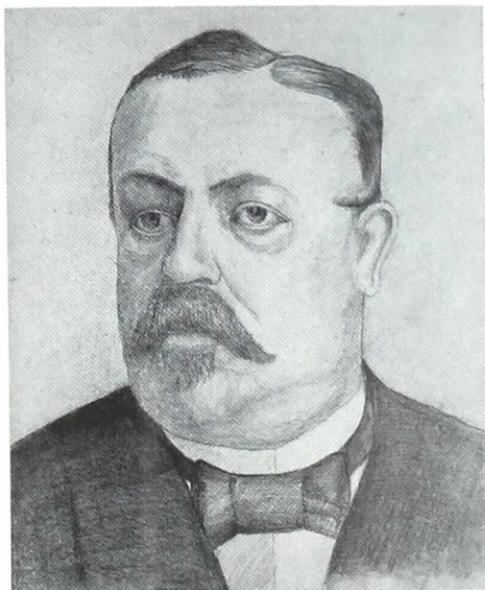
«Haß und Liebe oder zwei Frauen unter einem Dache» . . . «Räuberhauptmann Zimmermann, der Freund der Armen, der Schrecken der

Tyrannen» . . . «Dornröschen oder die Verfolgung um die Erde» . . . «Fünf- undzwanzig Jahre lebendig begraben oder Dolch, Kreuz und Liebe» . . . «Die Wilddiebe oder die Räuberbraut vom Bayrischen Wald» . . . Schöne Titel waren das. Ich las alle Hefte, die ich kaufen konnte. Auch borgten wir literaturbeflissenen Freunde sie untereinander aus. In der Handlung waren sie einander immer ziemlich ähnlich, aber für mich fiel diese Unzulänglichkeit nicht ins Gewicht. Je roher und unwahrscheinlicher die Handlung, desto mehr erbaut war ich über die tollkühnen, manchmal ans Märchenhafte grenzenden Abenteuer- und Räubergeschichten. Großartig, wie der Räuberhauptmann Zimmermann, mit einer Hand an die Plattform des Gefängnisturms geklammert, mit der anderen seine eben gerettete Geliebte haltend, unter sich den Abgrund mit dem reißenden Elbestrom, ruhig die Häscher über sich abziehen ließ – wobei diese, ohne es zu ahnen, ihm noch auf die anklammernde Hand traten . . . !

Ein anderer Roman aus hundert Heften hieß «Geheimnisse der Freimaurer». (Ich hatte ja einige Jahre wirklich in einer solchen Loge gelebt, was jedoch meinen Appetit keineswegs schmälerte.) In diesem Roman wurde ein geheimen Zwecken dienendes Zimmer beschrieben; trat ein nicht gewünschter Gast über die Schwelle, so sausten, durch einen raffinierten Mechanismus ausgelöst und angetrieben, von links und rechts zwei blitzende stählerne Skelette auf den Eindringling zu, deren tödliche Umarmung ihn am Eintreten hinderte. Die Helden, ein kleinerer und ein größerer Junge, drangen um Mitternacht durch einen geheimen Keller in die finstere Loge ein; der ältere warf geistesgegenwärtig seine blitzschnell ausgezogene Jacke zwischen die Skelette und war gerettet. Ich sah mich selbst dabei mit einem Freund, und ein gelinder Schauer kitzelte mich angenehm, während wir in meiner Phantasie solche Abenteuer bestanden.

Einen Fortsetzungsroman, betitelt «Wenzel Kummer, der Schrecken des Böhmerwaldes, oder die Geheimnisse der Kasematten der Festung Brünn» wollte ich für meine Bibliothek erwerben. Der Kolporteur, der mich kannte, war mit Abzahlung zufrieden, doch konnte ich nur bis zum 35. Heft zahlen, dann war mein Geld aus. Im stillen weinend, mußte ich die schwer erworbenen 35 Hefte wieder zurückgeben. Es war meine erste Berührung mit einem modernen ökonomischen Gesetz . . .

Meinem Freund Erwin verdrehte diese Lektüre vollkommen den Kopf. Sich als Banditenführer fühlend, mit einem uralten Terzerol bewaffnet, bedrohte er an einer verschwiegenen Stadtmauercke eine harmlose alte Frau auf dem Wege zum Markt. Aus dummer Angst gab sie ihm ihr Portemonnaie und zeigte ihn an. Erwin hatte schon 50 Pfennig in Mohrenköpfen und Schlagsahne angelegt, als er gefaßt wurde. Er flog, als schändlicher



*Porträt des Vaters
(Schülerzeichnung)*



*Bildnis der Mutter
(Öl, 1926)*

Foto: Ullstein



*George Grosz in seinem
Berliner Atelier (1921)*

Jugendverderber gebrandmarkt, aus der Oberrealschule und mußte, von allen verachtet, schließlich Kommiss im Kaufhaus Müllerheim werden. Erwin hatte mir nahezu meine gesamte Bibliothek beim Sechszehnten abgenommen, so rächte sich sein Glück im Spiel.

Zu jener Zeit kam aus Amerika eine ganz neue Sorte schaurig-schöner Abenteuerhefte. In den kleinen Papierwarengeschäften hingen sie, mit Klammern an einer Schnur befestigt, quer vor dem Auslagefenster. Jeder Band war in sich abgeschlossen, kostete allerdings 20 Pfennig, doch in Anbetracht des größeren Formats und vor allem des farbigen Umschlags – das war ganz neu und sehr anreizend – zahlte man gerne den höheren Preis. Die erste Serie dieser Hefte hatte den kühnen Kundschafter und Indianertöter Buffalo Bill zum Helden. Dann kam der übermenschlich schlaue und jeder Gefahr siegreich trotzen Detektiv Nick Carter an die Reihe. Seine Heldentaten in der Unterwelt begeisterten mich zu einigen dramatisch bewegten Zeichnungen, wobei mein Vetter Martin für die besonders schwierige Darstellung modern gekleideter Menschen mir über Sonntag Modell saß. Und mein Schulfreund Hodapp verfaßte sogar ein Theaterstück, in dem Nick Carter und der berühmte Verbrecherkönig Carruthers ein recht gefährvolles Erlebnis mit einem privaten elektrischen Stuhl hatten. Auch zu dieser Szene machte ich mehrere von besagten Titelblättern angeregte Zeichnungen in schwarzer Tusche.

Die literarische Qualität dieser Hefte entsprach der der alten Schauerromane. Es war gute, alte Dumasschule. Mit dem Film verglichen, der heute ja vielfach das ewig vorhandene Bedürfnis nach Hintertreppenliteratur befriedigt, war ihr Niveau etwa das eines durchschnittlichen, in Hollywood erzeugten Abenteuerfilms. Später tauchte noch eine ganze Menge ähnlicher Geschichten in gleicher Aufmachung auf; ich erinnere mich hauptsächlich an eine Serie über Sherlock Holmes. (Nachdem der Londoner Verlag seines eigentlichen Autors Conan Doyle Krach schlug, hieß Sherlock auf der Titelseite der bunten Hefte nur mehr schlicht «Der Meisterdetektiv»; das charakteristische, charaktervolle Porträt mit der karierten Reisemütze und der Pfeife war allerdings beibehalten worden.) Der unbekannt Autor, der diese Erzählungen für die reifere Jugend und für manchen Erwachsenen schrieb, muß ein toller Hecht gewesen sein. Mir fällt eine seiner Geschichten ein: «Das Menschenschlachthaus von Soho». Fing gleich furchtbar unheimlich an: In einem kleinen Gasthaus in Soho findet ein Student in der Mittagsuppe eine menschliche Fingerspitze mit Nagel. Nur Sherlock Holmes kann dieses Rätsel lösen, kommt auch schließlich einer ganz nichtswürdigen Verbrecherbande auf die Spur, die tatsächlich – wie der geniale Sherlock bald herausbekommt – ihre ins Dunkel des Hyde Park gelockten Opfer

erst zu betäuben und dann nach fremdländischem Ritual (die Bösewichter sind oft Ausländer) zu schlachten pflegt, um sie schließlich als Hammelkoteletten, Beinfleisch oder frische Wurst in bestimmten kleinen Restaurants abzusetzen. Toll. Aber bevor Holmes, der Meisterdetektiv, den Hauptverbrecher unschädlich machen kann, kommt er um ein Haar in die peinliche Situation, die unheimliche Fleischerei, in die er mittlerweile eingedrungen ist, selbst als Kotelett zu verlassen . . .

Immer wieder sind es doch die gruseligsten Geschichten, die uns anziehen, die richtigen Ritter-Blaubart-Geschichten. Immer wieder ist es das verschlossene Zimmer oder der verbotene Schlüssel. Derart gewürzte Märchen verschlangen wir im selben Tempo wie die Kokosflocken, die wir dazu aßen und die mir die Zähne verdarben. Mabel King, der weibliche Detektiv, Texas Jack und Kapitän Stürmer waren unsere heldischen Vorbilder. Gern hätten wir es ihnen gleichgetan. Aber in der groben hinterpommerschen Wirklichkeit sah die Welt eben doch anders aus als in den Heften mit den schönen farbigen Umschlägen.

Viele dieser schönen Geschichten spielten in Amerika, in einem romantischen Vorkriegsamerika. Ich weiß nicht, ob man diese Jugendlektüre für eine mir heute noch anhaftende Amerikaschwärmerei verantwortlich machen darf. Von dieser Lektüre angeregt, träumten wir damals wohl alle von fernen Landen – und Amerika war schon «all right».

Oft standen wir mit unseren Fahrrädern an den Schranken des kleinen Bahnhofs und erwarteten die Durchfahrt (wöchentlich einmal) des Expresszuges Paris-Petersburg. Es war immer eine kleine Sensation. Während der Zug einige Minuten hielt, stiegen elegante, fremdländisch aussehende Reisende aus den Coupés, vertraten sich die Füße, kauften eine Zeitung oder ein paar Würstchen, tranken schnell im Stehen ein Glas Bier oder Kognak und verschwanden wieder. Dann zog die riesige Lokomotive an, und im Anfahren zeigte sich manchmal hinter halb heruntergelassenem Fenster ein Frauengesicht von eigenartiger Schönheit – eine Schauspielerin vielleicht, oder gar eine jener Tänzerinnen, wie wir sie nur von den unergründlich schönen Bromsilberpostkarten her kannten, die damals so modern waren. «Dining car, Compagnie internationale des wagons-lits» . . . langsam schwammen die schimmernden Goldbuchstaben vorüber. Es glitzerte angenehm, immer schneller, gerade sah man noch ein Stückchen eines gewandt im Speisewagen hantierenden Kellners. Lustig winkte der Koch mit seiner hohen weißen Mütze und dem flatternden Halstuch. Von unserer jugendlichen Sehnsucht nach der weiten Welt begleitet, verschwanden die gelbbraunen Waggons rechts um die Kurve.

Eines Tages, es war im August, wurden an den belebtesten Punkten der

Stadt hohe Bretterzäune errichtet, die sich bald darauf mit bunten Plakaten bedeckten. Wer es nicht schon aus der Zeitung oder gerüchtweise erfahren hatte, konnte da lesen, daß der größte Zirkus der Welt, der von Barnum & Bailey, im Anrollen war. Wie ein Besuch aus Feenland war es, als die weißen, mit goldenen Ornamenten und fremdländischer Schrift bemalten Pullmanwagen auf ein Seitengeleise unseres kleinen Bahnhofs einfuhren. Den ganzen Tag über strolchte ich auf dem Zirkusplatz herum. Überall gab es Interessantes und Neues zu sehen. Der Aufbau — es hieß, es solle in drei großen Zelten zugleich gespielt werden — vollzog sich nach einem mir unverständlichen Plan des Zusammenwirkens außerordentlich schnell und exakt, wie bei einem gut geordneten Spiel, wo jeder seinen Platz hat und seine Aufgabe genau kennt.

Auch die Stadt selbst schien lebendiger als sonst. Viele Landleute und Bauern waren hereingekommen, um sich den Betrieb anzusehen. Die exotischen Zirkustypen, die hier und dort im Stadtbild auftauchten, wurden neugierig betrachtet. Ich sah voller Erstaunen eine offene Droschke vorüberfahren, in der merkwürdige Menschen mit verhüllten Köpfen saßen. In einem, der unförmig, ja geradezu ungeheuerlich dick war, erkannte ich von den Plakaten her den dicksten Mann der Welt. Neben ihm saß ein Mensch, dessen Gesicht mit einem schwarzen Tuch umwunden war; nach der Fülle widerspenstiger Haare zu schließen, konnte das nur Lionel, der Löwen- und Haarmensch, sein. Der winzige Herr auf dem Rücksitz, auch mit verhülltem Haupt, aber in goldstrotzender Uniform mit prächtigen Verschnürungen und Epauletten, war ganz sicher der damals als Abnormität so berühmte General Tom Thumb.

Diese Abnormitätenfuhrer prägte sich mir scharf ein. Welchen Jungen hätte solch Zirkusleben und -treiben nicht bezaubert? Was hätte ich darum gegeben, mit Seiltänzern und Jongleuren in die Welt zu ziehen und in einem der so reich mit Gold verzierten weißen Wagen zu wohnen! (Selbstverständlich nicht als der, der ich war, sondern als weltberühmter Faßspringer oder Trapezkünstler.)

Einen geheimnisvoll süßen Reiz übten die der Zeit entsprechend strammhüftigen und korsettiierten Artistinnen aus. Hier konnte man die ganze fleischliche Pracht im Gegensatz zur damals alles verhüllenden Mode ausgiebig mit dem Opernglas bewundern. Die dickschenkligten Beine in den seidenen Trikots spielten in meiner Phantasie eine große Rolle.

Verführerisch schön und geheimnisvoll erschien einem die Welt jenseits unserer Stadtgrenzen — die Welt der Städte und Länder, von denen uns diese Artisten Kunde brachten. Nach einigen Tagen war der ganze Zauber vorbei, und die kleine Stadt kam mir vor wie ein geplündertes Weihnachtsbaum, öder und leerer als vordem.



II Ein Blick in das dreizehnte Zimmer

Es war ein heißer Spätsseptembertag gewesen. Nachdem ich meine Schularbeiten beendet hatte, ging ich zu einem Freund von mir, der ziemlich nahe bei uns wohnte. Ich wollte mir ein Seeräuber geschichtenbuch holen, das er zum Geburtstag bekommen und auf das ich mich schon lange gefreut hatte. Es war schon dunkel und die Gaslaternen in der Straße, in der mein Freund bei seinen Eltern wohnte, beleuchteten die Häuserfassaden nur wenig. Die Häuser lagen weiter zurück, hinter kleinen Gärten. Das meines Freundes lag noch weiter zurück, dort, wo die Straße aufhörte und Gärtnereien begannen. Es war noch eines jener alten, einstöckigen pommerschen Häuser: man wohnte nicht gerade zu ebener Erde, aber die Fenster befanden sich ungefähr in meiner Schulterhöhe, das Dach lief seitlich spitzgieblig nach oben, und darauf war noch eine Art Vorbau, die Mansarde.

Ich ging durch den Garten und schloß die hohe Holztüre hinter mir. Ich wollte durch den kleinen Hintereingang, den mein Freund und ich immer benutzten. Dieser Eingang grenzte an eine Art Baumschule, dahinter waren nur noch die langen Beete der Gärtnerei und die Konturen der Gewächshäuser. Hier war es fast stockdunkel an jenem Abend, und niemand war zu sehen. Ich bemerkte Lichtschein in zweien der Fenster; der Lichtschein war schwach, weil er nur durch zwei gegenüberliegende ausgesägte herzförmige Öffnungen kam, die sich in den soliden Holzfensterläden befanden. Solche Holzfensterläden von außen zu schließen war hier nichts Ungewöhnliches, denn es wehte oft eine gar kräftige Brise von der Ostsee herein, und die Läden schützten gegen Wind und Wetter.

Ich glaubte, mein Freund sei zu Hause. Ich hielt ein wenig inne und wollte gerade schon laut Hallo schreiend anklopfen und mich anmelden, bevor ich ins Haus ging, als mir der Gedanke kam: Sieh doch erst mal nach, ob überhaupt jemand im Zimmer ist! Als Junge hat man ja solche Anwendungen. Ich dachte auch, ich könnte ihn so besser überraschen. Ich wollte

einen uns bekannten Indianerkriegsruf erschallen lassen, von dem wir beide kürzlich in einem ganz blutrünstigen Wildwestschmöker gelesen hatten. Das Haus wurde mir bereits zur Blockhütte in der gerodeten Schonung nahe der Prärie . . .

Es fügte sich, daß vor dem einen Fenster ganz zufällig eine große Weinkiste stand. Ich schlich mich sehr leise an, sah schon meinen Freund über das französische Extemporale gebeugt sitzen oder bei der verhaßten Mathematikaufgabe. Ich stieg also, den Atem anhaltend, behutsam auf die Kiste. Es gab einen kleinen Quietschton. Ich wartete und legte dann meine Augen an die Öffnung in der Holzlade. Innen hingen Gardinen vor den Fenstern, aber die waren ja in der Mitte geteilt, außerdem konnte man durch die großen Gardinenmuster bequem hindurchsehen. Eine große Petroleumlampe brannte und beleuchtete mit ihrem gelben, freundlichen Schein die rote Plüschdecke auf dem Tisch und ringsum Teile des Zimmers. Ich merkte plötzlich, daß es nicht das Zimmer meines Freundes war. Natürlich — es war das nebenan. Ich hatte in der Dunkelheit nicht recht gesehen. Dies mußte das Zimmer seiner Eltern sein, und zwar das Schlafzimmer, denn die Lampe beleuchtete einen Teil der links von mir schräg gegenüber stehenden Betten.

Eine merkwürdige Spannung erfaßte mich. Ich hatte das Gefühl, auf verbotenen Wegen zu wandeln. Vergessen waren die Indianerbücher. Etwas Triebhaftes in mir ergriff mich wie eine Schwäche — aber angenehm auch —, als ich plötzlich bemerkte, daß eine Frau im Zimmer war . . . Und zwar erkannte ich sogleich die Tante meines Freundes, die aus der Großstadt gekommen war und im Geschäft seines Vaters half. Eine unbegreifliche Lust der Neugier packte mich mit teuflischen Klauen. Alle guten Vorsätze waren dahin. Ich muß ungefähr vierzehn Jahre alt gewesen sein — halb noch ein Kind, aber halb schon dabei, mich in einen Jüngling zu verpuppen. Ich dachte sofort an meine Freunde. Gespräche fielen mir ein, zweideutige Bemerkungen, die sie gemacht hatten . . .

Eine Frau dort im Zimmer! Etwas zog mich in dieses Zimmer hinein. Wie mit kleinen glühenden Nadeln festgepiekt, von einer mir noch unbekanntem Leidenschaft getrieben, stand ich und beobachtete die Frau.

Sie trat jetzt mehr in den Lichtkreis der Lampe. Ich sah, wie sie einen halbgroßen Spiegel, der wahrscheinlich sonst über dem Waschtisch hing, gegen einen Kasten stützte. Dann nahm sie den Lampenschirm ab, um besser sehen zu können. Ich bemerkte auf dem Tisch einen jener damals gebräuchlichen kleinen Spiritusapparate, über denen man die Brennscheren heiß machte. Daneben lagen schon Käämme und eine Bürste, auch einige Haarnadeln. Flaschen standen auf diesem Tisch — Haarwasser wohl, und

Eau de Cologne oder Parfüm – und eine Tube mit Handcreme. Eine Kaffeetasse stand auf einer Zeitung, ein geschnittener Kasten in Kerbschnitzerei aufgeklappt daneben; innen war er blau ausgelegt, auf kleinen Kissen darin lag Nähzeug und in den Kissen steckten Nadeln, einige davon eingefädelt. Seidengarnrollen, ein Fingerhut aus Metall, ein paar weiße, lose Korsettstäbe und etwas Gummiband, rosafarben, vervollständigten dieses Stilleben.

Auf dem Bett ahnte ich, ohne es ganz sehen zu können, ein schwarzes, schillerndes Kleid. Hinten an der Wand stand der Waschtisch, darauf die Waschschüssel, daneben die Wasserkanne und ein Küchentopf mit heißem Wasser, denn ich sah den Dampf aufsteigen. Richtig, der Spiegel war abgenommen – ich sah den Haken über dem Waschtisch und die hellere Tapetenstelle, wo er gehangen. Darunter hing eine Decke, auf der in bunter Stickerei, die Anfangsbuchstaben mit Ornamenten und Blumen verziert, stand: «Froh Erwache Jeden Morgen!» Die weiße Decke war an den Rändern halbmondförmig ausgezackt, die Zacken mit roter Seide bestickt. Neben dem Mahagoniwaschtisch hingen Handtücher auf einem Holzgestell, gleich daneben der tütenförmige Schwammhalter aus weißem Zelluloid, oben mit einem roten Schleifchen. Ein Waschlappen hing wohl zum Trocknen über die Kante der Marmorplatte, mit der der Waschtisch bedeckt war. Unterhalb, mehr im Dunklen, stand ein großer Eimer für das schmutzige Wasser – aus Porzellan, mit einem Deckel darauf und einem rohrumflochtenen Griff, der über zwei Porzellanknöpfe lief. Neben dem Eimer sah ich einen geblühten Nachttopf, auch aus Porzellan und ornamental geprägt; ich mußte an einen großen, grünen Kohlkopf denken.

Ich weiß nicht, warum sich mir all dies so haargenau einprägte. War es meine angeborene Beobachtungsgabe oder war es, weil meine aufgescheuchte Phantasie alles in Beziehung zu der Frau im Zimmer brachte? Es steht heute noch so lebendig vor mir wie damals an jenem denkwürdigen Abend. Ich vergaß Gott und die Welt. Mit meinen Augen sog ich unbeherrscht das Zimmer und alles in mich hinein . . .

Eine seltsam unheimliche Lust überkam mich. Meines Freundes Tante ging hin und her, trat in den Lichtkreis der Lampe, zog einen Stuhl heran, setzte sich und machte sich vor dem Spiegel, den sie näher heranrückte, an ihrem Gesicht zu schaffen. Sie drückte an einer kleinen Pustel herum, nahm dann ein Tüchlein und wischte, lehnte sich zurück, gähnte plötzlich und reckte die Arme. Begann dann wieder vorgebeugt am Ohrläppchen zu nesteln und wandte den Kopf ein wenig seitlich mir zu, während sie die Ohringe abnahm und auf den Tisch legte. Sie nahm eine Haarnadel und kratzte sich damit auf dem Kopf. Von einem Impuls durchzuckt, stand sie

wieder auf und verschwand seitlich, wo halb aus dem Schein der Lampe ausgeschnitten eine Kommode stand. Ich hörte, wie eine Schublade etwas quietschend aufging, und gleich darauf kam die Frau mit einem weißen Wäschestück in der Hand zurück an den Tisch. Ich sah, daß es eine Frauenhose war. Sie zog den Kasten näher und suchte darin herum. Hatte bald eine blaue Rolle feines Seidenband in den Händen, das sie durch kleine Löcher hindurchzog, hier und da ein Schleifchen bindend. Sie griff nach der Kaffeetasse, trank einen Schluck und beugte sich wieder über ihre Arbeit. Fertig damit, warf sie die weiße Hose auf das Bett zum schwarzen Kleid, stand auf, rückte den Stuhl mehr ins Dunkle seitwärts und — es wallte heiß in mir auf — begann an ihrer Bluse zu nesteln. Der damaligen Mode entsprechend war es eine Bluse, die bis unter den Hals ging und hinten oder seitlich mit kleinen Haken geschlossen wurde. Mein Gott, dachte ich, mein Gott — und wurde ganz schwach, denn ich hatte noch niemals eine entkleidete Frau gesehen, außer auf Bildern, und das war ja doch nur Papier . . .

Es war damals ganz anders als heutzutage. Die Frauen trugen Röcke, die bis auf den Boden gingen und oft sogar nachschleppten. In der Mitte waren sie eingeschnürt wie ein Diabolo; die Wespentaille war immer noch modern. Alles war verhüllt. Nacktes zeigte man überhaupt nicht. Man durfte als wohlgezogene Frau nicht einmal die Beine übereinanderschlagen, man durfte höchstens die Stiefel zeigen, aber nie den Ansatz des Beines. So war es jedenfalls in den strengen und achtbaren bürgerlichen Familien. Vielleicht aber lag gerade darin jener unbeschreibliche Reiz, das ganz zu sehen, was unter der Verhüllung lag: die eigentliche Haut — ?

Ich weiß es nicht. Von heute aus klingt es einfach unvorstellbar, daß Nacktheit damals unsere erwachende Phantasie so beschäftigte. Komischerweise dachte ich, als ich mit heißen Backen am Holzladen stand, an Hilda Giese und Alice Zöller — kleine Schulmädchen in unserem Alter, denen wir gänzlich harmlos nachstiegen —, und irgendwie mußte ich sie mit der Frau im Zimmer vergleichen. Nein, das waren ja noch gänzlich unentwickelte Backfische in Tennisblusen; sie hatten noch nicht die Diabolofigur der erwachsenen Frauen, sondern sahen eigentlich bis auf die Röcke und Zöpfe recht ähnlich aus wie wir. Das war gar nicht aufregend. Das war mehr albern, ein halb kindliches Gedalber, weiter nichts. Auch an den dicken Willi mußte ich denken, den Kegelaufsetzjungen, der mein etwas schmutziger Mentor in den menschlichen Dingen gewesen, und an meinen Freund Gützkow, der mir einmal mit phantastisch-obszönen Ausschmückungen von einer nackten Frau erzählte, die er in den Stolpmünder Dünen mit einem Opernglas beobachtet hatte.

Die Frau hatte mittlerweile ihre Bluse aufgemacht, und ich sah entzückt

in einen herzförmigen Schlitz. Die großen, vollen Brüste waren durch die damalige Korsettmode hoch heraufgepreßt. Sie lagen wie zwei mollige Pfirsiche in einem Korbe, und der Korb war wie bei einem Südfruchthändler mit Spitzen verziert, denn das Hemd trug sie unter dem Korsett; so war es Sitte. Sie legte nun den Rock ab. Er fiel wie ein Schale aus dem Bereich der Lampe in den kreisförmigen Schatten auf dem Teppich. Ein schillernder Unterrock folgte. Auch er sank zu Boden. Wie Häute, dachte ich, verzaubert vom Anblick des Entpuppens.

Die Tante meines Freundes muß damals ungefähr 38 Jahre alt gewesen sein. Sie war eine sogenannte stattliche Frau, der von den Männern damals bevorzugte Typ. Es wurde auch zuerst ein wenig geredet, als der Vater meines Freundes sie ins Haus nahm: sie kam aus der Großstadt und wußte sich moderner und städtischer zu kleiden, und in einer hinterpommerschen Kleinstadt war das schon verdächtig. Man wußte nichts Genaueres; sie sollte eine Liebesaffäre gehabt haben oder so, erzählte man, aber alles blieb Klatsch, niemals wurde wirklich Tatsächliches berichtet. Und sie benahm sich allen gegenüber immer tadellos, auch zu uns Jungens.

Sie war eine volle Erscheinung, etwas über Mittelgröße, mit dunklem Haar, nicht direkt schwarz, aber ins Dunkle gehend. Das Haar lag in einer Kronprinzessinnenfrisur um ihren Kopf ... Ich stand wie festgefroren. Alles um mich verschwamm. Meine Augen waren im Zimmer. Sie stand nun halb entkleidet im Licht. Die langen weißen Batistosen gingen, mit blauen Bändchen durchzogen, bis unter das Knie. Ich sah, obwohl die Hosen weit geschnitten waren, wie sie sich oben über den kräftigen Schenkeln spannten. Um die Taille herum waren sie mit einem Bund zugeschnürt. Ich sah stramme Waden, die in schwarzen Strümpfen steckten, spitz nach unten zulaufend in hohe, vorne ausgeschweifte, merkwürdig klein erscheinende Knopfstiefelchen.

All das hatte ich noch nie wirklich gesehen, mir nur immer wieder in meiner Phantasie ausgemalt. Sie bückte sich, hob die am Boden liegenden Röcke auf – ihre vollen Frauenhöften traten einen Augenblick hervor, der weiße Batist wie eine stramme Haut darüber – und warf nachlässig die Röcke über eine Stuhllehne.

Um mich war kein Laut. Wenn jetzt jemand gekommen wäre, hätte er mich ohne weiteres erwischt, denn ich war völlig in erregte Betrachtung versunken. Sie ging zum Waschbecken und wieder zurück. Jetzt nahm sie die Arme nach rückwärts und hakte etwas auf, hob die Beine und stieg aus der Batisthose. Das Hemd, ein wenig zerdrückt, rauschte herab wie ein weißer Wasserfall. Es war ziemlich lang. Sie hob die Hose auf und legte sie zu den Röcken über die Stuhllehne. Nun stand sie im Hemd, Korsett und

Untertaille da. Sie zog die Untertaille aus, und ein ziemlich stark geschnürtes Korsett kam zum Vorschein; man sah förmlich das Fleisch an den Seiten hervorquellen trotz des reichlich weiten Hemdes. Nun legte sie die Arme über die Brust und begann mit sichtlicher Mühe – ich hörte sie fast atmen – die Haken an den weißbezogenen Fischbeinstäben aufzumachen. Das Korsett brach oben auseinander. Es öffnete sich und ließ die großen Brüste ein wenig herabfallend vorquellen, aber noch eingerahmt vom bändchen- und spitzenverzierten Hemdausschnitt, der dreieckig nach unten auslief.

Das Korsett legte sie zu den anderen Kleidungsstücken. Nun war sie im Hemd. Sie zögerte ein wenig, strich mit den Händen über den Kopf, wie um die Frisur zu ordnen, auch über das Hemd herunter, wie um es zu glätten – rein unbewußte Bewegungen wohl. Dann setzte sie sich auf die Bettkante, schob das dort liegende Kleid ein wenig zur Seite, griff nochmals zum Haar und zog daraus eine große Haarnadel hervor. Damit heruntergebeugt, das eine Bein über das andere schlagend, begann sie die Knopfstiefel aufzuknöpfen. Ich sah in den halb von ihrer Frisur verdeckten Hemdausschnitt, sah die vollen Brüste wie reife Früchte nach unten hängen. Die Stiefel hatte sie nun ausgezogen und die Strümpfe herabgerollt. Ich sah jetzt erst, daß sie Strumpfbänder trug. Dabei entblöbte sie, das Hemd ein wenig verschiebend, das weißlich-rosige Fleisch ihrer dicken Schenkel, wo man noch die Spuren der Strumpfbänder erkennen konnte. Denn das Licht fiel voll auf sie, da auf der Bettkante. Sie hielt einen Augenblick inne, gähnte nochmals, strich an sich herunter, aufgereckt – ich sah entzückt, wie die Brüste unter dem weißen Batisthemd hochstanden wie kleine Berge. Auf einmal erhob sie sich, nestelte wiederum an den Achseln und wand sich, mit beiden Händen ziehend und hebend, aus dem Hemde heraus.

Ich sah atemlos hin. Sah, wie sich der üppige, mollige, ganz entwickelte Frauenkörper langsam aus der weißen Haut herauschälte. Es war, als hätten auch die Gegenstände im Zimmer an diesem Schauspiel teil. Reckte nicht jener Stuhl seine Lehne, um besser zu sehen? Schien die Lampe nicht plötzlich zu flackern? Atemlos und erregt saugte ich alles in mich hinein. Ich war bedrängt, aber auch entzückt. Also so sieht eine Frau aus – diese Zweiteilung!

Sie wandte sich weg von mir und zeigte mir einen prachtvollen Rücken. Mit Entzücken sah ich die rosigen breiten Kugeln ihres Popos, über dem lustige kleine Grübchen saßen. Ich sah die Speckfalten, wie sie oft bei üppigen Frauen vorhanden sind, und sah mit glücklichem Erstaunen das Dunkle, das wie ein behaartes großes Herz vorne unter ihrem leicht geschwellten Bauch war.

Sie bewegte sich nun vollkommen unbefangen, denn wie konnte sie ahnen, daß jemand, und gar noch ich, sie beobachtete. Sie reckte sich, strich an Leib und Schenkeln herab, stellte sich aufgerichtet, dann ein wenig herabgebeugt vor den Spiegel, nahm die Arme nach oben und begann ihr Haar zu lösen. Unter den Armen war dasselbe dunkle Haar. Wie kleine Oasen waren diese Haarbüschel in einer großen, glatten, fleischlichen Dünenlandschaft – als ob man sich, durstig, hierhin zurückziehen könne nach dem Durchwandern der heißen, großen und kleinen Dünen. Sie nahm Haarnadeln aus ihrem Haar und behielt ein paar davon im Munde, andere wurden auf den Tisch gelegt. Auch legte sie eine Art Haarrolle daneben, die man trug, um die Frisur runder und höher erscheinen zu lassen. Die Haare fielen nun in Schlangen herab und bedeckten die Hälfte ihres Oberkörpers und Rückens. Eine größere Haarnadel, die herabgefallen war, hob sie auf, sich dabei bückend und mir den Rücken zukehrend. Sie fand sie nicht sofort, und ich sah wieder, wie das Dunkle, braun-rosig Herzförmige zwischen ihren Schenkeln hervordrängte . . .

Mir war fast fiebrig zu Mute. Ich fröstelte vor Erregung. Konnte mich nicht losreißen. Es war wie eine Verzauberung. Wie kam es nur, daß diese achtbare bürgerliche Dame plötzlich so ganz anders wirkte? Hatte sie sich verwandelt? Ich erkannte die Tante meines Freundes kaum wieder, wie sie dort unbefangen im Evakostüm hantierte. Etwas war mit den Kleidern abgefallen. Dies war die eigentliche Frucht, das reine Geschlechtswesen mit allen ausgesprochenen Merkmalen. Alles war voll von Kurven und rosigen, weißen, bräunlichen Fleischtönen, von leicht bläulichen Adern, die hie und da durch die Haut schimmerten. Ich mußte auch an ein Pferd denken, an eine weißlich-gelbe, falbe Stute. Waren die Hinterbacken nicht genau so? Es war mein erstes Erlebnis mit einer nackten Frau und ging mir durch und durch. Es war ungeheuerlich. Ich fühlte, wie der Mann in mir erwachte. Ich wäre gern bei ihr da drinnen gewesen, sinnlos, ganz verrückt, hätte sie streicheln mögen und küssen – alle die fleischlichen Kurven, die Falten und das große, behaarte, dunkle Herz, das ein wenig in der Mitte gespalten war. Meine Knie wurden schwach. Ich konnte von dem Bilde nicht loskommen.

Plötzlich hörte ich Geräusch und Stimmen. Diesmal drang der Laut zu mir; halb betäubt, zitternd, aber doch leise stieg ich von meiner Kiste. Aber ich war irgendwie erstarrt. Ich hakte mich an einem Nagel fest, fiel hin und machte Lärm. Angstschweiß (oder war es noch die gehabte Erregung über mein Erlebnis?) brach mir aus, und ich stand auf, so schnell ich konnte. Lief, so schnell ich konnte, zur Gartentür und davon, was das Zeug hielt. Gott sei Dank war hier kein gepflasterter Weg, so daß der weiche, dunkle Erdboden das Geräusch meiner Schritte verschlang. Erschöpft, ja verstört kam ich zu

Hause an. Das Bild der nackten, rubensartigen Frau ging mir nach, und ich habe bis heute diesen ersten Eindruck nicht überwunden.

Ich wollte ihn auch gar nicht überwinden. In meinem Gehirn hing dieses Bild lange aufgehängt. Das heißt, es hängt noch da, ich konnte es später aufs Lebendige übertragen. Und wenn ich heute male, so sehe ich hin und wieder jenes Bild im lampenerleuchteten Zimmer. Es war, als hätte mir jemand, den ich nicht kenne, ein Sinnbild gezeigt, etwas Ewiges – denn so lange wir existieren, wird es das Sinnbild der Nacktheit geben: das Weib als die unvergängliche Quelle und Fortsetzung unseres Geschlechts.



Weibsbild (1915)

III Ich weiß schon, was ich will



EINES TAGES machte ich die Bekanntschaft des Buchhändlers Schönboom. Er war ein Idealist und Besitzer der größten Buch- und Kunsthandlung in Stolp. Sehnsüchtig und verliebt stand ich oft vor seinen Schaufensterauslagen, betrachtete neidisch das wunderschöne Malgerät, die vielerlei Studienkästen, die schon fertig aufgespannten Rahmen mit Leinwand. Eine ganze Malerwerkstatt war da aufgebaut, noch unbenutzt – und wie gerne hätte ich vieles davon gekauft! Aber im Verhältnis zu meinem bißchen Taschengeld waren all diese schönen Sachen ziemlich teuer.

Als ich gelegentlich dort einmal Farben kaufte und ein Buch in der Leihbibliothek umtauschte, kam ich zufällig mit dem Besitzer ins Gespräch. Ich durfte danach, so oft ich wollte, in die besondere Kunstabteilung seines Ladens kommen und mir sämtliche Kunstblätter nach Herzenslust anschauen. Ein kleiner Schritt vorwärts in die unbekannte Zukunft!

Ich kopierte eben aus der «Gartenlaube» ein mich sehr interessierendes Gemälde von Prof. Werner Simmler, ein etwas düsteres Genrebild mit dem Titel: «Überrascht». Zwei Wilderer mit geschwärzten Gesichtern sind im tiefsten Waldesdickicht von einem Förster ertappt worden. Gerade waren sie dabei, ein unrechtmäßig erbeutetes Reh auszuweiden. Der eine, unheimlich anzusehen, hebt bereits seine Büchse; jetzt – und eben diesen dramatischen Spannungshöhepunkt hat der Maler für seine Darstellung gewählt – kommt es darauf an, wer zuerst schießen wird . . . Das Bild gefiel mir großartig. Ich malte es mit Liebe ab und legte all mein Können in die Kopie. Ich war sehr damit zufrieden, und als sie fertig war, stellte mein Gönner Schönboom sie nett gerahmt in seinem Schaufenster aus, zu meinem und meiner Freunde großem Stolz. Wie glücklich war ich aber erst, als mein Werk nach kurzer Zeit an einen Gutsbesitzer verkauft wurde und Herr Schönboom mir 4 Mark 85 dafür aushändigte! Es war ein wundervolles Gefühl, für ein so großes Vergnügen auch noch Geld zu bekommen.

Der Buchhändler blieb weiterhin mein Gönner. Er hatte etwas außerhalb der Stadt ein Landhaus mit schön gepflegtem Garten, wo ich ihn gelegentlich aufsuchen durfte. Wir wandelten dann zwischen den mit großem gärtnerischem Verständnis angelegten Blumenbeeten einher. Und während Schönboom ab und an sich zu einer Rose niederbeugte, führte er tiefernste pädagogische Gespräche mit mir. An einer verborgenen Gartenecke stellte er sich plötzlich vor mich hin, sah mir mild und streng zugleich in die Augen und sagte eindringlich: «Ich glaube, Du wandelst auf schlechten Wegen.»

Ich wurde sehr rot, stammelte dumm und verwirrt etwas Zusammenhangloses und entfernte mich später tiefbekümmert. Fürwahr, sofort wollte ich ein neues Leben beginnen; noch am selben Tage vernichtete ich eine kleine Sammlung von Bildausschnitten kitschig schöner, halbbekleideter Damen, die ich im Laufe der Zeit aus der halb kriminalistischen, halb erotischen Zeitschrift «Reporter» gesammelt hatte. Ohne das geringste von dem Dichter Wedekind zu wissen, tat ich es seinem Helden Moritz Stiefel gleich und versenkte voll guter Vorsätze die zerrissenen Bilder in unser neuangelegtes Wasserklosett. Ich fühlte mich durchaus als Sünder. Ich ging so weit mit mir ins Gericht, daß ich den Fleischgenuß als Ursache des Übels ansah; dazu kam noch der Einfluß einer schauerlichen Propagandabroschüre. Meine Mutter konnte gar nicht verstehen, warum ein saftiges Roastbeef mich auf einmal völlig kalt ließ.

Schönboom war der echte deutsche Buchhändler alten Stils: immer etwas belehrend und sich der kulturellen Vermittlung durchaus bewußt, die ja ein wenig zum Buchhändlerberuf gehört. In seinen Reden war neben verstehender, belesener Güte stets der leicht erhobene Zeigefinger des deutschen Oberlehrers – einer Gattung, deren einstigem Typ er auch äußerlich glich. So steht er heute noch vor mir mit seiner goldenen Brille, mit dem rötlich-blonden Spitzbart, den humanen Bildungsidealen und den Reiseerinnerungen an Griechenland. Er war Familienvater, hatte zwei außergewöhnlich vorlaute und freche Sprößlinge, eine von weitem künstlerisch aussehende Frau in Reformkleidung und war nebenbei Anhänger einer halb fleischlosen Ernährungsweise und Protektor einer Jugend-Abstinenzlerloge.

Ich zeichnete und kopierte weiterhin allerlei. Eine Postkartenserie in der Aquarellmanier der gefeierten Blumenmalerin Katarina Klein fand sofort einen Abnehmer und wurde nachbestellt. Meine Veranlagung zur komischen Betrachtungsweise oder gar zur satirischen Glosse war bis jetzt noch nicht hervorgetreten; gelegentlich aber zeigte sich doch die Richtung späterer Begabung. Wilhelm Busch, dessen Sachen ich zu dieser Zeit kennenlernte, gefiel mir so gut, daß ich in einer Nacht auf einen Sitz die ganze

Silen- und Nymphengeschichte abzeichnete, bis mir buchstäblich der Federhalter aus der Hand fiel.

Aus gebundenen Jahrgängen der «Fliegenden Blätter», die ich mir aus Schönbooms Leihbibliothek holte, kopierte ich hauptsächlich Arbeiten von Adolf Hengeler. Mit großer Geduld suchte ich jeden Strich des Vorbildes herauszukriegen und genau dem Originalholzschnitt oder Klischee anzugleichen. Die dazugehörigen Gedichte schrieb ich mit extra ausgewählten Rundschrittfedern daneben. Sehr gut gefielen mir auch Federzeichnungen des alten Wilhelm von Diez. In einem «Daheim»-Heft fand ich einen Aufsatz über ihn nebst einer ganzen Anzahl von Reproduktionen seiner Zeichnungen aus dem Dreißigjährigen Kriege; von da an tauchten häufig auf meinen «freien» Kompositionen ebensolche Marodebrüder und schwedischen Reiter auf. Durch die Kasinoumgebung angeregt – die oberen Räume des Offizierskasinos hingen bis obenan voller Bilder –, zeichnete ich gerne Szenen aus dem kriegerischen Husarenleben. Die sogenannte Sepiazeichnung hatte mir's angetan; mit einem Stück Sepiatusche und spitzem Pinsel versuchte ich ähnliche Effekte zu erzielen, wie ich sie auf den Sepiazeichnungen von Schwind oder Ludwig Richter gesehen hatte. Ein großes Schlachtenbild von Emil Hünten, eine berühmte Attacke der Blücherhusaren im Siebzigerkriege darstellend, habe ich besonders im Gedächtnis behalten.

Durch Interieurstudien von Eduard Grützner beeinflusst, versuchte ich sodann auch Kellereckenmotive mit Fässern und Weinflaschen wiederzugeben; in Ermangelung von Mönchen legte ich ein altes Buch oder Trinkgefäß dazu. Ich zeichnete, was mir vor den Bleistift kam: nacheinander alles mögliche aus Haus, Hof, Küche und Keller – Flaschenkörbe, ein paar Schuhe, eine angelehnte Leiter am Obstbaum, unseren Hund Witboi im Korbe liegend und eine ganze Ansicht des Offizierskasinos von hinten. Per Rad fuhr ich oft über Land und nahm Bauernhäuser und Landschaften auf. Gänzlich unproblematisch, frisch und unbekümmert zeichnete ich drauflos. Eiferte ich heute dem Grützner nach, so folgte ich morgen den Spuren eines historischen Schlachtenmalers. Als ich einmal über den berühmten Adolph von Menzel las, beschloß ich sogleich, ihm nachzustreben und überall, wo es auch sei, im Stehen, Liegen, Sitzen und Schlafen, zu zeichnen. Menzels Wahlspruch – daß Fleiß, reine, dauernde Arbeit, mehr bedeute als Talent – machte mir einen großen Eindruck.

Ab und zu, wenn auch noch schüchtern, meldete sich schon ein späterer Grosz an. Ein klein wenig wurde manchmal der Pferdefuß sichtbar. Ich neigte zwar damals eher zum Träumerischen als zum Spöttischen, war aber realer Beobachter genug, um das oft zitierte Grundgesetz der Tier- und

Menschenwelt, das Gesetz von Hieb und Biß, das später ein wichtiges Leitmotiv meiner Lebens- und Gesellschaftsbetrachtung wurde, sehr bald wahrzunehmen. Ich will nun nicht etwa sagen, ich hätte damals, als 14- oder 15-jähriger, schon eine ausgewachsene Lebens- oder Menschenkenntnis besessen. Davon kann nicht die Rede sein. Was ich mit dem Gesetz von Hieb und Biß andeuten wollte, lag bloß in der Erkenntnis einer gewissen Jungensbrutalität untereinander begründet: man wurde angegriffen und wehrte sich seiner Haut, so gut es ging. Man regulierte Sympathien und Antipathien mit den Fäusten. Das war alles.

Ein Erlebnis fällt mir da ein, das ich als kleiner Junge in Berlin hatte. Ich war damals ein tagträumendes Kind, war eben von Stolp nach Berlin gekommen und in der Artilleriestaße neu eingeschult worden. Ich war sehr allein. Aus einer mir vertrauten Umgebung in Stolp kommend, stand ich während einer Pause auf dem Schulhof. Alles war mir so fremd und die Berliner Umgebung so neu, und ich hatte auch noch keine rechte Freundschaft schließen können. So stand ich da, halb träumend, und war gerade dabei, in mein ausgewickeltes Butterbrot hineinzubeißen, als ich plötzlich von einem vorbeirennenden Jungen einen kräftigen Stoß in den Rücken erhielt und der Länge nach mit dem Gesicht auf meinem Butterbrot in den Schmutz fiel . . . Ich war wie gelähmt. Ich war vernichtet, und obwohl ich den Jungen davonrennen sah, war ich nicht imstande, ihm zu folgen oder gar eine Prügelei zu wagen. Warum, weiß ich selbst nicht; es muß etwas anderes gewesen sein als nur ein gewöhnlicher Stoß in den Rücken. In mir, so besinne ich mich, war es eiskalt vor Haß und Wut, aber irgendwie schluckte ich es, ohne zu murren — merkwürdig. Später lernte ich ja meine Lektion, und viel später gehörte ich sogar selbst zu jenen, die Stöße in den Rücken butterbrotessender und träumender Jungens verabfolgten. Aber komisch, ich habe dieses Erlebnis bis heute nicht vergessen. Oft noch empfand ich die ungeheure Bösartigkeit, Einsamkeit und Verlorenheit, die ich auf dem Schulhof in der Artilleriestraße verspürte. Ich fand diesen Menschentyp dann in fast allen Lebenslagen wieder; es war, als hätte ich damals ein tieferes Gesetz der Brutalität entdeckt, aber gleichzeitig damit das immer und ewig vorhandene Lachen der Schadenfreude.

Ach, wenn ich an jene Jahre meiner Entwicklung zurückdenke, wie unklar erscheint mir alles! Wer leitete dich denn, wer und wo war der Puppenspieler, der die Puppe hopsen und tanzen ließ wie all die anderen Puppen? Wohl gingen wir, ja mußten wir pflichtgemäß in die Kirche gehen — wurden wir doch auf die Einsegnung vorbereitet, eine so wichtige, protestantisch-religiöse Handlung! —, aber trotzdem war uns Gott nicht allzu nahe, zumal ja auch protestantische Zeremonien und Kirchen bei

weitem nicht jenen mystischen Pomp und Zauber ausüben wie zum Beispiel die katholischen Riten. Es war alles in allem ein fast animalisches, amorphes Leben. Wie bei Insekten, denke ich heute. Es muß da aber doch auch etwas von einem Stücklein Weltverbesserer in mir gewesen sein – ich meine neben dem mehr «träumenden» Künstlerischen. Von wem das herkam, weiß ich kaum zu sagen. Ein Pastor war ja in der Familie, sein altes Bild, mit schwarzem Rock und weißen Bäffchen, hing in unserer guten Stube, aber niemand, nicht einmal meine Mutter, wußte viel über diesen Verwandten. Man wußte, daß er von meiner Vaterseite kam, aber sonst eigentlich nichts, und das Bild verblaßte immer mehr.

Was ich mit dem Wort Weltverbesserer andeuten will, ist eine Neigung, teilzunehmen, eine bedenkliche Neigung, die Dinge besser zu wissen – und oft wußte ich sie, typisch weltverbessernd, ja wirklich besser. Gerne gab ich mich auch reformierenden Ideen hin, die damals allerdings in der Zeit lagen. Es war die Zeit, in der das viktorianisch Verhüllte überall anfang, durch aufklärende Lehren durchbrochen zu werden. Es war die Zeit Ibsens, die Zeit des großen Erfolges aller Aufklärer der bürgerlichen Welt, die Zeit des Hereinlassens von frischer Luft. Theorien wie die des dänischen Lehrers I. P. Müller mit seinen Kaltwasserabreibungen morgens am offenen Fenster und seiner Gegnerschaft gegen die einzwängenden hohen Kragen und Korsette – komisch, alle solchen Theorien fanden in mir ein bereitwilliges Echo. Denn noch waren die langen Röcke da, und wenn es Frauen mit abgeschnittenen Haaren überhaupt schon gab, so galten sie als halbverrückte Neuerinnen.

Ein großes Aushaltvermögen, Geduld und Fleiß, das hatte ich gewiß von Mutterseite her. Mein Großvater war in Finsterwalde Korbmacher gewesen; davon kamen eine gewisse Fähigkeit, bei der Sache zu bleiben, sich zu konzentrieren, wenn es nötig war, und eine Begabtheit in Handwerksdingen, ein Sinn für das Ornamentale – dafür, ein Bild gleichsam ineinanderzuflechten wie einen Korb. Vielleicht sind äußerlich alle meine Bilder Körbe. (Daß diese Körbe natürlich auch etwas in sich haben, ist eine andere Sache.) Ich denke heute, daß das Zeichnen viel mit dem ursprünglichen, dem Menschen angeborenen Sinn für Flechten und Weben gemein haben muß...

Eine Lust an der Welt hatte ich aber auch ererbt, an reichlichem Essen und Trinken. Dies war natürlich einfach ein deutscher Zug. Was das Trinken betrifft, so erinnere ich mich an einen Onkel, der auch Korbmacher war und von dem man sehr zurückhaltend erzählte, daß neben seinem Korbe schon am frühen Morgen eine mächtige Flasche mit Kornschnaps gestanden sei. Er wurde aber sehr alt, und als ich ihn mit vierundsiebzig beim Begräbnis

meiner Tante widersah, war er ein feiner alter Mann, nicht im geringsten zittrig oder wunderlich. Und obzwar er von seinem fünfundsechzigsten Jahre an das Trinken fast ganz aufgegeben haben soll, rauchen tat er noch kräftig.

Ich besuchte die Oberrealschule in Stolp. Meine Mitschüler waren meist Jungen vom Lande, Gutsbesitzersöhne und Söhne kleiner Beamter und ehrgeiziger Mittelstandsfamilien. Denn die Söhne sollten einmal etwas «Besseres» werden, und dafür war eine höhere Schule notwendig, deren Abgangszeugnis zum «Einjährigen Dienst» berechnete. Hatte man nämlich nur eine Pantinen- oder Klippschule besucht, so mußte man seine zwei bis drei Jahre dienen, und das war nicht verlockend.

In jenen milden, ruhigen Vorkriegszeiten wußte man in unserer Oberrealschule nichts von modernen Erziehungsprinzipien oder -methoden. Eine Klasse etwa, die sich selbst regiert, war einfach undenkbar, wäre auch kaum möglich gewesen. Was uns erzog, war im Grunde der schwarz-weiß-rote Rohrstock. Unsere Lehrer, durchweg protestantische Reserveoffiziere, sahen ihr Ideal in einer möglichst soldatischen Erziehung. Sie sagten fast immer: «Du willst doch mal ein guter Soldat werden, also nimm Dich zusammen» – und das half dann auch meistens.

Jedenfalls nahmen wir es als gegeben hin. Es war ein altpreußisches, wahrhaft spartanisches Ideal: fünf bis sechs Rohrstockhiebe auf die mit männlicher Selbstverleugnung eigenhändig strammgezogenen Hosen. Manchmal bekam der Rohrstock den Namen des zuletzt Verprügelten. Das war schlimm, aber zugleich ehrenvoll, wenn befohlen wurde: «Krause, hole mal den Grosz aus dem Pult!» Der Rohrstock wurde nämlich wie Schwamm und Kreide für die Tafel im Pult aufbewahrt, und es wurde immer für eine Woche ein besonderer Rohrstockwart dafür bestimmt – eine Art Ehre, wie sie in den alten preußischen Regimentern dem Profosen zuteil wurde, der dafür sorgen mußte, daß die Weidenruten für das Spießrutenlaufen auch ordentlich biegsam waren.

Vielleicht war uns dickfelligen Pommernjungen wirklich nicht anders beizukommen. Fast jeder Lehrer prügelte, jeder hatte sein eigenes System der Züchtigung. Einer namens Knapp hatte eine besonders entwürdigende Art zu strafen. Er sah schon äußerlich recht unerfreulich aus. Sein Gesicht war von jenem Furcht und Schrecken einflößenden Schnitt, den man in Norddeutschland häufig bei Beamten der Wach- und Schließgesellschaften und in den Reihen der Gefängniswärter antrifft. Unterstützt wurde das Furchtgebietende seiner düster-kalten Züge durch eine Vorliebe für rauhaarige Anzugstoffe, die ihn wie ein Fell umgaben und das Tierische be-

tonten. Er pflegte sich folgendermaßen in Respekt zu setzen: Während er auf dem Katheder saß, mußte man sich in strammer Haltung vor ihm aufbauen, die Hände an die Hosennaht gepreßt und das Gesicht aufrecht geradeaus. Nachdem er einen längere Zeit strafend gemustert, drehte er langsam, die bevorstehende Prozedur fachmännisch ausdehnend und auskostend, seinen großen Siegelring nach innen, wartete abermals und hieb den Delinquenten plötzlich mit gezügelter Wucht vor die Stirne, wobei er mit tiefer Verachtung ein «Du Ochse!» hervorstieß. Das Siegelringwappen hinterließ oft ein schmerzendes Andenken, und während einige von denen, die immer lachen müssen, lachten, schlich man erniedrigt auf seinen Platz zurück.

So waren die Erziehungsmethoden durchweg. Es gab nur wenige Lehrer, die eine Ausnahme machten, und diese wieder konnten sich nie Autorität verschaffen. Anstatt beliebt zu sein, wurden sie als Schwächlinge angesehen und unverdientermaßen gepiesackt und gequält. Manche warfen uns, wenn wir sie wieder einmal bis zur Weißglut geärgert hatten, ihr umfangreiches Schlüsselbund an die Köpfe und jagten uns mit hysterischen Schimpfworten: «Verbrecher! . . . nochmal am Galgen enden . . . Revolver für die Bestie!» um die Bänke. Es war ein erbitterter Kampf, der auf beiden Seiten Opfer forderte. Manchmal hatte ich das halb tragische, halb komische Gefühl, daß wir ihn besser ertrugen als unsere Lehrer, aber vielleicht waren wir gegenseitig abgebrüht, und jedenfalls war es nun einmal so und nicht zu ändern. Da half nichts, nur mit List, Tücke und sinnreichen Einfällen war den bezwickerten Tyrannen beizukommen.

Als wären Geisterhände am Werk, rollten plötzlich Murmeln gegen das Katheder, das wie eine hölzerne Zwingburg sich vor uns erhob. Ein unterirdischer Wille war ständig darauf gerichtet, die heilige Rohrstockautorität zu untergraben. Kleine Betrügereien wurden mit großer Schauspielkunst in Szene gesetzt: Man bot kriecherisch, mit falscher Unschuld seine Dienste beim Präparatholen an, oder man bat, scheinbar bedrängt und hilflos, mit flehenden Augen um Erlaubnis, austreten zu dürfen, um dann im Schnellzugstempo um die Ecke zu verschwinden und in der nahen Bäckerei hastig ein Stück noch warmen Apfelkuchens zu verschlingen. Solche an sich harmlosen Durchbrechungen der strengen Schulordnung hatten die Gefährlichkeit des großen Abenteuers: Wer während der Schulstunde bei verbotenen Exkursionen ertappt wurde, bekam unweigerlich Prügel oder mußte nachsitzen, was noch unbeliebter war, denn es versaute einem unter Umständen einen schönen, freien Juninachmittag.

Viele meiner Lehrer waren Sonderlinge, komische Drillmeistertypen mit faßförmigen Bäuchen, merkwürdig schlappenden Hängehosen, unmöglich

sitzenden Kragen, eigenartigen Zwickern. Sie entsprachen ganz dem karikaturistischen Bilde, das der Vorkriegs-Simplizissimus von ihnen entwarf. Wieviel menschlich Schiefes und Unzulängliches war hier zu finden! Nicht umsonst bedrücken uns, die wir damals in Deutschland zur Schule gingen, noch manchmal schaurige Träume. Unsere Lehrer waren Diktatoren, wir Schüler hatten das Maul zu halten. (Daß wir, erst einmal groß, es ebenso machen würden, war ja klar.) Denke ich an meine Schulzeit, so steigt mir neben allerlei Lustig-Nichtsnutzigem unweigerlich jener eigenartig säuerliche, streng muffige Paukergeruch in die Nase.

Es kam, wie es kommen mußte: ich mußte schließlich, wie man damals in der Militärsprache sagte, «meinen stillen Abschied nehmen». Ich flog nämlich einfach in hohem Bogen raus. Der Schlußstrich meiner Schulzeit war eine in Obertertia dem sonst nicht üblen Lehramtskandidaten Pingkwardt zurückgegebene kräftige Ohrfeige, eine Zorneshandlung meinerseits, die mir bei den mehr Aufsässigen und Ungehorsamen keine geringe Achtung eintrug. Trotz erniedrigendem Bittgang meiner Mutter zum Direktor Mörner blieb dieser hart: Sein lakonischer Bescheid auf ihr Flehen, man möge es doch noch einmal mit mir versuchen und mich in der Schule behalten, lautete: «Ihr Sohn verdirbt die ganze Klasse, solche Elemente muß man rücksichtslos entfernen. Eine Zurücknahme des Lehrerkollegiumsbeschlusses kommt hier gar nicht in Frage, Frau Grosz; vielleicht versuchen Sie Ihren Sohn wo anders einzuschulen — auf Wiedersehen.»

Mir war bei aller Frechheit gar nicht sehr fröhlich zu Mute. Wie ein krankes Stück Wild hielt ich mich in der Waschküche verborgen, weinte über den Gram, den ich meiner Mutter durch meinen Rausschmiß zugefügt hatte, und grübelte dann düster über meine gänzlich ungewisse Zukunft nach. Was sollte nun werden? Mich in einer anderen Kreisstadt neu einzuschulen, hätte neues Geld gekostet, und da hätte ich ja auch in Pension wohnen müssen. Alles war in Scherben. Ein Stück meines Traumes war verflogen beim Zusammenstoß mit den realen Gesetzen und Mächten dieser Welt. Zu dumm . . . ja, so war es.

Sorgenvoll sah ich in die düster bewölkte Zukunft. Mir war alles unklar und formlos, wie auf einem impressionistischen Bilde. Auch hatte ich eine verdächtige Lust, mich Tagträumereien hinzugeben, gewissermaßen schwerwiegenden Gedanken auszuweichen. Ach, irgendwie wird es schon gehen, sagte da jemand in mir. Ob dieser Jemand ein starker oder schwacher Jemand war, das wußte ich nicht und weiß es heute ebensowenig. Natürlich duldete meine protestantische Ader solcherlei Schabernack keineswegs. Arbeiten, brav sein, dich würdig erweisen, zeigen, was du kannst, und so weiter — das war die andere Seite. War es nun der Restaurateur in mir, der nachmittags

heimlich, aber zufrieden sein Schnäpschen kippte, oder war es die Seite meiner Mutter, die unverdrossen schaffte und die Familie erhielt – jedenfalls sah ich mich als besseren Lithographen (ich roch förmlich die Tusche) und gleichzeitig als Kommißinfanteristen meine zwei Jahre herunterrasseln . . .

Nachdem die ersten Tränen getrocknet waren, kehrte ich also aus meiner freiwilligen Waschküchenverbannung zurück, radelte wieder fröhlich, als wäre nichts geschehen, in der Stadt herum und traute mich, wenn auch noch schüchtern, wieder mit meinem Lieblingswunsch hervor, Maler zu werden. Meine Mutter wollte sich damit gar nicht befreunden. Als praktische Frau hätte sie mich lieber in einem der benachbarten Schulstädtchen neu eingeschult, denn sie hielt eine höhere Beamtenlaufbahn, zum Beispiel bei der Reichspost, für erheblich besser. Damit hatte sie ja auch recht. Ein Beamter hat eben einen sicheren Beruf mit Pensionsberechtigung, wogegen das Künstlertum einer der unsichersten Berufe überhaupt ist, bei dem von Pension wohl schon gar nicht die Rede sein kann. Das ist nun einmal so von der Weltordnung bestimmt und keinerlei Fortschrittsausschüsse werden daran etwas ändern können. Nur erschien mir ein Beamtenberuf wenig verführerisch – denn im geheimen stand ich ja auf der bewußten Trittleiter vor einer Riesenleinwand und malte ein gewaltiges historisches Gemälde. Mit solchen Raupen im Kopf wird man selten Beamter.

Es war erstaunlich, wie beharrlich sich diese Raupen in meinem Kopfe festgesetzt hatten. Ich hatte ja inzwischen eine schöne, schulstundenlose Zeit und wollte die Freiheit, das zu tun, wozu ich Lust und Laune hatte, ungern wieder aufgeben. Und daß meine Freunde der strengen Stolper Schuldisziplin unterworfen blieben, ließ mich meine freie Pause doppelt schätzen . . .

Einer meiner besten Freunde war Heini Blume. Beide waren wir leidenschaftliche Hintertreppenromanleser, beide träumten wir von gefährlichen Abenteuern, die wir bestehen würden, wenn wir erst erwachsen wären. Heini wollte dann nach Hamburg, sich als Schiffsjunge anheuern lassen und später irgendwo in Brasilien ausrücken. Er liebte Brasilien, was hauptsächlich von seiner Briefmarkensammlung herkam; die brasilianischen Marken trugen so überaus verlockende romantische Bildchen. Doch verband uns noch anderes: Heinis Vater hatte nämlich eines jener für Landstädte so typischen Gasthäuser mit Ausspannung. Hier kamen am Sonnabend alle Kleinbauern der Umgebung an, spannten hinten auf dem Hof die Pferde aus und trafen sich nach dem Markte in der vorderen Gaststube. Viele hatten in buntgeknüpften Taschentüchern Brot, Speck, Kuchen und Wurst mitgebracht und bezogen Bier und Schnaps von der Theke, an der Heinis Tante



Gefangen (1915)

in grüner Bluse bediente. Der Schnaps wurde meistens aus Flaschen getrunken, die verschiedene Maße enthielten und von Mund zu Mund gingen. Hinter der Theke standen größere Flaschen, schön gebauert, altertümlich geschweift mit Einbuchtungen für die greifenden Finger; diese kamen später ganz außer Gebrauch und wurden von Innendekorateuren als Blumenvasen gesammelt. Die Schnapsgläser waren sehr solide, wie auch die Kaffeetassen. Sie waren aus dickem Glas, als rechne man schon von vornherein mit einer wenig behutsamen Kundschaft. (Nicht mit Unrecht übrigens, denn in den baumwurzelerartigen Händen dieser Bauern und Maurer und Fischverkäufer wäre jedes feinere Glas oder Porzellan bald in Scherben gegangen.) Diese deftige Solidität gab aber dem Stilleben auf dem Büfett und an den Tischen etwas Schönes, fast Altholländisches; es war und stand alles in einer schönen Harmonie zu dem weißgekalkten Gasträum mit den Bierplakaten oder Spruchbildern mit lustigen Inschriften: «Sauf Dich voll und friß Dich dick, doch halt das Maul von Politik», oder «Trink'n Bittern gegens Zittern!»

Natürlich war solche Harmonie nicht immer auch unter den Gästen zu finden. Es wurde kräftig gezecht, und manchem Raufbold dienten die Schnapsgläser, die so gut in der Hand lagen, als willkommene Schlaginstrumente. Ich werde nie vergessen, wie einst Heinis Vater – er war ein großer, kräftiger Mann mit Spitzbart und Klemmer – aus dem sogenannten Honoratiorenzimmer herausgestürzt kam, blitzschnell unter die Theke griff, einen armlangen Gummischlauch hervorholte und rücksichtslos auf eine sich prügelnde Gruppe eindrosch. Ich sehe noch die mit Schnaps vermischte Blutlache auf dem sandbestreuten Fußboden.

Neben der Theke saß, solange ich zurückdenken kann, ein ausgemergelter Mann, hager und braungebrannt, in alter, abgerissener Maurerkleidung. War Heini zugegen und seine Tante einmal fortgegangen, so zupfte der Mann Heini schüchtern am Ärmel und bat flehentlich mit heiserer Stimme um Schnaps. Heini holte dann schnell eine der großen Flaschen, füllte eine der größeren Trinkflaschen, bis sie überfloß – und im Nu, die Augen andächtig geschlossen, kippte der Mann den Spiritus auf einen langen Zug in sich hinein. Nachher gab ihm Heini immer noch eine Handvoll sogenannter russischer Zigaretten mit Pappmündstück aus einem stets bereitstehenden losen Karton. Schnaps und Zigaretten waren beide von der billigsten Sorte, aber dem, der hier Vergessen und Betäubung suchte, machte das wenig aus.

Dieser einsame ewige Gast wurde ein guter Freund von Heini und mir. Es stellte sich heraus, daß er den Hererofeldzug in Deutsch-Südwestafrika als freiwilliger Schutztruppenreiter mitgemacht hatte, dort Malaria bekommen hatte, schließlich verwundet worden und somit nach Beendigung seines Abenteuers als Soldat in seine Heimatstadt Stolp zurückgekehrt war. Der war natürlich fertig. Zuerst mochte er noch mit seinen Geschichten Anklang gefunden und seine Medaillen und exotischen Andenken herumgezeigt haben, aber nach kurzer Zeit kümmerte sich niemand mehr um ihn. Die Leute lachten nur: «Kiek ma, da sitzt ja der Afrikaner mit seinen ewigen Durstgeschichten von der Schutztruppe . . . » Allmählich war er ihnen langweilig geworden. Kaum einer lud ihn noch ein zu Schnaps oder Bier.

Arbeiten – das könne er nun nicht mehr, sagte er einmal zu uns, als wir drei in der Sonne auf dem Dach der Badeanstalt an der Stolpe lagen. «Wie kann ich denn bei dem Durst arbeiten?» fragte er. «Ja, siehst Du, das kriegen die alle da bei die Schutztruppe, da kriegen die das, den ewigen Durst . . . Da wirst Du ganz verrückt von, siehst Du, Heini, Sonne und Staub und Sonne und nachts friert Dir's Mark in die Knochen, und die Wasserlöcher hatte der verdammte Witboi schon leergemacht und versaut . . . Durst, Junge – Junge, Durst, das versteht Ihr noch nicht . . . Da wurde einer in unserer Schwadron vollkommen Manoli – Mensch, der pinkelte in

seinen Hut und tranks aus . . . Ja, so war das – Georg, gib ma die Pulle, und Streichhölzer – nu wer ich Euch mal erzählen, was wir damals mit den vier Hererofrauen gemacht haben . . . »

Er erzählte uns die fabelhaftesten Geschichten und Abenteuer. Aber jede Geschichte, die ja sowieso fast immer in der Tropensonne und im heißen afrikanischen Busch spielte, endete mit einer entsetzlichen Dürre. «Ja, seht Ihr», pflegte er zu sagen, «da draußen bin ich ausgedörrt worden wie eine vertrocknete Pflaume. Wie ein Schwamm wirst Du da draußen. Und hier drinnen», fügte er hinzu, «ist es eben immerzu, als ob was brenne. Tja. Da muß ich eben immerzu draufgießen – immerzu draufgießen», sagte er und griff nochmals und wieder zu seiner geliebten Flasche, die Heini ihm, bevor wir zum Baden gingen, heimlich gefüllt hatte. Arbeiten konnte er nicht mehr, aber er konnte die ausgerauchten Pappmundstücke, die noch feucht von Spucke waren, so kunstvoll an die geweißte Decke werfen, daß sie ornamental und gehorsam nebeneinander herunterhingen wie Stalaktiten. Brotlose Künste, das. Eines Tages schaffte man ihn weg, in eine Anstalt. Der sogenannte Tropenkoller hatte ihn gepackt; mit einer Schnapsflasche lief er berserk. Wir, Heini und ich, waren sehr betrübt, daß ein so guter Kamerad uns nun nicht mehr seine wunderbaren Märchen erzählte.

Erst viel später begriff ich, was das eigentlich für ein Mensch gewesen war, dieser Überlebende einer an sich siegreichen Truppe. War er für die anderen ein trauriger Rest, ein Schiefgegangener, einer von denen, die den Weg zurück nicht finden können und daher in Schnaps und Elend verkommen, so erschien er mir und Heini als romantischer Held, als Bestehender großer Gefahren, ganz wie in den Büchern oder zumindest sehr nahe daran. Wir sahen nicht, wie so ein Gescheiterter in der Umgebung stand; für uns glich er einem etwas abgegriffenen, zerrissenen und zerlesenen Buch voll spannender Geschichten, und das war ja auch ganz in Ordnung. Er war schon damals, wenn ich so sagen darf, ein Vorläufer der nach dem Weltkrieg so bekannt gewordenen «verlorenen Generation».

Ein anderer Freund von mir war der Sohn eines wohlhabenden Schlächters, Ite Denzer. Seinen Vater sehe ich auch noch vor mir: riesengroß, mit einem erloschenen toten Auge hinter dem Hackeklotz stehend, den dreieckigen Latz der langen Schlächterschürze wie eine Ordenstracht vor der Brust, ein großes Fleischermesser in der Faust, ein Kotelett zerteilend – wie eine symbolische Figur. Doré hätte ihn gezeichnet haben können. Er sah eben wie ein Fleischer aus, nicht wie ein Arzt oder gar wie ein Musiker. Nein, in diese Hand gehörten das Hackebeil, die Holzkeule und die verschiedenen Fleischermesser; in diese Hand gehörte kein Violinbogen. Das

war eine solide, starke, ein wenig grausame Hand, die zu Ites Vater gehörte – aber davon wollte ich ja eigentlich nicht sprechen.

Ite und sein Bruder wollten Chemiker werden. Sie experimentierten in ihrem Zimmer nur so herum; immer rauchte oder zischte es irgendwo, aber es waren nicht nur rein wissenschaftliche Studien, denen sie oblagen. Sie machten nämlich heimlich Liköre aus sogenannter Liköressenz. Damals annoncierte ein Mann namens Reichel eine wunderbar einfache Erfindung: Wenn man ein paar Mark einsandte, erhielt man postwendend ein Paket mit Pulvern und Kapseln nebst Gebrauchsanweisung, und ohne alle Vorkenntnisse – so versicherte er und zitierte sogar viele Dankschreiben – sei jeder gleich imstande, mit Hinzunahme von etwas Weingeist sich selbst sozusagen über Nacht alle Liköre der Welt zu brauen. Ohne große Apparate, ohne Filter und dergleichen, alle Liköre der Welt. Hier seien zunächst einmal zirka zwanzig Sorten zum Ansetzen und Ausprobieren, vom Kornschnaps über Podbipita (polnischen Reiterlikör) bis zum Luntenturm gegen kalte Füße und Darmverschlingung, ja bis hinauf zur Krone aller Liköre, zum Original-Benediktiner oder Karthäuser Klosterlikör (siehe gelbes oder grünes Päckchen). Ite braute wie ein alter Mönch, und eines Sonntagvormittags, nachdem wir alle in der Kirche gewesen, bat er mich, ihn doch zu begleiten und einmal seinen chemischen Experimenten beizuwohnen. Statt dessen bot er mir seine neuangesetzten Liköre an. Wir waren damals 14 oder 15, und ich besinne mich, daß ich richtig betrunken war. Ich wankte nach Hause, war erst fröhlich, dann plötzlich unendlich krank und schwor mir, niemals wieder, nein, nie mehr auch nur irgend etwas, das mit Likörpatronen oder Weingeist zu tun habe, anzurühren... Ein Versprechen, das ich natürlicherweise nicht ganz halten konnte, denn ich kam später noch oft nach der Kirche mit anderen Ite Denzers zusammen – symbolisch, heißt das.

Paul Friedrichs Vater wiederum hatte eine große Möbeltischlerei. Von ihm habe ich einen Ausspruch behalten: «Keinen Leim sparen – keinen Leim sparen, mein Junge!» Wir trieben uns gerne in der Kunstdrechlerei und in der Holzbildhauerei herum. Zucker war der Holzbildhauer, Hoffmann der Drechsler. Beider Mund floß von schmutziger Rede über wie ein zu voller Abfalleimer, aber das lief irgendwie an uns herunter. Wir wollten ja nur ihre Kunstfertigkeit – und buchstäblich im Handumdrehen war er doch Drechsler, formte Hoffmann aus einem Stück Abfallholz den schönsten Tomahawk. Und während Zucker gotteslästerlich und exhibitionistisch unziemliche Reden führte, schnitzte er uns prächtige Dolche, die dann noch mit Ziernägeln aus der Tapeziererei benagelt wurden. So hatten wir die schönsten Waffen, Schwerter, Kriegsbeile und Dolche, die es gab – vom

Vergnügen des Herumkletterns zwischen den gelagerten Holzplanken ganz abgesehen.

Meine sogenannte satirische Begabung regte sich hin und wieder. Einmal versuchte ich sie an einem harmlosen Friseur, der in seiner Art ein Henri Rousseau und neben seinem Beruf leidenschaftlich der Ölmalerei ergeben war. Zwischen Pappdeckeln mit aufgehefteten Schnurrbartbinden, Flaschen mit Sebalds Haartinktur gegen Kahlköpfe, spitzenverzierten Kartons mit rosa und hellblauen Seifen, Kämmen und Bürsten, Haarnadelpaketen, Zahnpasten, Tuben mit Bartpomade und Brillantinstangen – inmitten der ganzen süßlichen Pracht einer Herren- und Damenfriseurauslage standen immer die neuesten Ölbilder von seiner Hand. Schön goldgerahmt standen sie da: Jagd- und Tierbilder, äsende Rehe im Neuschnee, der feurige, ein wenig zu himbeerfarbene Sonnenuntergang in der Heide und das Segelschiff im Sturm auf selterflaschengrünen Wellen. An den Markttagen standen die kunstliebenden Bauern voller Bewunderung vor seinem Ladenfenster, und manch einer erstand, nachdem er gewandt von Meister Hingst eingeseift und rasiert worden war, dieses oder jenes Gemälde. Von heute aus gesehen, hatte Hingstens Betrieb etwas sympathisch Altertümliches, etwas von jener Zeit, als man neben der Malerei noch Wirt, Doktor, Friseur, Bürgermeister und dergleichen war – oder umgekehrt. Trat man in die Barbierstube, so traf man häufig den Meister beim Malen an. Seine geschweifte Riesenpalette, verbunden mit einer wirklich schön gepflegten Friseurrolle, in der oft ein Kamm steckte, ließ an einen heute fast nur noch in Paris übriggebliebenen Kunstmalertyp denken. Es war ein eigentümlicher Eindruck, wenn man da saß, um sich die Haare schneiden zu lassen, und der Duft des Terpentin- und Leinöls sich mit den Aromen der Haar- und Bartwässer, der Pomaden und Seifen mischte.

Auf dieses liebenswürdig komische Original nun hatte es jener von mir schon beschriebene Chefdekormationsmaler Grot abgesehen. Der hatte in München wahre Kunst von unechter zu unterscheiden gelernt und empfand sich als eine Art künstlerisches Gewissen der Stadt Stolp. Infolgedessen hielt er den malenden Figaro für eine bekämpfenswerte Kulturschande, seine Bilder für kitschige Machwerke und die ganze Erscheinung für eine Geschmacksverderbnis des pommerschen Volkes. Da Herr Grot ein satirischer Kopf war, gab er für sich und ein paar Freunde in einer kleinen Lithographieranstalt von Zeit zu Zeit ein zweiseitiges Flugblättchen heraus, «Stolper Bilderbogen» genannt, worin er in «linienstilistischen» Zeichnungen und selbstgemachten Versen besonders dumme Lokalereignisse geißelte. Die vergrößerten Postkartenmalereien des Meisters Hingst waren ihm ein gefundenes Fressen; und ich, der ich einen Drang nach höherer

Kunstabildung verspürte, lauschte seinen wohlgesetzten Reden, und manches ging in mir auf wie Spargel nach dem Regen.

Zunächst reifte da der Entschluß, auch meinerseits etwas gegen die geschmacksverseuchende Malerei dieses Schaumschlägers zu unternehmen. Also dachte ich mir etwas ganz Höhnisches und Bissiges für Grots Blättchen aus; in «linienstilistischer» Manier zeichnete ich den Meister Hingst, wie er in einem abnorm großen Nachttopf bräunlichen Schaum schlug und eben daranging, auf einer Leinwand (dies sollte satirisch-symbolisch sein) einen Kunden sozusagen mit seiner Kunst einzuseifen. Ich hielt meinen Einfall für sehr originell und scharf. Auch einen witzigen Text setzte ich darunter, bezeichnenderweise in Form einer zoologischen Beschreibung. Leider blieb dieses Capriccio ungedruckt, weil der «Stolper Bilderbogen» wegen mangelnden satirischen Verständnisses der Stolper und dadurch bedingter finanzieller Schwierigkeiten sein Erscheinen bis auf weiteres einstellte.

Irgend jemand erzählte mir, daß man mit Karikaturen viel Geld verdienen könne. Dieser Irrtum führte in Kürze zu einer Unmenge der albernsten «linienstilistischen» Zeichnungen. Das meiste davon war nicht auf meinem Mist gewachsen; ich verlor mich in ein immer dichter werdendes linienstilistisches Gestrüpp. Einfachheit und Komik schwebten mir wohl vor, und durch das Betrachten alter und neuer Witzblattzeichnungen glaubte ich meinen «Stil» zu finden. Aber es war noch ein weiter Weg nach Tipperary . . .

Ich sandte meine ersten Zeichnungen an die Redaktionen mehrerer Witzblätter. Hier, dachte ich, liegt die sonnige Zukunft meiner Begabung. Doch die Redakteure waren kritischer als ich: Mit hoffnungsloser Regelmäßigkeit erhielt ich meine mir so teuren Arbeiten zurück. Immer lag der gleiche vorgedruckte Absagebrief dabei: «Von Ihrer freundlichen Einsendung, für die wir bestens danken, bedauern wir keinen Gebrauch machen zu können.»

Meine rosigen Träume wären gewiß ganz zu Essig geworden, wenn ich nicht an der Oberrealschule einen sehr verständigen Mann gehabt hätte, den Zeichenlehrer Papst, der mir mit Rat und Tat beistand. Er war der einzige, der mein Talent früh erkannte und meiner Mutter zuredete, mich Maler werden zu lassen. Papst stammte aus Österreich, aus dem sogenannten Sudetenland, war aber auch akademisch gebildet. Nach lustigen, etwas bohèmehaften Studienjahren aufs Geldverdienen angewiesen, war er schließlich bei dem geschätzten Hofmaler Iser in Stettin gelandet. Iser, ähnlich dem weltberühmten Hofmaler Fischer in der Berliner Passage, hatte eine richtiggehende Fabrik für repräsentative Porträts. Er lieferte an Rathäuser, Schulen, Kasinos und andere öffentliche Gebäude die dort so dringend nötigen Abbilder der Rats- und Standesherrn, Abgeordneten, Bürger-

meister, Generale, mit einem Wort: der verdienstvollen Söhne der Gemeinden. Zu seinem Stab von Gehilfen gehörte auch Papst, der aber dann aus unbekanntem Gründen diese Stellung aufgab und neben dem alten und komischen Herrn Fitzlaff zweiter Zeichen- und Turnlehrer an unserer Oberrealschule wurde. Er war groß und hager, mit faltigen Gesichtszügen, leicht slawischen Backenknochen und büstengleichen Stehhaaren, und obwohl er keineswegs einem glich, wurde er mein rettender Engel.

Durch freundlichen Zuspruch flößte er meiner Mutter, die ihn meinetwegen aufsuchte, neue Hoffnung für ihren mißratenen Sohn ein. Denn mißraten war ich; ich war mittlerweile mit Schimpf von der Schule geschafft worden, was meiner Mutter und meinen Schwestern als Schande, zumindest als schlechte Vorbedeutung für die Zukunft erschien. Mit Recht: das «Einjährige» nicht gemacht zu haben, hieß zwei bis drei Jahre beim preußischen Kommiß dienen und damit wertvolle Zeit verlieren, ganz abgesehen von der Menschenschinderei. So nützlich der Drill im Sinne kommender Ereignisse vielleicht auch war, mir erschienen diese Kasernenhofspiele – Gewehr einschieben, Vorbeigehen in strammer Haltung, die sieben Teile des Gewehrs 98, Entfernungsschätzen, Griffe kloppen – mir schien jedenfalls für einen angehenden Maler eine solche zwei- bis dreijährige Drill- und Drillichzeit verloren. Man war auch nie gesellschaftlich «erstklassig», hatte man womöglich als «Gemeiner» dienen müssen; ein besserer Mensch, ein «Herr», hatte entweder das Einjährige oder das Abitur und damit den Schlüssel zur höheren Klasse. Die Vorurteile der Menschen, auf die es ankam, waren streng, ich möchte fast sagen chinesisch; das Einjährige war der Schlüssel zum Reserveoffizier, und dieser Rang wiederum war unbedingt nötig, wollte man über den kleinen Mann hinaus Karriere machen, und ebenso nötig, wollte man sich, wenn die Zeit kam, reich und zweckmäßig verloben. Mit einem Wort, das Einjährige war die Voraussetzung für den Aufstieg in eine höhere Lebenssphäre.

Deutschland war damals eben ein Klassenstaat, das darf man nicht vergessen. Und in kleinbürgerlichen Familien sah man oft wunderbare Beispiele, wie Eltern sich alles vom Munde absparten, zusammenkratzten und an der Aussteuer der Tochter knauserten – alles nur, damit der Sohn sein Einjähriges machen und dann sein Dienstjahr von sich aus bestreiten konnte. Es lag hierin etwas sehr Schönes, hatte es doch im tieferen Sinne nicht das Geld zum Symbol; von der unteren Klasse in die höhere aufzusteigen, hatte eben doch nicht nur mit Geld allein zu tun, obwohl vom Standpunkt der alt-preußischen Hierarchie das Geld schon eine ganz nett korrumpierende Rolle dabei einnahm. (Aber als Symbol spielt es ja wohl immer dieselbe Rolle; das Geld ist ja etwas ganz anderes als seine sogenannten Abschaffer und die

primitiven Aufklärer des 19. Jahrhunderts uns da vorerzählt haben – dies nebenbei.) Überall wurde damals die Berechtigung zum Einjährigen gefordert. Ohne Reifezeugnis einer höheren Schule konnte man gerade noch Maurer und Arbeiter werden, aber das war auch alles. Alle anderen «anständigen» Berufe waren versperrt durch einen wahren Stacheldraht von geforderten Zeugnissen, Empfehlungen, Attesten und solchen seltsamen, es schwer machenden, mystischen Papieren mehr.

Andererseits konnte natürlich mein Leben nicht endlos so weitergehen. Etwas mußte und sollte geschehen, das sah ich selbst klar ein, und auf die Dauer war mir ja auch dieses In-den-Tag-hinein-leben ein wenig unheimlich. Zu einem reinen Taugenichts war ich eben doch nicht geschaffen, obwohl aus manchem Taugenichts ein ganz rechter Maler knecht oder Künstler geworden sein soll; aber ich war aus anderem Holz gemacht. Ja, Maler wollte ich zu gerne werden, große Bilder malen, die dann doch sicher in Velhagen & Klasings Monatsheften reproduziert würden. Da würden dann die Stolper sie auch zu sehen bekommen und staunen, und meine Mutter würde ordentlich stolz sein, wie man da und dort über mich sprach. Schöne Gedanken bewegten mich und versöhnten mich mit der nicht so ganz einverstandenen Umwelt. Ach, die Phantasie – es war schon tadellos –, oder vielleicht war es noch besser, wenn ich ein Illustrator würde? Hatte doch gerade die «Berliner Illustrierte Zeitung» einen sogenannten Menzelpreis von 3000 Mark ausgesetzt, um junge Illustratoren zu entdecken und zu fördern! Donnerwetter, dachte ich mir, ohne es laut auszusprechen: wenn ich den bekommen könnte! Vielleicht wenn ich erst einmal genügend ausgebildet bin . . .

Dieser Preis hatte es mir angetan. Er gab meinen Tagträumen Nahrung. Meine Mutter war äußerst skeptisch; ich solle lieber sehen, ein tüchtiger Mensch zu werden, und fleißig Geld verdienen, meinte sie. Bei solch dummem Luftschlösserbauen käme nie was Rechtes heraus, höchstens Enttäuschung und Katzenjammer. Onkel August hatte auch immer nur so verrückte Ideen gehabt, und was sei schließlich bei all dem herausgekommen? Rein gar nichts. Geld hatte es gekostet, anstatt etwas einzubringen, und am Ende hatte man den August noch in eine Anstalt schaffen müssen. «Aber immer nobel, Georg, und große Rosinen, und Kunstmaler – ».

Ja, überhaupt Kunstmaler – mein Gott, das war in den Augen meiner Mutter ein völlig brotloser Beruf, wo man immer nur zuzubuttern hatte. War das denn überhaupt ein Beruf für jemanden, der die höhere Schule besucht hatte? Das war denn doch sehr zweifelhaft. Gewiß, man hörte und las gelegentlich mal von einem Hirtenjungen, der sein Glück gemacht hatte und Professor geworden war und sogar einen Orden bekommen hatte,

aber das waren doch Seltenheiten, das war doch wie in der Lotterie! Und die meisten, was man so hörte, wurden ja doch rechte Liederjane, hausten in obskuren Dachateliers mit Diwan und Samtportiere, gingen salopp gekleidet, hatten Hunger und blieben noch dem Bäcker die Semmeln schuldig. Ein recht nichtsnutziges Dasein war das; gearbeitet wurde auch nicht viel, die lagen auf der Bärenhaut, womöglich mit leichtfertigen Modellpersonen, und vertranken und verjuxten das Studiengeld, das man sich mühsam zusammengerackert und abgespart hatte. Letzten Endes kam nichts dabei heraus als ein ganz gemeines Lotterleben auf anderer Leute Kosten.

So dachte mit Recht meine Mutter. Nur der brave Papst verstand es, ihr klar zu machen, daß alles nur halb so schlimm sei. Er hatte gesunden Menschenverstand und meinte sehr richtig, verlumpen und es zu nichts bringen könne man in jedem anderen Berufe auch, und da bei mir zweifellos ein überdurchschnittliches Talent vorliege und er mich auch als Charakter kennengelernt habe, so rate er mit bestem Gewissen ruhig zum Malerberuf. «Ihr Sohn hat das Zeug dazu und wird seinen Weg schon machen», sagte Herr Papst.

Sein Vertrauen in meine mir selbst noch unklaren Fähigkeiten zerstreute die Bedenken meiner Mutter, und sie entschloß sich schweren Herzens zu einer Berufswahl für mich, die so unsicher war wie ein Los in der Lotterie. . .

Gern hätte ich meinen alten Zeichenlehrer noch einmal wiedergesehen. Vielleicht leben Sie noch, verehrter Freund, in jener kleinen pommerschen Stadt? Einen Gruß sende ich Ihnen hiermit, über alles Trennende hinweg, denn Ihre Gestalt steht an einem Wendepunkt meines Lebens, und ich denke Ihrer in Dankbarkeit, wenn ich mich daran erinnere.



IV

Königliche Kunstakademie



ICH SOLLTE also auf eine Kunstakademie geschickt werden. Es kam da Berlin in Frage oder Dresden. Mein Förderer Papst erbot sich, mich auf die Aufnahmeprüfung vorzubereiten; er hatte ja selbst eine Akademie besucht und wußte, was man dort verlangte. So begann meine Kunstmalerlaufbahn.

Wie schön waren doch die blauen Dünste und romantischen Illusionen, die man in seinem sechzehnjährigen Kopfe trug! Aufregende und glückliche Zeiten! Ich zeichnete nun unter Herrn Papstens Korrektur in seiner Wohnung auf blauem Tonpapier nach einer Gipsbüste. Ich zeichnete mit Kohle, vollendete in schwarzer Kreide und lernte zum Schluß sorgfältig mit weißer Kreide die Lichter zur Erhöhung des plastischen Eindrucks aufsetzen. Es war der Kopf einer griechischen Göttin in Lebensgröße, meine erste Zeichnung nach Gips. Dann malte ich auf selbstpräparierten Pappendeckeln in monochromer Manier, das heißt nur in schwarz-weiß und grauen Halbtönen, die Porträtbüste von Lessing — einmal von vorn und einmal von der Seite — in Ölfarbe. Die Resultate wurden von Herrn Papst kritisch besprochen, und außerdem gab er mir allerlei nützliche und wissenswerte Winke für meine spätere Laufbahn.

Inzwischen hatte ich an meine Schwester Claire nach Berlin geschrieben, um auch ihre Meinung einzuholen. Sie war damals in einem großen Kaufhaus als Direktrice angestellt und hatte mir gelegentlich von dem ebendort tätigen Maler und Zeichner August Hayduk erzählt. Ich bewunderte Hayduks Reklamekarikaturen sehr. Sie waren damals sehr modern und wirksam; ich schnitt sie sogar aus den Berliner Zeitungen aus und sammelte sie. Ich dachte, meine Schwester könnte doch mal dem Hayduk meine Sachen zeigen und seine Meinung hören, vielleicht wäre das ganz nützlich . . . Sie tat dies wohl auch. Aber der gute Hayduk war ein beschäftigter Mann; er sagte sicher nur: jaja, das sei ganz ordentlich und so weiter — wie eben solch hochbezahlte, vielbeschäftigte Männer sprechen.

Meine Schwester war mir immer sehr zugetan und unterstützte vielleicht deshalb meinen Wunsch, Maler zu werden, nicht sehr. Als ich die Schule so wenig würdevoll hatte verlassen müssen und durchaus zur Kunst wollte, riet sie, energisch wie stets, entschieden ab. Aber sie hat mir meine hartnäckige gegenteilige Meinung nie nachgetragen, sondern im Gegenteil mir später viel Gutes erwiesen und mich immer unterstützt, wo sie nur konnte. Zu Zeiten, da ich wenig hatte, kamen oft Pakete von ihr mit Lebensmitteln und allerlei leckerem Schnickschnack. Nun packte ich ein anderes Paket mit Arbeiten von mir ein und sandte es ihr. Sie wollte es in Berlin einem ihr flüchtig bekannten Maler, einem Professor Seeger von der Akademie, zur Begutachtung vorlegen. Ich hatte fleißig gezeichnet, und zwar nicht nur bei Papst; im Hinblick auf die Tradition der Berliner Königlichen Akademie hatte ich einen meiner Schnürstiefel naturgetreu und sehr peinlich in Bleistift abgezeichnet und dem Paket beigelegt. Dieses Kunstblatt war es denn auch, was mir bei dem begutachtenden Professor einen Respektserfolg eintrug: Berlin, sagte er zwar, sei jetzt überfüllt und kaum anzukommen, doch könne er Dresden als gute und tüchtige Akademie empfehlen . . .

Wir entschieden uns also für Dresden. Ich sammelte abermals meine besten Zeichnungen, fügte einen höflichen Begleitbrief nebst Lebenslauf bei und sandte alles in banger Erwartung ab. Der Bescheid lief nach geraumer Zeit ein: ich solle mich an dem und dem Tag, in dem und dem Raum zur Aufnahmeprüfung einfinden.

Ich war hochbeglückt. Stolzgeschwellt erzählte ich es meinen Freunden, die noch in der Schule schwitzen mußten. Rosig gelaunt, allerdings in heimlicher Angst vor der Prüfung, sah ich diesem neuen Lebensabschnitt entgegen. Mit meiner Tante, die mit meiner Mutter das Stolper Kasino bewirtschaftete, wurde ich nach Dresden geschickt; sie hatte dort von früher her Bekannte wohnen. Und so stiegen wir denn zunächst bei Familie Kuhling in Dresden-Striesen ab, deren Gast ich sein sollte, bis die Prüfung über mein weiteres Bleiben entschieden haben würde . . .

Herr Kuhling war ein freundlich würdiger Mann, sehr groß, meistens mit einer Zigarre zwischen den weißbebarteten Lippen. Er war wohl eine Art Zivilingenieur, jedenfalls bewohnte er in Striesen den ersten Stock einer jener typischen, behaglich bürgerlichen Vorstadtvillen mit Erker und Balkon, noch so ganz im Stil der Achtzigerjahre. Recht gemütlich eigentlich und anheimelnd.

Ansprechend – wenigstens für meine stets rege sinnliche Phantasie – waren auch die zwei erwachsenen Töchter des Hauses mit ihren ungewöhnlich strammen Busen. Das Aufundabhüpfen der wohlgeformten Halbkugeln erfüllte mich mit Wünschen und Vorstellungen, die den Gedanken eines

Prüflings ganz und gar entgegengesetzt waren. Vergeblich versuchte ich, dieser Wunschvorstellungen Herr zu werden. Im Geiste rief ich meinen alten Gönner Schönboom zu Hilfe, ja ich dachte sogar wieder daran, dem Fleischgenuß zu entsagen – vergeblich. Meine Phantasie war von einem sinnlichen Teufel besessen, und immer wieder sah ich die beiden Schwestern vor mir und jene üppigen Halbkugeln. Gern hätte ich ja nun eine diesbezügliche Annäherung unternommen, aber ich war buchstäblich viel zu grün, einfach zu schüchtern. Wäre wohl auch hanebüchen aufgelaufen und sicher mit Glanz von Vater Kuhling an die Luft befördert worden, was nach allem in der Schule Vorausgegangenen ja ein netter Anfang meiner Malerlaufbahn geworden wäre. Nein, das durfte ich nicht riskieren. Und wenn auch der Teufel der Sinnenlust noch eine ganze Weile neben mir blieb, so steckte ich doch andererseits voll neugefaßter braver Vorsätze und wollte zeigen, was ich konnte oder zu können glaubte, als der eigentliche Prüfungstermin näher und näher kam.

So hieß es denn eines Tages früh aufstehen, und der schwere Gang zum staatlichen Kunsttempel wurde angetreten. Die damals Königliche Kunstakademie war wunderschön an der berühmten Brühl'schen Terrasse gelegen. Es war ein herrlicher, ein wenig schwermütiger Herbsttag, es roch nach gefallenem Laub, Dunst lag über der Elbe – alles paßte so recht zu meiner fatalistischen Prüflingsstimmung. Es war wie aus einer Novelle von Anton Tschschow und ein klein wenig, als ginge man zum Gericht.

Ich hatte einen grünen Landjunkerhut auf und einen extra feinen neuen Anzug an. Da lag die glitzernde Elbe mit der alten Carolabrücke, die der Maler Kühl so oft gemalt hat, und da drüben lagen die jetzt von der Morgensonne beschienenen Häuser von Dresden-Neustadt. Ganz weh wurde einem bei dem Gedanken, daß man jetzt in das mächtige, palastartige Gebäude dort hinein sollte, um sein Talent zu beweisen. Aber die Welt war nun einmal voll von Prüfungskommissionen. Es war wie in China, und um sich auszuzeichnen, mußte man früh beginnen.

Wo war die Wiese, auf der ich jetzt hätte liegen mögen, und wo war mein Fahrrad? Weg, fort. Da, die große Barocktüre, das war mein Weg. Ich öffnete und betrat die kühle Vorhalle. Man merkte schon, daß heute etwas los war. Vor der kleinen Loge des Portiers drängte sich eine Menge ebensolcher Ankömmlinge wie ich, Bescheid und Auskunft suchend. Andere, die ihren Bestimmungsort schon gefunden, kauften bei ihm Pappierrahmen und für die Prüfung notwendiges Zeichenmaterial. Schon sah man diesen und jenen Prüfling mit einem großen, papierbespannten Rahmen im Korridor entschwinden, die eine freie Hand krampfhaft um ein paar Kreidestifte und einen Knetgummiklumpen geklemmt. Wieder andere, wohl schon ältere

Schüler, sah man am schwarzen Brett nach Neuigkeiten forschen oder mit dem Portier vertraute Gespräche führen. Der farbbekleckste Malerkittel gab ihnen in meinen Augen etwas von alten Soldaten, die schon lange im Regiment dienten und etwas erzählen konnten. Einem, der außerdem nach echter Kunstmalerart eine wehende, lose geknüpfte Krawatte, eine sogenannte Lavalliere, trug und eine kurze Bulldogpfeife rauchte, sah ich ehrfürchtig nach, als er, mit einem Paket Zeichenkohle bewaffnet, in einer der vielen großen Türen verschwand. Romantisch wie ich war und vielleicht immer noch bin, nahm ich mir vor: so muß du auch einmal aussehen! Die Enttäuschung kam erst, als ich später erfuhr, daß dieser mir so hochkünstlerisch Erschienene nur ein ganz einfacher Architekturschüler war.

Ich erkundete nun ebenfalls das Notwendige, ging einen großen, mit Bildern und Zeichnungen aller Arten und Stile behängten bogenförmigen Korridor entlang und landete in der damaligen Unterklasse. Im Vorbeigehen las ich noch auf der benachbarten Tür die angeheftete Visitenkarte von Professor Richard Müller, ohne zu ahnen, daß dieser im Verlauf der nächsten Wochen mein Lehrer werden sollte. Die Unterklasse war ein großer Atelierraum mit Oberlicht. Es war offenbar für die Prüfung Platz gemacht worden; der Raum war ziemlich leer. In einer Ecke stand ein großer Schrank mit Gerümpel und alten Malkitteln, an den Wänden zusammengeschoben standen drehbare antike Gipsstatuen auf fahrbaren Untersätzen, ein laufender Gipsmann reckte, leicht angeschmutzt, seinen Fechterarm den Eintretenden entgegen. Ein paar Staffeleien mit schon aufgestellten, unschuldsvoll leuchtenden Papierrahmen und im Hintergrund ein paar große, total vollgekritzelte Abdeckungswände gaben dem Ganzen einen grauen, etwas staubigen Charakter. Das von oben kommende, abgedämpfte, kalte Licht verstärkte diese allgemein graue Stimmung.

Als ich eintrat, war schon eine ganze Anzahl Prüflinge versammelt. Gruppen hatten sich gebildet, und man hörte neben unverfälschtem Sächsisch alle möglichen Idiome deutscher Zunge. Ich gesellte mich einer diskutierenden Gruppe zu, die gerade dabei war, ein von irgend jemand hervorgeholtes Ölbild zu kritisieren. Ein sächsischsprechender Jüngling mit einer Stahlbrille erläuterte uns, daß es von Hodlers Neffen stamme, der gerade in die Malklasse von Professor Zwintscher versetzt worden sei. Ich hatte von Hodler noch nichts gehört, geschweige denn gesehen, und die von seinem Neffen mit viel dicker grüner Farbe gemalte Landschaft sagte mir nichts. Dann ging das Gespräch auf Professor Richard Müller über, und ich erfuhr zum ersten Male seine Bedeutung als großer Meister. Mit ehrfürchtiger Stimme und stark sächsischem Akzent erzählte uns der stahlbebrillte Jüngling von horrenden Preisen, und daß Müllers Zeichnungen sogar vom Londoner Kupfer-

stichkabinett angekauft worden seien. Ich fühlte mich plötzlich recht bescheiden werden und dachte an den langen Weg von Fleiß, Glück und Talent bis zum Londoner Kupferstichkabinett . . .

Wir waren eine recht gemischte Gesellschaft, wir angehenden Kunstakademiker. Es gab Reiche und Arme, Gesunde und dann wieder solche, die hinkten oder nur mit einem Arm malen und zeichnen konnten. Manch einer hatte einen ganz besonders teuren Zeichenkasten mit poliertem Messinggriff und -schloß, ein anderer produzierte einfach ein Stück Holzkohle aus der Jackentasche. Da war zum Beispiel Naumann-Coschütz, der sogenannte «einfache Mann aus dem Volke», aus Coschütz bei Dresden gebürtig und dort wohnhaft; der war jahrelang Lithograph gewesen und hatte die rot entzündeten, stets ein wenig tränenden Augen des mit der Lupe arbeitenden lithographischen Einzelheitenzeichners, und er hatte viele, viele Jahre gespart, um endlich mit fünfunddreißig seinen einzigen Lieblingswunsch erfüllen und auf die Kunstakademie gehen zu können . . .

Unser Prüfungsmeister war Professor Robert Sterl. Ein sympathischer, spitzbärtiger Junggeselle mit kleinen, ans In-die-Sonne-sehen gewöhnten, blinzelnden Impressionistenäuglein im gutmütigen, radeschenfarbenen Gesicht. Er sah aus wie ein Mann, der wenig redet, aber gern bei einer Flasche Rotwein sich erzählen läßt. Als Prüfungsaufgabe gab er uns eine lebensgroße Zeichnung nach dem Gipsabguß der Büste des Kaisers Nero. Nachdem er alle Versammelten freundschaftlich brummend ermahnt hatte, überließ er uns unseren Fähigkeiten, und bald hörte man nur noch das Kratzen und Wischen der Kreide- und Kohlenstifte auf dem hartgespannten Papier.

Die Prüfung dauerte einige Tage, in denen Professor Sterl uns ab und zu besuchte und nach dem Rechten sah, auch wohl da und dort eine Minute kritisch verweilte. Ich hatte mich gleich, obwohl keineswegs sicher, tollkühn in die Arbeit gestürzt, lotete und maß wie ein alter, abgebrühter Akademiker und traf mit meiner etwas flächigen Kohletechnik sicher den Geschmack Professor Sterls, denn im Vorbeigehen brummte er mir wohlwollend zu. So war ich fein heraus und freute mich sehr: mit dieser sparsamen brummigen Beifallsbezeugung war ich so gut wie aufgenommen.

Eine Woche später hatte ich es schriftlich.

Nachdem ich die Prüfung bestanden hatte, blieb ich nicht länger bei jener netten bürgerlichen Familie mit den zwei erwachsenen Töchtern. Ich übersiedelte in ein kleines möbliertes Zimmer in der Dornblühstraße, bei einer ehrbaren Proletarierfamilie, deren Vater irgendwo in eine Fabrik ging und den ganzen Tag fort war. Da wohnte ich recht und schlecht für sehr billiges Geld in einem winzigen Kämmerchen nach vorne hinaus; alles in allem, mit Kaffee und Semmeln frühmorgens, zahlte ich so an 15 Mark

monatlich. An Möbeln war da ein einfaches Bett längs der Wand, der übliche Kleiderschrank mit Muschel- und Kugelornamentik, ein einfaches Seriensofa mit festgesteckten, gehäkeltten Deckchen, ein viel zu kleiner Tisch, ein Stuhl, und der Kachelofen in der Ecke. Hier saß ich die erste Zeit meines Dresdener Aufenthaltes leicht melancholisch-einsam, zeichnete bei der Petroleumlampe oder las, nachdem ich mein einfaches Abendbrot (bestehend aus Wurst mit Kartoffelsalat und ein paar Stückchen Dresdener Käse, seiner Form wegen im Volksmund «Leichenfinger» genannt) verzehrt hatte.

Irgendwie war ich wie verpuppt, wie eingesponnen, oder wie auf dem Grunde des Meeres und langsam, ganz langsam irgendwohin treibend – aber wohin man da eigentlich trieb, wußte ich nicht. Und doch dachte ich damals, ich entsinne mich deutlich, an die Zukunft. Auch sie war dunkel wie der Meeresgrund. Ob man da von einer unbekanntten Strömung nach oben getrieben wurde oder weiter nach unten, das konnte ich nicht erkennen; es war nur dunkel, geheimnisvoll, ja traumhaft schön. Denn das Leben hatte ja eben erst angefangen, der Tag war jung, wenn auch noch nächtig und neblig, und alles lag noch vor mir. Wer mich leitete, wußte ich nicht. Was mich antrieb, war eine Art dunkles Wollen, es einmal zu etwas zu bringen; aber die vernichtende Kraft des Zweifels, aus der so viele Depressionen stammen, war noch nicht vorhanden. Denn der Zweifel tritt ja erst an uns heran, wenn wir an größere Aufgaben gehen und der schreckliche, vernichtende Ehrgeiz uns gefangenimmt. Damals lag der Berg noch hoch vor mir, die Spitze in Wolken und Nebel; noch war ich im Tal und glücklich und unbeschwert.

Die erste Zeit nahm ich den akademischen Unterricht sehr ernst, war ich doch voll guter Vorsätze und besten Willens. Ich stand regelmäßig früh auf, da die Dornblühstraße in der Vorstadt Striesen lag und ich mich beeilen mußte, um pünktlich an der Staffelei zu stehen. Ich war in die Unterklasse aufgenommen worden. Diese Klasse, die es heute nicht mehr gibt, war damals noch aus der alten akademischen Tradition, aus Cornelius' und Winckelmanns Zeiten übriggeblieben, wenn man sie nicht zynisch als die Pensionskrippe einiger Malprofessoren ansah.

Professor Richard Müller, Professor Oskar Schindler und Professor Robert Sterl waren unsere Instruktoeren. Professor Müller regierte mit militärischer Strenge, Malstock und einem Dutzend tödlich spitzer Kreidestifte, Professor Schindler mehr zivilistisch schlapp mit Estampe, Wischkreide und Glacépalette. Es wurde vor allem nach Gipsabgüssen gezeichnet, nur zweimal im Monat nach lebendem Modell. Dann gab es noch ergänzenden Unterricht

in Perspektive bei dem Architekten Beyrich und Anatomie bei dem stets in einen schwarzen Schwalbenschwanz gekleideten, sehr verbindlichen und bespitzbarteten Professor Diettrich. Ein junger, flott aussehender Landschaftsmaler namens Berndt gab schließlich noch Landschafterkurse, die aber wahlfrei waren und an denen hauptsächlich Architekten teilnahmen, die sich hinterher betranken.

Unsere Hauptarbeit war die Wiedergabe von Gipsabgüssen in Originalgröße. Alle vierzehn Tage wurde so ein lebensgroßer «Gips» abgeliefert. Ehemalige Lithographen waren die besten Arbeiter. Mit insektenhaftem Fleiß wurden kleine, zufällige Abschürfungen und Bruchstellen miniaturhaft mitausgeführt, zum Entzücken unserer Professoren, die ja selbst Meister in solcher Detailzeichnerei waren. Hatten wir einmal ein Kopfmodell, so wurden die Haare der Augenbrauen sorgfältig abgezählt; unser ganzes heißes Bemühen galt der Herstellung einer lebensgroßen Photographie in Kreide. Wir mußten alle einen sogenannten Malstock benutzen, damit die Hand nicht erlahme, und die Kreide mußte scharf gespitzt vorgezeigt werden, alle Nummern von eins bis fünf. Wahrhaftig ein Symbol für Zucht und Ordnung im preußischen Sinne!

Das dauernde Arbeiten nach den langweiligen Gipsabgüssen schmeckte langsam sauer. Man sah keinen rechten Sinn dahinter; die abgewogene, normale Schönheit, der klassische Proportionsstil, den diese griechischen Figuren verkörperten, wurde nicht erklärt und blieb uns somit verschlossen. Außerdem lebten wir in einer Zeit, die das Häßliche liebte und die klassischen Proportionen ablehnte. Das Gipszeichnen wurde bald weiter nichts als eine langweilige Fleißaufgabe, bei der man vor dem schon vielfach befingerten und abgemessenen Dornauszieher oder dem Borghesischen Fechter stand und viel zu groß und stumpfsinnig draufloszeichnete. Regte sich wo ein ererbtes, angeborenes Talent, so suchte und ging das natürlich andere Wege. In gemeinsamen Gesprächen, auf der Bibliothek, in ein paar modernen Galerien fand man mehr Anregung als in den großen Akademiesälen. Wir Novizen hatten die — mir gesund scheinende — Scheu eines jeden Anfängers vor zu viel Kleinlichkeit und Detail. Die ewige Ausführerei mit gut gespitzten, harten Kreidestiften verleidete uns das Naturstudium. Wir wollten gerne gleich loslegen und am liebsten — zumal das dicke, undisziplinierte Farbeaufschmierer damals modern und allgemein üblich war — es ebenso beginnen.

Was mich betraf, so wollte ich Maler werden. In meinem Kopf waren Bilder, die ich einmal malen wollte. Sie ähnelten denen, die ich zu Hause in den Familienzeitschriften immer und immer wieder mit glühenden Backen betrachtet hatte. Soldaten- und Mönchsbilder liebte ich vor allem: wie

schön waren diese heiter trinkenden Mönche, oh, wie schimmerte der goldene Wein im Glase, wie natürlich waren Brot und Käse, Schinken und Radieschen gemalt – direkt zum Anbeißen! Meine Mutter und Tante, denen ich mich in meiner Kunstbegeisterung mitteilte, sagten: «Ja, Junge, wenn Du mal so malen könntest! Das ist eben die Kunst, diese Lebenswahrheit – als ob alles da so auf dem Tisch vor einem steht – aber da mußst Du viel lernen!»

Nun, das wollte ich gewiß. Ich wollte einmal solche Bilder malen, und dazu wollte ich «komponieren» lernen, und das konnte man nur auf einer Akademie – soviel hatte ich darüber schon gelesen. Ich wollte ein Genre-maler werden, wie Grützner, beschloß aber, in meiner freien Zeit nebenbei auch Historienbilder zu malen, hauptsächlich aus dem Husarenleben. Vielleicht ließe sich beides verbinden, zum Beispiel in einem Bild, das ich «Ein frischer Trunk» nennen würde: einem Husaren, der von Patrouille kommend gerade dabei ist, vom Pferde zu steigen, wird – vor einer malerischen Schenke als Hintergrund – von einem bildhübschen Mädchen ein großes Glas mit einem golden schimmernden Getränk gereicht, während ein junger Bursche lachend das Pferd am Zügel hält – all das in etwas altväterischer Tracht, weil die doch soviel «malerischer» war als unsere modernen, uninteressanten Kleider.

Um so malen zu lernen, war ich auf die Akademie gekommen und war natürlich sehr enttäuscht, daß hier von «komponieren» oder gar von solchen Kompositionen, wie ich sie mir ausdachte, überhaupt nicht die Rede war. Im Gegenteil. Als ich zu einem Mitschüler sagte, ich sei doch hier, um unter anderem – oder eigentlich vor allem – komponieren zu lernen, da lachte er mich einfach aus. Das Gekomponiere sei doch längst passé – mein Gott, komponiert hätte man vor dreißig Jahren. Heute gehe man hinaus in die Natur, möglichst bei heller Sonne und womöglich mittags, bleibe irgendwo stehen und male ein Stück x-beliebiger Umgebung ab, ohne vorzuzeichnen und gleich mit dem Spachtel und in komplementären Tupfen. Ob ich denn schon einmal durch ein Prisma gesehen hätte? «Na also. Das andere war ja alles braune Sauce und gestellt. Theater, sehen Sie . . .»

Die ganze Malerei bis jetzt sei Theater, bis auf ein paar Franzosen vielleicht. Nur in der Natur, in der hellen Sonne am Mittag gebe es kein Theater, da sei alles natürlich, und die sogenannten «Motive» gäbe es schon seit den paar großen französischen Impressionisten nicht mehr. In der Natur, da gäbe es keine «Motive», nur Licht und Luft; das hätte doch Gott sei Dank die moderne Wissenschaft nachgewiesen. Ob ich noch nie von einem gewissen Monet gehört hätte, der hätte einen Heuhaufen dreimal gemalt – genau denselben Heuhaufen, früh um 6, mittags um 1 und nach-

mittags um 5. «Jawohl, das sind die großen Taten von heute. Was ist da alles Gekomponiere dagegen?»

Ich war geschlagen und vernichtet. Ich verdrängte sofort meine in der Phantasie lebenden Genre- und Husarenbilder. Vielleicht, dachte ich, könnte ich erst mal von dieser modernen Malerei lernen und dann so ein Husarenbild in ganz heller Sonne malen, vielleicht auch einen Heuhaufen mit hinaufbringen oder wenigstens ein Heubündel neben dem Pferd, und natürlich ganz in der Sonne. Gar nichts als einen Heuhaufen darzustellen, das ging mir vorläufig doch ein bißchen zu weit, so modern war ich eben doch noch nicht.

Heimlich beschaffte ich mir von einem alten Kronleuchter ein Prisma, und wenn mich niemand beobachtete, sah ich mit zusammengekniffenen Augen durch. Dabei dachte ich an mein Husarenbild, aber mein aufgeklärter Freund und seine impressionistischen Theorien kamen immer dazwischen. Irgend etwas zog mich an dieser neuen Lehre an; saß ich dann aber damit in der Dresdener Heide, so konnte ich nichts Rechtes zuwegebringen und klappte unmutig mein Skizzenbuch wieder zu. Das Prisma trug ich unbenutzt in meiner Anzugtasche. Wie gerne hätte ich komponieren gelernt!

Ich wußte, daß es an der Akademie eine Art Komponierklasse gab oder gegeben hatte. Es stand, glaube ich, sogar so etwas auf dem Stundenplan: Anatomie, Perspektive, Komposition – einmal im Monat – Lehrer Professor Raphael Wehle. Aber niemand legte darauf irgendwelchen Wert.

Ich trat morgens frühzeitig an und arbeitete den ganzen Vormittag an lebensgroßen Wischkreidezeichnungen nach berühmten Gipsabgüssen. Ich arbeitete mechanisch, mein Kopf schwamm tagträumend, die alten, lieben, sentimental Familienbilder verblaßten. Eines Tages ging ich einen Korridor entlang und las plötzlich auf einem alten Türschild: «Componierklasse». Ich trat näher, die Tür war verschlossen. Ich versuchte durchs Schlüsselloch zu sehen, aber ein dahinter, wie in Ateliers üblich, aufgestellter Wandschirm ließ nur grauen Rupfen erkennen. Leise drückte ich auf die Klinke; die Tür blieb verschlossen. Was mochte dahinter sein? Wie sah denn wohl so eine «Componierklasse» aus? In längst verblichener Schrift las ich noch, daß an dem und dem Tage von 2–4 hier komponiert würde und man gleichzeitig den «Costumfundus» besichtigen und Kostüme entnehmen könne.

Ich beschloß, mich zu der «Componierklasse» zu melden. Am betreffenden Tag fand ich mich nachmittags um Punkt 2 vor der bewußten Türe ein. Wie verwunschen war es. Man hörte keinen Laut – oder doch? War es nicht, als hörte ich friedliche Schnarchtöne?

Ich klopfte schüchtern an, doch niemand öffnete. Ich klopfte lauter. Keine Antwort. Es war also niemand drinnen. Sicherlich existierte diese ganze Komponierklasse nicht mehr, war ja auch unzeitgemäß. Ich fühlte das kantige Prisma in meiner Tasche, ging fort, beschloß aber, nach einer halben Stunde noch einmal vorbeizukommen; vielleicht war dann jemand da.

Ich hatte richtig kalkuliert. Denn als ich abermals anklopfte, hörte ich drinnen schlurfende Schritte, dann drehte sich fast unwillig ein Schlüssel im Schloß, und ich stand vor einem griesgrämigen alten Herrn, der leicht nach Rotwein und Zigarren roch — Professor Wehle.

Er ließ mich nicht hinein, sondern versperrte mit seinem Bauch die Türe und grunzte unwirsch: «Was wollen Sie?»

Ich sagte: «Herr Professor mögen doch gütigst entschuldigen, wenn ich störe» — ich hatte den Eindruck, ihn im Schlaf gestört zu haben —, «aber ich möchte gerne komponieren lernen.»

«WAS? Was wollen Sie? Sie — Sie wollen was lernen? Komponieren wollen Sie lernen? Ja, wer hat Ihnen denn den Floh ins Ohr gesetzt? — Haben Sie Feuer?» Dabei holte er aus der Rocktasche eine halbangerauchte Zigarre hervor.

Ich hatte Gott sei Dank Streichhölzer bei mir und bot ihm höflich das schnell angezündete Hölzchen an.

«Bei wem sind Sie denn?» fragte er, ein wenig mißtrauisch hinter den dicken Brillengläsern hervor mich ansehend. «So, so, bei Müller und Schindler?» Er hatte wohl den Eindruck, es hätte mich jemand geschickt, um sich über ihn zu belustigen. «So, so, komponieren wollen Sie lernen. Naja — » dabei spielte er mit der einen Hand fortgesetzt mit einem offenbar sehr großen Schlüsselbund in seiner Hosentasche. Noch immer stand er vor der Türe. Plötzlich sagte er: «Na, denn komm'se mal hier rein . . . »

Hinter dem Wandschirm sah es aus wie in einem unaufgeräumten Museum, dabei ganz gemütlich. Es waren da Haufen und Ballen von alten Stoffen, die man wohl früher, als noch «gestellt» und «komponiert» worden war, zum Drapieren der Kostümmodelle brauchte. Etliche Modellpuppen standen und lagen herum. In Vitrinen und Glasschränken waren allerhand Geräte, Pokale, Sturmhauben und Waffen zu sehen. Auf Bügeln hingen historische Kleidungsstücke, und ein kleines architektonisches Modell einer Dresdener Brücke stand auf einem Tischchen. «Also komponieren wollen Sie lernen?»

Ich hatte natürlich eine Mappe mitgebracht, eine Anzahl meiner eigenen Versuche: Sepiazeichnungen, Bellinghusaren im Biwak, meinen abschiednehmenden Wandersmann in Biedermeiertracht und die Wassermühle im Tal, aber auch eine dramatischere Kriegsszene, beeinflusst von den Schlachtenmalern Emil Hünten und Professor Carl Röchling. Professor Wehle fand

meine Sachen passabel, und da er mittlerweile gemerkt hatte, daß ich ihn nicht aufziehen wollte, begann er gleich mit dem von mir so lang gewünschten Komponierunterricht.

«Also nun passen Sie mal auf,» sagte er. «Wie Sie wissen, bin ich ja auch so eine Art Historienmaler, wenn auch mehr nach der religiösen Seite hin.» (Er war weltberühmt geworden durch sein allüberall reproduziertes Bild «Und sie folgten ihm nach».) «Na schön, ich werde mal ausprobieren, wie weit Sie sich überhaupt zum Komponieren eignen. Sie kennen doch die Bibel, hoffe ich wenigstens, und auch die Zehn Gebote?»

Ich betonte mit falscher Demut, daß ich selbstredend die Bibel genau kannte, auch gerne darin läse usw.

«Gut, gut, also bleiben wir mal vorläufig beim Alten Testament. Sehen Sie, das sind Geschichten, so recht für den Historienmaler gemacht. Da ist alles, alles drin und dabei: Großartigkeit der Natur, aber auch Menschen und Tiere, Sonne und Sturm, Gutes und Böses, Herr – wie war doch gleich der Name? – ja, ja so, Herr Grosz –, ja, alles drin und dabei, unausschöpflich, unausschöpflich an Erfindung – »

Professor Wehle stieß und prustete gewaltige Rauchringe vor sich hin. Dann fuhr er fort: «Und besonders heutzutage, wo ein Sonnenkringel alles ist, nebst ein bißchen komplementärem Getupfe – heutzutage, Herr – Herr – richtig, Herr Grosz – na, gut, daß wenigstens Sie sich noch nicht haben anstecken lassen. Also passen Sie mal auf. Ich gebe Ihnen da eine Geschichte aus dem Alten Testament, eine ganz großartige Sache mit vielen Figuren und Tieren und den Elementen – jaja, mit Blitz und Donner und Regen – sehen Sie, Regen: einen Tag, zwei Tage, ganze Monate Regen, nichts wie Regen – jaja, Sie wissen schon, die Sintflut meine ich. Also da können Sie sich erst mal den Kopf selbst zerbrechen und die Zähne dran ausbeißen. Nee, nee, machen Sie's nur, wie Sie wollen – nicht zu groß, gewöhnlicher Zeichenbogen genügt – nee, nee, das alles sollen Sie eben selbst herausklamüsern. Nee, das kann ich Ihnen auch nicht sagen – schön, wenn Sie die Arche Noah bringen wollen, mir auch recht; aber vor allen Dingen das Ganze, Herr Grosz – die großen Zusammenhänge und die Elemente – die Elemente,» wiederholte er, wobei er mit gewaltigem Gepuste Zigarrenrauch ausstieß.

«Sehen Sie sich ruhig mal die Alten an,» sagte er noch. «Cornelius ist auch gut. Sie können das einfach erst mal in Kohle machen – und nehmen Sie sich Zeit – erst kleine Skizzen, bis Sie die ganze Sache einigermaßen draufhaben – und vergessen Sie den Regen nicht – »

Damit war er auch schon mit mir an der Tür, gab mir meine Mappe in die Hand, und ich war entlassen.

Statt eines Husarenbildes sollte ich also auf einmal eine Sintflut komponieren. Dolle Sache, so was. Ging auch gleich mutig mit dem unbekümmerten Sinn des Anfängers ans Werk. Ich zeichnete ein großes Blatt voll, das den oder die Gipfel des Ararat vorstellte oder vorstellen sollte, und Haufen sich-rettender angeklammerter Menschlein mit vielen Tieren darunter. Der Regen strömte unbarmherzig in vielen geraden, ein wenig ungeschickten schwarzen Kreidestrichen hernieder. Glanzlichter rieb ich mit geknetetem Brot heraus. Im Geiste dachte ich an eine Stolper Überschwemmung, an einen auf dem Wasser treibenden toten Hund mit aufgequollenem Bauche und merkwürdigerweise an meinen ertrunkenen Mitschüler Kassel, wie er an einem heißen Sommertag am Strande lag, von der Ostsee angespült und bedeckt von tausend bunten Pferdefliegen. Auch an die mir so vertrauten Panoramenbilder meiner Kindheit dachte ich. Rund 300 Menschen waren auf meiner Komposition; es sollte ja das gesamte Menschengeschlecht sein, das da unterging. Ich kannte noch nicht die Gesetze der weisen Beschränkung, wonach man unter Umständen mit einer einzigen Figur mehr ausdrücken kann als mit so vielen.

Verdammt schwer war diese Sintflut! Schon beim hundertsten Menschlein versagten Phantasie und Vorstellungsgabe, denn mein realistisches Gewissen sagte mir, daß jeder dieser Menschen sich doch ein wenig von den anderen unterscheiden müsse; es gebe da wohl Lange und Kurze, Dicke und Dünne und so weiter. Schwer darzustellen waren auch die Frauen — denn Frauen waren ja nun einmal auch dabei, und ich hatte noch niemals weiblichen Akt gezeichnet. So wurden die Frauenkörper fast wie die der Männer, nur gab ich jeder einen dicken Busen — das Komponieren ist eben nicht leicht, dachte ich und ließ den Regen herunterprasseln, was das Zeug hielt. Da war so ein Blumenkohlkopf in greller Mittagssonne doch eigentlich ein Kinderspiel, hatte man erst einmal die Komplementärfarbenmethode erlernt . . .

Ich war von meiner Komponieraufgabe enttäuscht. Im Geiste ritt durch all den Regen auf meiner Sintflut immer ein Husar mit, dem ein frischer Trunk kredenzt wurde. Doch Professor Wehle, dem ich Andeutungen über meinen Lieblingsmaler Grützner und mein Husarenbild machte, wollte davon nichts hören.

«Große, erhabene Gedanken muß man haben, Herr Grosz,» sagte er, «und da gibt es nur ganz wenige Themen, das sind erst mal vor allem die Bibel und dann in weitem Abstand die antiken Klassiker. Nur an einem erhabenen Thema kann sich ein erhabener Stil entwickeln — oder können Sie sich etwa unseren Herrn Jesus Christus in Freilicht gemalt vorstellen? Na also.»

Was Professor Wehle damals aussprach, hatte natürlich noch die Gedankenreflexe einer vergangenen, aber großen klassischen deutschen Kunstperiode. Mir war sie nicht mehr verständlich. Der Professor wußte noch etwas von einstmal vorhandener wirklicher Größe der Gedanken und des Wollens, doch war es ihm nicht gegeben gewesen, sein gedankliches Ideal in Farbe oder Form zu erreichen. (Einzig mit erhabenen Gedanken geht es eben auch nicht . . .)

Meine Komponierversuche gingen weiter. Ich machte unter anderem einen Christus im Garten Gethsemane, war aber unglücklich, weil ein so edles Thema mich nicht entsprechend ergriff und sich mit meinen vulgären Lieblingen, wie dem «frischen Trunk», nicht vertrug. Aus diesem Konflikt entstanden Zerrbilder, ja Karikaturen. Die von Professor Wehle gewünschte «Größe», seine erhabenen klassischen und religiösen Ideen waren nicht in mir, weil sie nicht mehr in meiner Zeit waren. In meiner Zeit, da gab es eine billige, wichtigtuende Aufklärung, mit Prisma und Wissenschaft, einen törichten sozialistischen Menschenverbesserungsglauben, eine vulgäre Anbetung des Häßlichen und Proletarischen um jeden Preis – und auf der anderen Seite auch schon die Vernichter des Sozialismus, des Christentums und («wer fällt, den sollst du noch stoßen») der Menschlichkeit.

Bei Professor Müller, unserem Hauptinstruktor, hatten wir nichts zu lachen. Er hielt auf Disziplin und militärische Pünktlichkeit, zumal er selbst ein riesig fleißiger Arbeiter war, von früh um sechs bis abends um acht (er malte bei künstlichem Licht, wenn das Tageslicht nicht mehr hell genug war) unermüdlich an seiner Staffelei tätig. Als ich einmal morgens zu spät kam – er war schon in der Klasse bei der Korrektur – schnauzte er mich sofort an: «Wo komm'n Sie denn her? Wie? Zu spät aufgestan'n, was? Wohl gesoffen gestern abend, was? Wie?? Was heißt'n das, Elektrische versäumen, wie? Mann wie Sie und bei Ihrem Talent, der müßte schon früh um halb fünf vor der Akademietür warten, bis aufgemacht wird! Scher'n Sie sich an die Arbeit!» Dabei schwang er seinen Malstock wie ein Gymnasiallehrer in Stolz seinen Rohrstock, und ich schlich bedripts wie ein begossener Pudel hinter meine Staffelei.

So vernichtend konnte er einen herunterkanzeln. Dabei lag aber in seinem Wesen eine Autorität, der man sich bei aller Frechheit nicht entziehen konnte. Er hatte etwas, das keinen Widerspruch zuließ; man gehorchte einfach, denn er war gar nicht lächerlich. Hinter seinem Rücken machten wir uns natürlich über ihn lustig, aber von vorne, wenn er uns mit seinen scharfen, blauen Zeichneraugen durchdringend ansah, da verstummten wir.

Es versöhnte uns wiederum, daß er nicht die Bohne trocken war. Die

Zahl seiner originellen Aussprüche war Legion, und sein grimmiger Sarkasmus entwaffnete uns alle. Einmal, es war gerade Modellpause, stand ich versonnen und allein im Korridor vor der Klassentür und biß in mein Frühstücksbrötchen, als Müller aus seinem Atelier kam und dröhnenden Schrittes an mir vorbeiging, auf ein Buch in seiner Hand wies – es war «Alraune» von Hanns Heinz Ewers – und in seiner charakteristisch knappen, militärischen Art zu sprechen sagte: «Gehe scheißen. Zeit nutzen.»

Er gebrauchte gern so männlich-derbe Worte. Seine Aussprüche zu uns waren von ungewöhnlicher Plastik und erdhafter Drastik. Auch die Modelle bekamen, wenn es gerade an dem war, ihr Teil mit ab; forderte irgend etwas an einem Modell sein Interesse heraus, so wurde der Gegenstand eingehend vor versammelter Klasse besprochen. Ein männliches Modell war einmal an einer gewissen Stelle auffallend dick, und als Müller das merkte, schoß er ungeniert los: «Was haben Sie'n da? Sind wohl krank, wie? Sack wie'n kleines Brot? Würde mal zum Arzt gehen, nachsehen lassen!» Das kam alles im Kasernenhofton heraus, mit einer gewissen feldweibelhaft brutalen Jovialität, so daß es eher belustigte als abstieß.

Müller war wohl ein wenig sadistisch veranlagt und gab deshalb – oder weil er von sich selbst sehr viel verlangte – den Modellen oft die schwierigsten Posen. Auf den Zehenspitzen mußten sie stehen, ein Bein nach hinten, die eine Hand nach vorne, einen Holzreifen haltend: eine Reifen schlagende Jungfrau sollte das darstellen. Da solche Posen enorm schwer zu halten waren, fürchteten sich viele Modelle, besonders die weiblichen, in seiner Klasse zu posieren.

Eines seiner Lieblingsmodelle war ein junges Fräulein Toni Wittschaß, eben weil sie furchtlos war und brav und unbeweglich stand, solange sie konnte. Die «reifenschlagende Jungfrau» war aber doch ein wenig zu anstrengend, obwohl ein großer Stab zum Anhalten da war und eine von oben herabhängende Schlinge für das Bein in der Luft; die Folge war natürlich, daß unser gutes Modell dauernd absetzen mußte, um neue Kraft zu schöpfen. Müller, der oft mitzeichnete, weil er solch komplizierte Posen für seine Radierungen brauchte, haßte diese ewigen Unterbrechungen. Er hätte am liebsten die ganze Pose versteinern lassen und dann abgezeichnet. Und als unser Fräulein wieder einmal erschöpft innehielt und bittenden Blickes erklärte, «Herr Professor, ich – ich kann nicht mehr,» da platzte er heraus: «Wie? was? Na wissen Sie, ein Modell wie Sie, Fräulein Wittschaß, die müßte durch die Luft schweben wie'n Engel und still halten wie'n Albatros im Fluge – weitermachen! Ich muß noch den Reifen fertig zeeichnen . . .»

Daß der Reifen Nebensache war und ganz gut auch ohne Modell hätte gezeichnet werden können, kam Müllern nicht in den Sinn.

Es wurde auch alles sorgfältig mit Kreidestrichen markiert und mit dem Zentimetermaß nachgemessen, damit am nächsten Tag die Pose bis auf den Millimeter genau dieselbe sei. Modelle standen drei Wochen in derselben Stellung, und durch diese lange Posiererei entwickelte sich unter den Studenten eine kleinliche Korrigierwut. Jeden Tag wurde neu am Modell herumgestellt und -geschoben; bei einem war gestern der Arm weiter rechts, beim andern der Fuß mehr nach außen. Erst wenn die allgemeinen Umrisse zu Papier gebracht waren, was bei der herrschenden Gewissenhaftigkeit tagelang dauerte, gaben diese Quälgeister Ruhe. Von heute aus betrachtet, war es eine Donquichotterie – und doch konnte man damals oft nicht einschlafen vor Gram über die verzeichneten Verhältnisse und den Tadel des Kunstprofessors.

Ein kühner Witzbold namens Hubert Rüther machte sich ein einziges Mal den Spaß, die Kreidemarkierungen nach Klassenende unbeobachtet und ziemlich willkürlich zu ändern. Als am folgenden Tag das Modellausrichten begann, wunderte sich jeder, was da über Nacht passiert war. Wir begriffen sofort. Müller begriff auch. Er sagte kein Wort, stellte aber von da an so schwierig ausgeklügelte Posen nur noch für sich in seinem Privatatelier.

Professor Müller war ein Liebling der Götter. Er stammte aus bescheidensten Verhältnissen, hatte sich durch eisernen Fleiß vom Porzellanmaler heraufgearbeitet und hatte in sehr jungen Jahren schon den Professortitel erhalten. Im Anfang seiner Laufbahn war er mit dem Wandmaler Sascha Schneider befreundet gewesen, doch hatten sich später ihre Wege getrennt. Obwohl Müller eine ausgesprochene Persönlichkeit war, hatte er als Lehrer und Pädagoge seine Mängel. Er war in seine eigene Art, haargenau zu zeichnen, völlig vernarrt und ließ von den Lebenden, außer einigen Alten, höchstens noch Klinger, Greiner und Menzel gelten. Darin war er nicht nur intolerant, sondern wenig weise, denn sein Verdammn und Schimpfen mußte ja die paar Begabteren, die paar jugendlichen Sucher, zum genauen Gegenteil dessen bringen, was er erreichen wollte. Er lehnte einfach jedes Experimentieren schlechtweg ab, und sein Lösungswort für den Schüler war äußerst einfach: «Zeechnen'se, zeechnen'se, Mann – alles andere ist Wurscht. Der Bleistift is nich dumm!»

Ich erinnere mich noch, wie eines Tages ein junger, sehr eleganter tschechischer Jude namens Barkus ein neuerschienenes Buch über das graphische Werk des damals ganz links stehenden, schrecklich wilden Malers Emil Nolde in die Klasse brachte. Nolde malte nicht mehr mit Pinseln. Er sagte später, er habe, wenn ihn die Inspiration packte, die Pinsel weggeworfen, seine alten Mallappen in die Farbe getaucht und in seligem



Aufstand der Irren (1915)

Rausch auf der Leinwand herumgewischt. Seine Bilder waren denn auch, von der hohen Warte technischer Tradition gesehen, formlos und primitiv; das Handwerk war vernachlässigt, innerer Ausdruck war alles, und das Ganze lief, wenn man an Rembrandt oder Raffael dachte, auf eine bunte, brutale Schmiererei hinaus. (Man drohte damals gelegentlich den unartigen Kindern: «Du, ich sag's dem Nolde, der holt Dich sofort ab und schmiert Dich auf die Leinwand!»)

Wir Jungen, unerfahren und teilweise von den alten Lehren gelangweilt, waren begeistert. Hier konnte man endlich losschmieren, ha – mit Komplementärfarben Attacken gegen alle Regeln reiten – nieder mit den Malstöcken und wohlgespitzten Blei- und Kreidestiften! Mensch, so ein Lappen, einfach ohne hinzusehen in die Farbe getunkt und los – wunderbar war das. Großartig! Wie sollten wir auch weiter sehen können, siebzehnjährig und fest angebunden an die Gipsmanier? War das Leben nicht gänzlich ungipsern, glich es nicht eher einem verschmierten Lappen voller Komplementärfarben? Wie, Kinder – also es war keine Sünde zu schmieren? Wunderbar, ganz wunderbar . . .

Also jener elegante, belesene Barkus brachte den Katalog dieses Hauptschmierers und Rebellen gegen alle und jede Tradition mit in die Klasse. Geschickt es an eine Stelle placierend, wo er es gleich sehen mußte, spielten wir das Buch in Müllers Hände. Er biß auch prompt an und ergötzte die Fortschrittlichgesinnten unter uns – wir liebten ja, wie gesagt, seine derben Predigten, ohne sie ernst zu nehmen – mit einer Philippika gegen derartige Krakelei.

«Was? Wie? Da steckt sich so'n Mensch den Finger in'n Arsch und schmiert's aufs Papier – ». Eine unbewußte Freudsche Deutung, wenn man derlei uns damals noch unbekanntem Aberglauben ernst nehmen will. «So ein Lumich, radiert wie'n besoffenes Schwein mit der Mistgabel – ja – meint woll Rembrandt, wie? Ha, ha, mit'n Hufnagel und immer reingekratzt – »

Er spielte dabei beim Durchblättern auf einige Noldesche Radierungen an, die vielleicht wirklich wie mit dem abgebrochenen Ende einer Mistgabel gemacht aussahen. Besonders ärgerte Müller die bei jeder Blattbeschreibung angebrachten Größenmasse, 10×14 und so weiter. Dies kam in seinen Augen nur den «wirklichen» alten Meistern zu, aber keinesfalls so einem Oberschmieranten wie Nolde.

Mein Freund Hohmann, der Sohn eines Apfelweinfabrikanten aus Guben, brachte Müller zu einem anderen denkwürdigen Ausbruch. Der fahrigere Hohmann war, wenn ich so sagen kann, ein «geborener» Impressionist – ganz wie ein Impressionist machte er nie eine Zeichnung fertig, sondern

stipelte, tüpfelte und strichelte dauernd kribblig auf dem Papier herum. Anstatt klar ausgedrückter Form gab es bei ihm eine Art nervösen Regens von Tupfen, Strichen und Punkten. Was aber dem Impressionisten erlaubt war und sogar hoch angerechnet wurde, das war einem Schüler von Professor Müller nicht erlaubt – im Gegenteil. Müller konnte Hohmann nicht verknusen. Diese nervöse impressionistische Krakelei ohne Formentreue oder Ähnlichkeit mit dem Modell lief seiner eigenen exakten, wie mit Kamm und Bürste gezogenen Photographenarbeit ganz, aber auch ganz zuwider. Und als der gute Hohmann, der wie viele nervöse junge Männer sehr «modern» empfand und reagierte, eines Tages in einer allgemeinen Unterhaltung, wie sie Müller gelegentlich liebte, den Namen Van Goghs fallen ließ, da brach ein richtiges Kasernendonnerwetter über den Verblüfften und über uns herein:

«So'n Gogh – so'ne Scheiße – schmiert da so'n Sonnenuntergang in einem Nachmittag zusammen, was soll'n das? Was soll'n das? Ich male zwei Jahre an'm Bild und so'n Gogh schmiert sein' Scheißdreck in 'ner halben Stunde runter und verkooft's für fünfzehntausend Mark – so'n Mist – ».

Wir freuten uns mächtig über solche saftigen Kritiken.

Es war eine recht «interessante» Zeit, knapp vor dem ersten Weltkriege. Eine gewisse Kunstblüte setzte damals ein, man schwärmte für «das Neue», und von Paris aus setzten sich moderne Malergruppen durch, die überall auf Anfänger wie uns den größten Eindruck machten. Die Kubisten traten hervor, deren erste Bilder wie zerbrochene Glasstücke wirkten und eine Fortsetzung von Cézanne bedeuteten. Futuristen malten Manifeste und bereiteten schon damals eine Art faschistische Kunst vor. Boccioni malte ein viel diskutiertes Bild: «Das Lachen». Man wollte auch wieder alles auf einmal darstellen, auf verschiedenen Ebenen – das war der Simultanismus. Bewegung wollte man. Delaunay malte sein einziges berühmtes Bild, in dessen Mitte der Eiffelturm sich verdreht hochschraubt. Symbolismus malten einige, wie Chagall, und der fast sagenhafte Belgier James Ensor, der die Menschen als Insekten und Flöhe darstellte.

Die Dresdener Künstlergruppe «Die Brücke» folgte primitiven Spuren. Es waren dies Maler, die wie wilde Neger malen wollten, nur mit den einfachsten vier oder fünf Grundfarben. Sie folgten dem damals gerade bekannter gewordenen Van Gogh und dem ehemaligen Bankier Gauguin und wurden zum Vortrupp der sich später durchsetzenden sogenannten deutschen Expressionisten. In Sindelsheim bei München trieben die «Blauen Reiter» ihr Wesen; ein knallblauer Reiter war ihr Sinnbild. Hier waren Klee und der Russe Kandinsky die Haupthähne. Kandinsky war einer der ent-

schiedensten abstrakten Maler: auf seinen ersten berühmten Gemälden war nichts Gegenständliches mehr, nur noch farbiger Schaum und perlmutterner Dampf.

In Berlin war man in jenen Jahren sehr fremdenfreundlich. Französische Kunst wurde eingeführt und auch hoch bezahlt; große Kritiker mit heute längst vergessenen Namen traten gewissermaßen mit ins Geschäft ein und sangen Loblieder in Büchern, Zeitungen und Magazinen auf jedes Stückchen Malerei, das aus der rue de la Boétie kam. Deutsche Kunst wurde von den feineren Herren, die damals den Markt bestimmten und die Preise fixierten, als barbarisch und zurückgeblieben mißachtet. Trotzdem kamen ein paar deutsche Maler innerhalb Deutschlands zu Ruhm und sogar zu Geld.

So war es in den Jahren vor dem ersten Weltkriege. Doch all das drang kaum durch die dicken Wände der Akademien und war auch nicht hinter den dicken Stirnen und Brillen der staatlichen Lehrer zu Hause. Man mußte sich selbst zurechtfinden. Ich weiß, Kunst ist nicht zu lehren; wie oft kann auch ein verständnisvoller und toleranter Lehrer ein Talent nicht gleich entwickeln und zu einer gewissen Reife bringen! In den Prozeß jeder künstlerischen Entwicklung spielt ja immer das einfache, gelebte Leben mit hinein, und dessen Wege und Umwege sind unberechenbar und meist dem lehrenden Einfluß entzogen. Aber gewiß ist der begabte Anfänger in dumpfer Gärung begriffen, erfüllt von einem Etwas, das er fühlt, aber selbst noch nicht ausdrücken kann. Oft ahnt er nicht, was er einmal wird leisten können, doch er hat den Willen und das Feuer der Begeisterung für seine Sache. Ein guter Lehrer kann da immer ein verständnisvoller Führer und Berater sein.

Ich frage mich oft, wie es wohl gewesen wäre, wenn ich richtig komponieren und malen gelernt hätte – ich meine, in der ganzen, ruhigen Reihenfolge einer alten Tradition? Wenn ich ein «natürlicher» Maler geworden wäre, kein Kinderschreck und abschreckendes Beispiel, den Mitbürgern verhaßt und von den Herrschern ausgestoßen? War die ganze scheußliche Flut von Schmutzzeichnungen unnötig, oder war sie der Ausdruck einer ebenso schmutzigen und seltsamen Zeit? Warum, frage ich mich, wird der sogenannte «gesunde Künstler» nur von der sogenannten «breiten Masse» verstanden – und der «ungesunde» nur von einer kleinen, überheblichen, sogenannten «gebildeten» Schicht?

Vielleicht sind das alles unsinnige Fragen. Vielleicht ist die Kunst überhaupt zu Ende? Vielleicht haben die russischen Totengräber recht, die sie als eine ebenso natürliche Funktion behandeln wie die Verdauung? Lassen wir lieber dieses unendliche, unleidliche Problem und kehren wir zu unserem Thema zurück, solange wir noch guten Mutes sind.



V Germanisches

UNTER MEINEN Dresdener Bekanntschaften befand sich ein ganz eigenartiger Mensch. Er war bezeichnenderweise ein ehemaliger Volksschullehrer. Aber er war kein zufriedener Volksschullehrer gewesen, keiner, der in Ruhe den Tag seiner Pensionierung abwartet, sondern ein unzufriedener. Er war ein unruhiger, aufrührerischer Geist und fühlte sich, ganz gegen den Wunsch seiner alten Eltern, zu «Höherem» berufen. Wozu, das wußte er noch nicht genau; wie manche von uns schwankte er noch zwischen der Dichtkunst und der Malerei. Augenblicklich war er bei der Malerei. Deshalb trug er auch sein Haupthaar länger als gewöhnliche Menschen, es hing ihm hinten über den Rockkragen hinunter. Zudem hatte er eine philosophische Ader und las in den Modellpausen Schopenhauer, spielte auch hin und wieder in der Mensa academica, wo wir unser Essen einnahmen, Klavier – Chopin und «eigene» Improvisationen –, mit einem Wort, er konnte von allem etwas und war der richtige verkrachte Volksschullehrer und geniale Dilettant.

Bald erfuhr ich von einem Theaterstück, das er geschrieben, mit dem eigenartigen Titel: «Jesusum Christum in Zeitz». Aus Zeitz war er selbst, und ich vermute, daß sein Jesus, der eines Tages dort ankommt, aus dem Zuge steigt und mangels Fahrkarte gleich als Betrüger festgenommen wird, selbstporträthafte Züge trug. Unser Dichter wollte sich wohl eine Art Wut, Haß und Rache vom Halse schreiben, wegen eines mir unbekanntes Unrechts, das ihm in seiner Vaterstadt widerfahren zu sein schien. So war das Stück zur Erziehung und Belehrung bestimmt, keineswegs zur Unterhaltung. «Ich bin dem Ibsen verwandt», sagte mein neuer Freund, «mein Stück ist gleichzeitig eene Predigt und eene Geißel» – wobei er die Sätze des Christus in seinem Stück in leicht thüringischem Dialekt sprach, was den Ernst der predigenden Worte ein klein wenig beeinträchtigte.

Ich kam damals aus Berlin und war nicht gerade voll Ehrfurcht. Laut lachte ich zwar nicht, aber Berlin war eine skeptische, nüchterne Stadt;

ihre Bewohner hatten spitze und witzige Zungen und waren allen anderen deutschen Städten an Sarkasmus und Frechheit überlegen. Mein neuer Freund – wie komisch er übrigens hieß: ausgerechnet Erwin Liebe! –, war er ganz einfach ein Narr, ein halbbegabter Sonderling? Immerhin nicht uninteressant. Zum Zeichnen nicht allzu begabt; er hatte vorerst einmal das Porträt als sein Fach ausgesucht, und während er an seiner unbegabten Kohlezeichnung herumwischte und mit geknetetem Brot die Glanzlichter herauspickte, theoretisierte er fortwährend, als erkläre er sich selber den unbegreiflichen Vorgang künstlerischer Schöpfung.

Ich besuchte ihn des öfteren in seinem möblierten Zimmer in der gespenstig kalten Cranachstraße, wo ich damals zufällig auch wohnte, wo die Häuser grau waren wie alte, gebleichte Knochen und die Zimmer ebenso hoch und kalt, trotz Plüschsofa, Regulator, Goldfischglas und Häkeldeckchen. Es war immer, als läge irgendwo in einer Ecke Schnee – merkwürdig, warum gerade diese gänzlich balkonlose Cranachstraße so kalt anmutete. Ich besuchte also Erwin, und er zeigte mir seine vielen Naturstudien, meistens Porträts. Ich sah, daß er gerne Knaben abkonterfeite, aber ich war noch unerfahren und uneingeweiht und sah dahinter nichts Besonderes. Dann griff er hinter einen Stoß Wäsche und brachte aus einem Muschelvertiko eine Flasche imitierten Benediktiner hervor, sogenannten Klosterlikör, der wie dicker, gelber Leim in die angestoßenen Kaffeetassen floß, aus denen wir ihn tranken. Er schmeckte wie Sirup, vermischt mit Weingeist und viel Sacharin, und von dem bunten Etikett der bauchigen, klosterhaft seinsollenden Flasche mit den imitierten Siegeln trank ein dicker, freundlicher Mönch uns zu.

Erwin blätterte im Manuskript seines Werkes «Jesum Christum in Zeitz» und erklärte mir dessen Sinn, Inhalt und Bedeutung. Sein Blick war unstedt, seine nervigen, knochigen Musikerfinger strichen immer wieder über sein langes Haar. An seinem Munde klebte noch unabgewischter Klosterlikör. Ich war zu befangen, ihn darauf aufmerksam zu machen.

Plötzlich sah ich die ganze Schmutzlichkeit dieses Menschen: die dreckigen, spatelförmigen Nägel, die ausgefransten, ehemals weißen Manschetten, die vielen weißgrauen Schinnen auf dem Rockkragen und ein paar schwarze Mitesser um die Nase herum. Ich hatte so einen Menschen noch nie kennengelernt. Noch kannte ich nicht das Bohèmekaffeehaus, noch nicht die Ansammlung merkwürdiger Begabungen und Halbbegabungen, die unausbleiblich im Gefolge von Kunst, Ateliers, Musik und Dichterei auftreten. Noch war der Januskopf mir verhüllt. Ich hatte noch manche Illusionen im Kopfe und hatte den pommerschen grünen Junkerhut darüber noch nicht gegen einen kühnen flachen, schwarzen, künstlerischen Schlapphut ver-

tauscht. Ich stand am Beginn meiner Laufbahn, aber Erwin war schon fast dreißig und mir in vielem voraus.

Trotz meines plötzlichen, wie ein Bühnenlicht huschenden und verschwindenden realistischen Bildes von Erwin war ich beeindruckt. Alles war wie vorher. Ich trank noch eine halbe Tasse Klosterlikör, und alles wurde sogar noch besser und freundlicher als vorher. Ich trank, und wir stießen mit den schrecklichen Tassen auf den Erfolg seines Stückes an, das ich nun für ganz grandios hielt. Ich war beeindruckt, denn meine Bildung in puncto Dichtkunst ging über ein paar auswendiggelernte Verse von Schiller, Goethe und Emanuel Geibel nicht weit – das heißt eigentlich gar nicht – hinaus. Auch hatte mich Dichtung im erhabenen Sinne bisher nicht interessiert, also woher sollte ich sie kennen? Bei uns zu Hause wurde nicht gedichtet; da wurde nur in der Küche gedichtet: Kochbuchpoesie für die Herren Offiziere. Eine Beurteilung dessen, was Erwin da vorlas, war mir also ganz unmöglich. Außer der puren, platten Handlung verstand ich nichts von der Sache. Tieferes, soweit vorhanden, war mir verborgen, aber ich nahm es sehr ernst. Die Idee, Jesus in heutiger Kleidung auftreten zu lassen, noch dazu in einfacher Arbeitertracht, fand ich grandios, ja einfach genial.

«Einfach genial,» sagte ich und leerte den letzten Tropfen gelben Klosterlikörs. Einfach genial, so was.

Ich wußte nicht, daß so was jemals schon geschrieben und versucht worden war. Ich sah auch nicht die Kitschigkeit und logische Unzulänglichkeit solcher mit den gewaltigsten Themen spielenden dilettantischen Phantasien. Ja, gemalt hatte ich's schon gesehen, zu Hause in einer Nummer von Velhagen & Klasings Monatsheften. Ein ziemlich berühmter Maler, der ehemalige Hauptmann Fritz von Uhde, hatte da Christus im Straßengewand gemalt, mit Sonnenkringeln im Freilicht. Auch eine französische Reproduktion hatte ich einmal gesehen, da stand Christus angezogen wie wir und zeigte drohend auf Paris hinunter.

Wir kamen auf das Symbolische zu sprechen – denn symbolisch, das war Erwins Stück ja in hohem Grade. Er wurde sehr beredt und wies nach, daß die symbolische Kunst die höchste von allen sei. Er sprach wie ein Dichter, mit Feuer und wie von innen erleuchtet. Dies war sein Lieblingsthema, und ich unschuldiger Zuhörer war ein neuer Eimer, in den er seine Argumente schütten konnte.

«Ja», hörte ich, «das letzte, große, endgültige Ziel aller jungen, freien Kunst ist die Vergeistigung! Verstehst Du, Georg?» schrie er mich an, «ich meine die Vergeistigung – die absolute Vergeistigung des Erdendrecks ins Symbolisch-Mystische! Die symbolische Linie, Georg: die Lotusblume ...

der heilige Gral . . . «das Land der Griechen mit der Seele suchend»! Und – jawohl, Georg! – den unbekanntem Gott . . .».

Die Worte platzten und prasselten nur so, und immer wieder hörte ich: vergeistigen müssen wir uns, vergeistigen . . . Der dicke, gelbe, ekelhaft süße Klosterlikör war mir doch zu Kopf gestiegen. Gern hätte ich etwas gegessen, einen warmen Heringsklops oder Bratkartoffel mit Hering in Gelée. So aber sagte ich immer nur: «Ja gewiß, grandios», und: «Donnerwetter, Erwin, ganz genial!»

Da ich damals sehr realistisch und «gesund» war – das heißt naiver und gewiß einfacher als später –, blendete mich diese Flut von Phrasen. Daß ich sie nur halb oder gar nicht verstand, machte nichts aus. In den nächsten Wochen redete ich alles dem Liebe nach. Bei den einfachsten Dingen brachte ich auf einmal unpassend hohe und meiner Ansicht nach «tiefe» Worte an, Worte wie «Vergeistigung» oder «symbolisch». Sah ich etwa auf eine ziemlich langweilige und verzeichnete Aktstudie meines Nebenmannes in der Modellklasse der Akademie, so entwischte meinem Munde sofort ein Satz wie zum Beispiel: «Sehen Sie, Herr Lange, das müssen Sie ins Symbolische vergeistigen». Es war zum Piepen komisch, kam mir aber damals nicht so vor.

Der geborgte Besitz einiger tief scheinender Zauberformeln machte mich überlegen. Ohne eigentlich zu begreifen, was dahinter war, gebrauchte ich Phrasen, deren Sinn und Unsinn ich erst viel später entdeckte. Es war aber doch schön, und ich beeindruckte komischerweise nicht nur mich selbst, sondern auch mehrere meiner gleichstrebenden Kunstkollegen. Mein Freund Lange und mancher andere hielten mich plötzlich für sehr «tief» und «geistig» veranlagt, obwohl ich auf dieser geistigen Gitarre kaum ein paar Akkorde greifen, geschweige denn eine Melodie spielen konnte.

Erwin Liebe war im Grunde genommen, ja doch trotz seiner tief hinten über den Rock fallenden Haare, der Volksschullehrer geblieben, der er war. Heute, wenn er im Geiste wieder vor mir steht, sehe ich erst, wie er eigentlich immer dozierend an einem unsichtbaren Pult oder einer unsichtbaren Tafel stand. Aber trotzdem nahm ich damals von ihm an und lernte, was mir zu lernen bestimmt war, wenn ich auch schließlich nichts lernte, als daß große und tiefe Worte auch große und tiefe Geräusche hervorbringen und daß ihr Echo lauter ist als das der kleinen, «ungeistigen» Worte.

Eines Tages, als er wieder bei seinem Lieblingsthema von der Symboldichtung und der vollkommenen Vergeistigung war, fiel das Wort Karl May.

Es fiel im Zusammenhang mit Symbolik und geistiger Haltung, aber ich war doch beglückt, endlich einen uns gemeinsam bekannten geistigen Boden zu finden, wo ich wenigstens ein wenig mitreden konnte. Denn Karl May hatte ich zu Hause verschlungen und kannte ihn fast auswendig. Seine

Werke, sagte ich Erwin, seien wunderbar spannend – zwar natürlich reine Jugendbücher, für die heranwachsende Jugend, nicht wahr? –, aber als solche doch wunderschön, fügte ich naiv hinzu.

Erwin sah mich mit zerknitterten Augenbrauen ein wenig spöttisch an. «Nein», erwiderte er, «gerade das sind sie nicht. Was Du siehst, ist nur die Kruste – gewissermaßen der Einband, den außerdem ein geschäftstüchtiger Verleger noch besonders unterstreicht. Nee, Georg, der übliche Irrtum. Wenn Du mal gelernt haben wirst, durch das Äußerliche hindurch auf die innere, vergeistigte Symbolik zu sehen, dann wird Dir Karl May schon aufgehen – als ein ganz anderer, größerer Symboliker und nicht nur dazu da, um die Jugend zu unterhalten».

Ich war baff. Daran hatte ich nie gedacht! Ich konnte beim besten Willen in Karl Mays Werken nicht mehr sehen als eine immerzu fortdauernde, dramatisch spannende Handlung – mal in den Bergen, mal in der Wüste, mal auf dem Wasser. Doll. Also dumm war man doch. Was der Liebe nicht alles wußte. Oder geheimnißte er's am Ende einfach hinein?

Erwin dozierte weiter. Wie alle ganz großen, ewigen Werke der Weltliteratur könnten Karls natürlich auch von Kindern gelesen werden. Das sei nur ein weiterer Beweis ihrer großen, naiven Geistigkeit – jawohl: Geistigkeit –, aber Jugendschriften seien sie deswegen doch nicht. Sie seien im Gegenteil für die heranwachsende Jugend viel zu schwer, und ihr verborgener mystisch-symbolischer Kern erschließe sich erst nach langem Studium der tieferliegenden geistig-symbolisch-völkisch urgermanischen Ideen. Das verlange ernste Hingabe, Kenntnis der Gedanken Houston Stewart Chamberlains und des «Rembrandtdeutschen» Langbehn, Kenntnis orientalischer Philosophie und Rassenlehre, dies nur unter anderem – weil Karl Mays Werke nämlich kosmisch seien, daher allumfassend für das geistige Abendland. Sie enthielten die Edda ebenso wie die Siegfriedslegende; heldische Figuren wie Old Shatterhand und das kühne Wunderpferd Ri seien nur äußere Hüllen für große, germanische Rassen- und Geistessymbole. Vorläufig sei diese Symbolik nur einigen besonders geistig hochstehenden Vorläufern und Anhängern zugänglich in Deutung und Verständnis; es sei schon gut, daß ich erst einmal das Körperhafte der äußeren Schale begriffen hätte. Ich sei ja erst siebzehn, hätte also bis dreißig genügend Zeit. Er, Erwin, habe gerade dieser Tage einen Artikel über die Doppelbedeutung der Figuren, Tiere und Landschaften bei Karl May geschrieben und stehe auch in eifriger Korrespondenz mit dem Meister selbst und einigen intimen Freunden, so dem berühmten Maler Professor Sascha Schneider . . .

«Ja», redete Erwin aufgeregt weiter auf mich ein, «Karl May ist als

Romancier ungefähr das, was Nietzsche als Philosoph gewesen ist – nein, halte mal – nur ungefähr, nicht genau dasselbe – Du verstehst, Georg, da ist die Religionsfrage; May war germanischer, weniger heidnisch als Nietzsche, der ja ein Todfeind des Christentums war – aber im Grund ist die Welt Karl Mays der Nietzsches sehr eng verwandt . . .».

Er wurde pathetisch: «Man könnte von jenen drei unsterblichen Genies sprechen – von Friedrich Nietzsche, dem Philosophen, Richard Wagner, dem Musiker, und Karl May, dem Epiker des germanischen Mythos».

Und dann wurde Erwin prophetisch: «Eines Tages, hoffentlich nicht allzu spät, wird man die richtige Bedeutung Karl Mays erkennen und würdigen!»

Ich war sprachlos. Also da hatte ich die größten Bücher der epischen Literatur für einfache, spannende Jugendlektüre gehalten! Außerdem hatte mir mein Freund Willi Gützkow sogar einmal einen jener frühen Schauerromane von Karl May geborgt, einen jener Romane, die Karl später, soweit er konnte, einsammeln und einstampfen ließ – doll. Mir fehlte wahrscheinlich noch der Sinn für das versteckte Rheingold in diesem Rheinstrom der Poesie. Also so war das. Ich war wieder einmal sprachlos, aber wie immer fasziniert durch das Feuerwerk der großen Namen und mir so «tief» erscheinenden Worte.

Zu Hause dachte ich lange darüber nach. Karl May, den ich bislang für einen spannenden Jugendschriftsteller gehalten – nein, das hatte ich nicht vermutet, daß hinter all seinen Geschichten ein tieferer, geheimer, kosmisch-urgermanisch-geistig-mystischer Sinn steckte. Von nun an mußte man diese Geschichten ja ganz anders auffassen. Geistig-symbolisch mußte man sie auffassen. Sie bekamen sozusagen einen doppelten Boden . . . Also der Trapper, Präriejäger und Abenteurer Old Shatterhand war in Wirklichkeit der germanische Rassegedanke – das heißt der Behüter der Schwachen und Unschuldigen, der Mann mit der tödlichen Eisenfaust, war eine Art Siegfried auf der Suche nach dem heiligen Gral oder dem Gold der Rheintöchter . . . Donnerwetter, das mußte ich doch gleich dem Lange erzählen, der hatte ja auch den ganzen Karl May gelesen. Also eine allgermanische Geheimideologie war da versteckt! Toll, was der Liebe alles wußte. Dennoch war mir, als hätte Erwin plötzlich einen Hasen aus seinem leeren Schlapphut hervorgezaubert.

Bald darauf zeigte er mir eine Mappe des obenerwähnten, damals sehr bekannten Malers und Athletenfreundes Sascha Schneider. Professor Schneider war Sudetendeutscher. Die Gestalten, die er zu Karl Mays Werken gezeichnet hatte, waren meist nackte Figuren mit Sandalen, Lederbändern und -gürteln und manchmal auch strahlenden Schwertern. Es gab auch Fratzen

mit künstlich glühenden Augen und kriechende Ungheuer, die sich gefesselt am Boden wälzten. Mir gefiel natürlich die äußere Welt in Trapperkleidung mit Flinte und Pulverhorn besser als diese «innere Welt Karl Mays» – aber die innere war tiefer, das heißt geistiger, und somit wertvoller, sagte mir Erwin, und ich glaubte es auch halb.

Ja, sagte er, Old Shatterhand sehe so aus wie hier, nackt und mit einem Schwert wie ein Wächter des Paradieses; vielleicht sei es allerdings auch Ormuzd oder Ahriman oder Siegfried, der Gott des Lichtes. Die Trapperkleidung sei jedenfalls eine Maske, denn man dürfe die tiefsten, geistigsten, heiligsten Dinge nicht unmaskiert unter das ungläubige, unwillige Volk bringen. Deshalb habe er, Erwin, auch seinen Jesum Christum in Zeit in die blaue Arbeiterkleidung gesteckt und nicht in das ihm eigentlich zukommende Kleid aus Sonnenglanz und überirdischem Himmelsschein. . . Ob ich nicht Lust hätte, einmal mit ihm nach Radebeul hinauszufahren und den großen Dichter zu besuchen? Er empfangen sonst wenig neue Menschen, aber Erwin könne das schon arrangieren. Es würde ein unvergeßlicher Tag für mich werden und viel in meinem Leben bedeuten. Karl May sei einer der wenigen ganz großen geistigen Menschen unserer Zeit, nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Seher und Prophet. . .

An einem regnerischen Herbsttage lösten wir auf dem Hauptbahnhof in Dresden unsere Billette nach Radebeul. Der Regen schlug klatschend gegen die Scheiben, hinter denen die im türkischen Stil erbaute Zigarettenfabrik Yenidze auftauchte. Durch den Regen sah sie wie ein maurischer Feenpalast aus, und ich dachte an Karl Mays Orient-Reisebücher und -abenteuer und dachte: so, dort müßte eigentlich Karl wohnen, wenn er so ist, wie er in den Büchern zu sein vorgibt. Ach nein, das ist ja alles nur symbolisch, fiel mir dann ein, wobei ich plötzlich eine ganz profane Sehnsucht nach einer heißen Tasse Kaffee bekam und einer knusprigen Butterschrippe dazu. Neben mir saß Erwin Liebe, sagte lange kein Wort und dann plötzlich: «Gleich sind wir da. Hoffentlich ist er nicht bettlägerig. . .»

Wir gingen durch den triefenden Herbsttag, Karl Mays Villa entgegen. Sie sah enttäuschend bürgerlich aus, wie alle umliegenden. Nicht übel, aber ich hatte mir etwas mehr Persönliches vorgestellt. Vielleicht war sie innen anders? («Hinter den Dingen, lieber Freund, liegt die Wahrheit; diese Medioskrität ist nur Maske. . .») Über dem Eingang stand groß: Villa Shatterhand.

Frau Clara May öffnete selbst. Wohlbeleibt, nicht direkt fett, aber doch eigentlich mehr bürgerlich als walkürenhaft. Um die Schultern hatte sie einen Shawl und unsichtbaren, angenehmen Kaffeedult. Gut, dachte ich. Gut und gemütlich. Der Kachelofen schien auch schön geheizt zu sein.

Leider müsse sie uns enttäuschen, sagte sie nach kurzer Begrüßung. Ihr

Gatte könne uns nicht sehen; er fühle sich durchaus nicht auf dem Posten, auch hatte ihn der bevorstehende Prozeß viel Nerven gekostet. «Da will er so wenig Menschen sehen wie möglich», sagte sie.

Wir befanden uns in einer Art Vorraum, der sehr bürgerlich aussah. Große, gerahmte Photographien hingen an den vier Wänden; sie stammten offenbar von Orientreisen, die Karl May und seine Frau gemacht hatten. Man sah Kamele, Moscheen und maurische Häuser, sowie Dattelpalmen. Auch einige afrikanische Waffen waren aufgehängt, einige Kelims oder Gebets-teppiche, auch ein ganz kostbar gearbeiteter Sattel. Man hatte aber sofort den Eindruck, daß all diese Dinge als Andenken auf Basaren für Schmuck und Zier gekauft worden seien. Es waren Raritäten wie die im Vorzimmer eines mittelstädtischen Reisebüros. Es fehlte nur noch der Fahrkartenschalter und die Zeittafel.

Im Wohnzimmer war der Kaffeetisch gedeckt über der roten Plüschdecke. Es hätte ebensogut bei meiner Tante sein können, so gemütlich und bürgerlich war es. Irgendwo in einer Ecke stand ein länglicher Glasschrank, und durch die sauber geputzte, spiegelnde, reflektierende Glasscheibe sah man ein enorm langes altes Gewehr, der Kolben ganz mit silbernen Nägeln beschlagen und mit alten Kerben von einem Messer darin. Das, wußte ich sofort, war der in Karl Mays Büchern so oft beschriebene «Bärentöter». Daneben lehnte ein kleineres, moderneres, karabinerartiges Gewehr – der ebensooft beschriebene und erwähnte schnellfeuernde und repetierende Henrystutzen, den Old Shatterhand so unfehlbar handhabte.

Schade, dachte ich, daß Karl May nicht herunterkommen kann. Wie mag der Erfinder so vieler Phantasien in Person aussehen? Ich hatte nur einmal ein ganz schlechtes Brustbild von ihm gesehen, ganz verwischt. Ist er groß, klein, oder wie? Erwin hatte den Meister immer nur innerlich beschrieben, und ich – das fiel mir auch ein – hatte nie nach seinem Äußeren gefragt. Unwillkürlich stellte ich ihn mir wie seinen Old Shatterhand vor: großmächtig, mit blondem Schnurrbart und vielleicht sogar in Stulpenstiefeln.

Da kam aber schon Frau May mit der weißen Porzellankanne unter der gestrickten Kaffeewärmerhaube, und bald tranken wir duftenden Milchkaffee und sprachen kräftig den knusprigen kleinen Semmeln zu. Ein angeschnittener Napfkuchen stand auch bereit. Es war eine richtig bürgerlich-behagliche Stube, und das einzige Wilde darin waren Erwins lange, strähnlige Haare; alles andere atmete eine stille, leicht schläfrige Gemütlichkeit aus. Auch erschienen die Photographien und Andenken wie vergilbt, als wären die Reisen, an die sie erinnerten, vor einem halben Jahrhundert oder vielleicht auch gar nicht gemacht worden und sie – die Andenken – hätten immer zu diesem Haus gehört. . .

Erwin leckte sich die Finger, an denen Honig kleben geblieben war, und sprach leise, aber eifrig mit der Frau des Hauses über ihres Mannes bevorstehenden Prozeß. Ich langte noch einmal zu, aß ein Stück Napfkuchen und hing meinen Gedanken nach. Plötzlich hörte man ein Geräusch: leise, behutsame, aber sichere Schritte kamen die Treppe vom oberen Stock herunter. Wie von Filzschuhen gedämpft klang es. Da — ein kleiner, weißhaariger Herr kam die Stufen herab und schritt uns freundlich entgegen.

Er war es, der Meister selbst. Er hatte es sich überlegt und kam seinem treuen Anhänger guten Tag sagen.

Wir hatten uns höflich erhoben. Ich kaute noch an meinem Stück Napfkuchen, was er aber nicht zu sehen schien. Er reichte uns beiden die Hand.

«So, so, Sie sind Maler, höre ich», sagte er, als er mir die Hand gab, eine kleine, welke Greisenhand. Wie aus Glacéleder, dachte ich. Aus Glacéleder mit braunen Punkten, blau marmoriert. Ich dachte an die Erfindungen dieses seltsamen Schriftstellers, der sich in seiner Phantasie in die unmöglichsten Gefahren begeben hatte, der sich eine Faust von Eisen zugelegt hatte, mit der er einen Ochsen niederschlagen konnte — und der nun zwar äußerlich ruhig, doch nervös, besorgt und ängstlich in leisen, bitteren Worten mit meinem Freund Liebe über seinen bevorstehenden Prozeß konferierte.

Das also war Old Shatterhand in Wirklichkeit: ein kleiner, feiner, hochzugeknöpfter Herr mit weißem Schnurrbart, mit der napoleonischen Fliege unter dem Kinn und dem etwas gewellten langen Haupthaar, wie man es um 1870 trug. Die Augen waren hellblau, wie mit weiß gemischt, und trânten in den Ecken, als seien sie in den Wind oder Zug gekommen. Nichts Furchteinflößendes, schrecklich Blondes war um diesen Herrn, aber auch nichts besonders Anziehendes. Man hatte den Eindruck, der sei innerlich voll Ruhe, Heimlichkeit und Vorsicht gewesen. Er schien bestrebt, leiser aufzutreten als gewöhnliche Menschen, nicht lauter. Seine zierlichen Ledersiefelchen wirkten fast wie lederne Filzpantoffel, wenn ich so sagen darf.

Immer wieder sah ich auf die kleine, zierliche, greise Schriftstellerhand aus rosa Glacéleder. In seinen Wunschträumen trieben doch diese weißen Knöchel einen Zimmermannsnagel mit einem Hieb durch ein vierzölliges Eichenbrett! Etwas Kühles, leicht Frierendes war auch um ihn, gewissermaßen als stünde er immer im Winde und fröre. . .

Bald verabschiedete er sich fast geräuschlos und ging von uns fort, in sein Studierzimmer hinauf oder vielleicht auch gleich ins Bett.

Es war dunkel geworden. Frau May hatte eine Lampe angezündet, und auf einmal brannten auch die flackernden Gaslaternen draußen, und man sah die unfreundliche Nässe und die tanzenden welken, roten Herbstblätter

durch die bürgerlichen, gardinenbehängten Fenster. Frau May sagte, wenn wir den Sechs-Uhr-Zwanzig noch bekommen wollten, das sei ein Schnellzug aus Berlin, der in Radebeul hielte – dann müßten wir uns beeilen. . .

Und das taten wir denn auch und rannten durch den leisen Regen zur Station.

Vieles war mit diesem Besuche verfliegen. Der große Mann war doch irgendwie kleiner, als ich gedacht hatte. Für mich war es jedenfalls, als hätte ich eine verblaßte Photographie gesehen, die dann wieder ins Photographiealbum zurückgegangen war. Natürlich sind solche Besuche immer unbefriedigend. Da bleibt so viel steif, verblasen und förmlich. Auch war ich zu jung und dumm, damals.

Mit Erwin Liebe kam ich langsam auseinander. Seine Reden erschienen mir hochtrabend und letzten Endes leer, phrasenhaft und gekünstelt. Bald darauf ging er nach München und ich nach Berlin. Mein neuer Freund Kittelsen kam dazwischen; der war viel realer und zynischer, was mir mehr lag als Erwins halbdilettantisches Gerede von Geistigkeit und Symbolismus. Unsere Wege kreuzten sich nie wieder. Das Stück «Jesum Christum in Zeitz» ist auch niemals aufgeführt worden. Ich kam durch Kittelsen mit wirklich moderner und großer Literatur in Berührung, und nach den Brüdern Goncourt, nach Flaubert, Zola und so weiter erschien der gute Karl May mir reichlich veraltet und blieb, was er war: ein Schriftsteller für die heranwachsende Jugend.

Erst viel später, als ich las, daß seine Bücher zur bevorzugten Lektüre Adolf Hitlers gehörten, fiel mir jener so lange zurückliegende Besuch bei Karl May wieder ein. Und ich dachte mir: vielleicht hatte er doch mehr Einfluß, und nicht bloß auf die Phantasie der heranwachsenden Jugend?

Kittelsen war auch ein sehr eigentümlicher Mensch, der schon in England gewesen war und aus einer außerordentlich kinderreichen Familie stammte – er war, glaube ich, der dreizehnte Sohn. Er hatte ein interessantes, trotziges Gesicht und, wie alle Wikinger, eine Vorliebe für geistige Getränke. Er liebte es, sich narzissistisch mit sich selbst zu beschäftigen und war ein großer Dandy. Sprach gern über Aubrey Beardsley und Oscar Wilde, die damals ja einen enormen Einfluß ausübten. Kittelsens Talent ging auf ähnlichen Wegen, und zudem hatte er wie viele Norweger eine mystische Ader.

Ja, Kittelsen war Norweger. Kam ihn eine Schwermut an – und das geschah häufig –, so ging er in das damalige Automatenrestaurant am Pirnaischen Platz und tröstete sich mit einem echt kittelsenschen Mischtrank aus Bier und Kognak. Er trank dann so viel und so gründlich, bis ihn eine Art heulendes Elend packte und er weinend, jammernd und seinen Hut

fortschleudernd von dannen rannte. Er bewohnte ein möbliertes Zimmer in der Zirkusstraße. Seine Wirtin, eine immer gut frisierte Frau Dauth, hatte eine kleine, lauschige Weinstube mit Damenbedienung, und oft, wenn wir nachts noch in seinem Zimmer diskutierend beisammengesessen und uns unterhalten hatten, hörten wir sie mit einer Lieblingskellnerin, die auch bei ihr wohnte, leicht animiert nach Hause kommen.

Sie war, so erzählte man sich, eine geschiedene Offiziersfrau und hatte – so sagte sie selbst – aus Gram über ihre verfehlete Ehe diese lauschige Damenkneipe «Zur Feengrotte» aufgemacht, nur um ihren Schmerz zu vergessen. Die Geschichte war recht romantisch und sentimental, und aus Höflichkeit und weil sie eigentlich so eine nette Wirtin war, glaubten wir auch, was sie uns erzählte. Machten wir gelegentlich jener «Feengrotte» einen Besuch, so wurden wir fast wie Verwandtschaft angesehen, nicht wie vorübergehende sogenannte «Zahlmeister». Die Kellnerinnen hatten, der Mode der damaligen Zeit entsprechend, dicke Figuren, was mir und Kittelsen keineswegs mißfiel. Es war ganz nett, und zu uns waren sie fast wie gutmütige Tanten. Auch wurden wir keineswegs zum teuren Trinken animiert; eine Flasche Porter genügte. Dafür setzte sich dann eine der dicken Kellnerinnen einem auf den Schoß und das waren ja immerhin oft an die 180 Pfund – aber wenn man jung ist, merkt man so was nicht.

Mit Kittelsen war ich damals fast täglich zusammen. Wir gingen nach der Akademie spazieren, diskutierten und tauschten unsere Meinungen aus, oder ich begleitete ihn in die Motette in der Frauenkirche. Er war sehr musikalisch; ich war es weniger, aber die dämmerige Stimmung in der schönen Kirche, die angeregte Unterhaltung vorher und der wohlthuende Gesang der Stimmen gefielen mir.

Kittelsen hatte viel gelesen, und Gespräche mit ihm waren immer anregend für mich. Er machte mich auf dieses oder jenes neue Buch aufmerksam – zum Beispiel auf den damals plötzlich sehr in Mode gekommenen Dämoniker und Satiriker Gustav Meyrink, von dem man auch persönlich phantastische Geschichten berichtete. So sollte er sich selbst von einer schweren Rückenmarkslähmung durch einfaches Ansehen eines Bergkristalls nebst hypnotischen Fußbädern geheilt haben; auch sollte er auf dem Wasser gehen können, ohne einzusinken, und daß er wie einst Strindberg auf dem Wege zu seiner Braut von sich behauptete, er könne sich unsichtbar machen, das verstand sich fast von selbst. Mein Freund Kittelsen, vollkommen im Bann solch dämonischer und halbdämonischer Schriftstellerei und Spekulationen, behauptete von sich dasselbe: auch er könne nach Wunsch und Bedarf verschwinden. In meinem Beisein gelang ihm die Unsichtbarmacherei zwar meistens nur halb, ein Rest einer mehr oder weniger verschwommenen

Gestalt blieb stets zurück (der vorher eingenommenen Kognaks und Biere ungeachtet).

Ich war ja auch ziemlich belesen. Ich hatte mich sozusagen emporgesehen – ganz buchstäblich, als Abonnent auf eine Bücherserie, die damals in Berlin von dem genialen Zeitungsunternehmer August Scherl herausgebracht und «Lese Dich Empor» betitelt war. Scherl hatte die ulkige Idee gehabt, daß eigentlich jeder von uns anfänglich ein ungebildeter Banause sei und sich erst allmählich an die höheren geistigen Genüsse gewöhnen müsse. Man könne, meinte er sehr richtig, eben nicht gleich mit ganz schwerer Literatur anfangen. Man werde sie nicht verstehen und nach kurzer Zeit das Buch gelangweilt wegwerfen. Langsam, ganz langsam müsse man sich «emporgesehen»: vom sogenannten Schauerroman, der von Handlung, Rührung und Spannung nur so troff, über Dumas und Walter Scott bis hinauf zu Hauptmann, Ibsen, Strindberg und Maurice Maeterlinck, mit Stationen mittwegs, erinnere ich mich, bei Tolstoi oder Dostojewskij, Zola, Tschekow oder Leonid Andrejew und «Sanin» – damals, nach der verunglückten russischen Revolution von 1905, einem der umstrittensten und gelesenen Bücher, weil darin nämlich von ganz «freier» Liebe die Rede war.

Diese Sammlung wurde aber nicht bis zum Ende fortgesetzt; ich glaube, sie hörte schon bei Zola auf. Es rentierte sich wohl nicht. Die Spekulation auf den bildungshungrigen Proleten oder das Schauerromane verschlingende Dienstmädchen, die sich nun langsam zu den literarischen Höhen hinauflesen würden, war eben grundfalsch, denn: einmal Schauerroman – immer Schauerroman. Was beispielsweise mich angeht, so hat mich phantastisch-dämonische Schriftstellerei von jeher angezogen, und so las ich denn auch alle, deren ich habhaft werden konnte. Ich las Gustav Meyrink, war entzückt von Hanns Heinz Ewers (seine «Alraune» war 1913 DAS Buch des Jahres, jeder sprach darüber) und verschlang Maurice Renard mit Begeisterung. Ich verehrte Barbey d'Aurévilly und legte mir nach seinem Muster eine Spazierstocksammlung an; gern hätte ich auch einen Zylinder getragen und ein violett-schwarzes Samtcape, aber dazu war die Zeit nicht mehr. Viele dieser Autoren befruchteten meine Arbeiten oder zumindest, wenn ich es so nennen kann, meine Philosophie des Lebens. Das Seltsame, Geheimnisvolle, oft bewußt Verrückte zog mich in seinen Bann. Es war schön und auch wieder recht jugendlich, denn phantasievolle junge Menschen machen wohl immer ähnliche Perioden durch.

Kittelsen zum Beispiel machte in einer ihm eigenen Mischtechnik merkwürdige Zeichnungen, die er als Federzeichnungen begann und in Wasserfarbe und Pittkreide beendete. Meist waren es traumhafte, ornamentale Szenen, die er zu Papier brachte, in perspektivisch verzerrten Linien und

geschmackvoll abgestimmten Farben und von sonderbaren Wesen, halb Vogel-, halb Spinnenmenschen, bevölkert. Eine etwas dilettantische Genialität, ein Andersseinwollen, eine absichtliche Krankhaftigkeit lag in allem, was er machte. «Du», pflegte er zu sagen, «ich bin ein dreizehntes Kind. Entweder werde ich ein Genie oder ich sterbe jung».

Wir kamen oft hart aneinander. Denn er war ein träumerischer, abwegiger, zum Absurden neigender Mensch, der seine angeborenen Verkehrtheiten noch hegte und pflegte. Ich wiederum hatte bei aller angeborenen Neigung zum Phantastischen und Grotesk-Satirischen einen stark ausgeprägten Sinn für die Wirklichkeit, für etwas protestantisch Unornamentales im Gegensatz zum brütend überladenen Zierat der katholischen Kirche. Mein Wirklichkeitssinn gab mir eine gewisse Balance. Gewiß, schon damals zog mich das Irreale an, aber die mir innewohnende Skepsis, ein fast sportliches Interesse am Aufsuchen der «Wahrheit», des tatsächlichen Faktums, brachte mich immer wieder zum sicher dünkenden, banalen Alltag zurück – und gleich stand ich wieder mit meinen vier Beinen auf dem Boden der «gesunden» Vernunft.

Ich war aber auch in manchen Dingen empfindlich, was mein Freund Kittelsen manchmal zu fühlen bekam. Eines Tages, in einem Anflug von Schelmerei, neckte er mich beim Mittagessen damit, daß er mir dauernd die Enden meiner nagelneuen Schmetterlingskrawatte aufzog, mit frevlen Anspielungen und Hohn auf meinen «Dandyismus». So verspottete und foppte er mich eine ganze Weile, während ich versuchte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und geduldig meine Krawatte neu band. Schließlich wurde es mir zu toll, mein Stolz war verletzt, zumal am Nebentisch andere Kunstschüler und Studierende schon anfangen, sich auf meine Kosten zu belustigen. Mit verzerrtem, liebenswürdig darüberstehend-sein-sollendem Lächeln gebot ich Einhalt, aber von neuem, durch lachenden Beifall ermuntert, schnappten Kittelsens Finger abermals von unten nach meiner Krawatte. Da packte mich eine alttestamentarische Wut, ich nahm meinen mit italienischem Salat gefüllten Teller und leerte den gesamten Inhalt auf seinen Kopf aus. Mit wutbebenden Händen gab ich noch eine kräftige Kopfmassage dazu. Es war eine richtige Fratellinische Clownszene, bei der ich nun die Lacher und den Beifall auf meiner Seite hatte, und mein schelmischer Freund schritt schnell und ganz fassungslos über diese unerwartete Kopfwäsche der Toilette zu.

VI

Nur hinein ins volle Menschenleben



FASSE ICH meine Dresdener Erfahrungen kritisch zusammen, so kann ich ohne Ressentiment sagen: viel gelernt habe ich in dieser Lehrzeit nicht. Was ich in den zwei Akademie Jahren lernte und erfuhr, bildete sich im Umgang mit meinen Freunden heraus oder kam aus selbstaufgestöberten Büchern und Bildern. Ich begann damals mit dem einfachen Skizzieren nach der Natur in der Art der altjapanischen Zeichnerschule, das heißt, ich machte mir in kleinen Taschenbüchern flüchtige Notizen über gehende Menschen, Zeitungsleser oder Esser im Café und über alle möglichen Dinge, die mich umgaben.

Möglichst alles zeichnen zu lernen und zu können, erschien mir eine wichtige Vorbedingung für den Illustratorberuf. Ich hatte ja schon als Schüler nach der Natur skizziert, aber nicht so systematisch und nicht direkt im Hinblick auf später. Ich nahm damit meine Spezialausbildung selbst in die Hand, denn auf der Akademie gab es keine solchen Naturstudien; vom Fünfminutenaktzeichnen, wie ich es später bei Calarossi in Paris übte, wußte man dort nichts. Ich zeichnete viel zu Hause, meist aus dem Kopfe. Und zwar viel Karikaturen, was auch wichtig war, denn von den Karikaturen bin ich bald zu den Japanern gekommen, zu Daumier und zu dem seinerseits von den Japanern ausgehenden Toulouse-Lautrec. Ich merkte bald, wo es fehlte, sah mir also das Leben außerhalb der Akademiewände und des gestellten Modells genauer an und begann zu notieren, was mich fesselte und interessierte – und das war fast das gesamte zappelnde, rennende, wirbelnde Leben um mich herum, Menschen, Tiere und Dinge. So kam mehr Lebensnähe in meine Zeichnungen, die den Fehler vieler Anfängerblätter hatten: die fehlende Naturstudie war durch Erfindungen und einseitige Stilisierung ersetzt.

Ich stand unter dem Einfluß von Simplizissimuszeichnern, Bruno Pauls, eine Zeitlang sogar eines Plakatmalers namens Klinger und des Buch-

künstlers und Illustrators Emil Preetorius, dessen japanisierende, langbeinig bewegte Figuren mich begeisterten. Im Unterbewußtsein hatte ich zwar eine Ahnung, daß da was nicht stimmte; aber wenn ich dann wieder fein säuberlich ein Blatt entworfen hatte, freute ich mich darüber, glaubte erneut an mein Talent und meinte es dem der geliebten Vorbilder ebenbürtig. Die Redaktionen, die ich mit meinen Einsendungen beglückte, urteilten allerdings strenger und sandten mir meistens alle meine Blätter zurück.

Allmählich änderte sich mein Stil ein wenig. Wie es dazu kam, weiß ich selbst nicht, ich nehme an, aus reproduktionstechnischen Gründen. Ich zeichnete jetzt die Kontur einer Figur einmal linear ganz gleichmäßig aus und lavierte dann willkürlich, aber doch kunstgewerblich das ganze Blatt mit Graphittusche aus. Die Graphittusche kaufte ich in einem dicken Stück bei meinem Dresdener Malutensilienhändler in der Amalienstraße, wo ich einen laufenden Kredit hatte und nicht gleich bar zu bezahlen brauchte. Später, wohl unter dem Einfluß meines Freundes Kittelsen, erweiterte ich meine monochrome Technik und kolorierte nun einzelne Flächen flach mit geschmackvollen Farben. Auch fing ich an, die dünne, spitzige Zeichenfeder zu gebrauchen. Nicht in freier Manier, etwa im Rembrandtschen Sinne — nein, ich zeichnete mir vorher alles genau in Bleistift vor, um ja keinen Fingerbreit vom rechten Weg des Umrisses abzuweichen. Diese oft radierten Umrisse zog ich dann sorgfältig mit der dünnen Feder in Tusche nach.

Das alles zeigte noch die ganze Befangenheit und Unfreiheit meines Anfängertums. Wohl stümperte ich mich langsam vorwärts, doch zur Beherrschung meiner einfachen Instrumente, die sich ja seit den Höhlenzeichnungen kaum verändert hatten, brauchte es noch genug Zeit und Mühe, viel Erfahrung und viel Enttäuschung. Das Gefühl, trotz allem auf dem richtigen Wege zu sein (oder zumindest auf Nebenwegen, die neben dem richtigen herliefen und einmal in ihn einmünden würden) — dies Gefühl hatte ich. Meine ehrgeizigen Jungenspläne von Riesenölbildern, Leiterstaffeleien und besengroßen Pinseln waren in den Hintergrund getreten. Ich dachte gar nicht mehr daran. Woran ich immer mehr dachte, war, wie ich meine Fähigkeiten, mein Geschick im Abzeichnen von Menschen und Dingen, in Geld umsetzen könne. Wie sollte man's machen, wie herankommen an die nahrhafte, dichtbelagerte Futterkrippe?

Mein Glaube an Geld war noch durchaus gesund und ländlich. Er entstammte durchschnittlichen Volksansichten, war noch nicht beschmutzt von den Reformideen über den Tagesbetrieb sich erhaben dünkender Geister. Darin war ich ganz unintellektuell und völlig unverbildet. (Auch heute noch ist das Geld für mich das Symbol der Unabhängigkeit, ja der

Freiheit überhaupt. Jede Idee kann mehr oder weniger Schwindel sein; ein Hundertdollarscheck bleibt ein Hundertdollarscheck. Leider habe ich einen Beruf, mit dem kein Geld zu verdienen ist. . . .) Eines stand fest: für Witzblätter zu zeichnen, war eine günstige Chance. Und so zeichnete ich drauflos und sandte unverdrossen meine Arbeiten den Redaktionen.

Eines Tages – ich hatte wieder in banger Erwartung ein paar Blätter an den «ULK», die Witzbeilage des «Berliner Tageblattes» geschickt – bekam ich die Mitteilung, daß eine kleine Zeichnung von mir mit selbstverfaßter Unterschrift angenommen sei und in einer der nächsten Nummern erscheinen werde. Mein Stolz war unbeschreiblich. Ich sah mich schon als gutbezahlten ständigen Illustrator. Hätte ich damals schon Visitenkarten gebraucht, ich hätte kleingedruckt unter meinem Namen vermerken lassen: Mitarbeiter des «Berliner Tageblattes». Donnerwetter, ich hatte eben Glück. Als Honorar erhielt ich sehr bald zwölf Mark, und in Erfüllung eines langgehegten Wunsches kaufte ich mir sofort ein paar wunderbar nach innen gebogene amerikanische Lackhalbschuhe.

Ein zweites Mal empfand ich Freude und Stolz, als ich dann meine Zeichnung wirklich gedruckt sah. Zwar hätte ich sie mir etwas größer gewünscht, aber schließlich war es ein Anfang und vollauf genügend, daß ich neben anderen, von mir so sehr verehrten Männern stand: neben August Hayduk, neben Feininger, dem späteren Kubisten, der damals noch für Witzblätter zeichnete, und neben Herbert Schulz-Berlin, einem Unbekannten, den ich in meiner Unbildung trotzdem bewundernd verehrte. Dieser lächerlich bescheidene Erfolg hatte einen guten Einfluß auf mich. Er ermutigte mich und machte mich innerlich sicherer. Natürlich schickte ich auch meiner Mutter ein Exemplar des «ULK» nach Stolp und tat mich dicke: ja, so schrieb ich ihr, Maler sei eben doch kein so ganz brotloser Beruf, und ich trüge jetzt sogar Lackhalbschuhe wie der Landrat von Schmebling.

Wie naiv das alles war! Ich war eben erst siebzehn geworden, als ich den schmalen hinterpommerschen Feldweg verließ und mich auf die breite, glattgewalzte Chaussee der Witzblattillustration begab. Wie gesagt, ich war nicht «kunstgebildet». Der Wertbegriff «Kunst» spielte für mich gar keine Rolle. Mir kam es darauf an, mit meiner Begabung so schnell wie möglich zu verdienen. Ich betrat den großen Zirkus nicht als idealistischer Degen-schlucker oder Feueresser, sondern ich wollte einfach die Zuschauer mitunterhalten, nett zu ihnen sein und ihnen in netter Weise ihr Geld abnehmen. Von der Ecke, in der die Schlangenbändiger und Menschenverbesserer ihr Wesen trieben, hielt ich mich sorgfältig ferne.

Wie und warum ich der wurde, der ich heute bin, ist mir unbekannt.

Vielleicht sind eben manche Menschen wie Zwiebeln, bei denen immer neue Häute zum Vorschein kommen. Ich glaube, als ich an den Schalter kam, gab mir der Schalterbeamte mehrere Billette auf einmal. Ich fragte natürlich: «Warum bekomme ich mehrere Billette, und der vor mir und der neben mir kriegen nur eins?» «Ja», sagte der Beamte, den ich zwar nicht sah, aber dessen Stimme ich hören konnte, «Du bekommst mehrere Billette, weil Du nämlich auf Deinem Wege mehrmals umsteigen muß» – und das mußte ich denn auch mehrmals, von einer unteren in eine obere Klasse und umgekehrt.

Der erste kleine Erfolg belebte meinen angeborenen Fleiß. Es war der Korbmacherfleiß meines Großvaters. Während draußen die Vögel in den Bäumen zwitscherten und die Sonne in mein Fenster schien, zeichnete ich Hunderte von Blättern. Sie stellten eigentlich immer dasselbe dar: zwei Figuren, die sich gegenüberstanden, grotesk verzerrt. Dazu erfand ich Witze. Sie waren meist recht unwitzig und schematisch, aber die Zeichnungen waren leichter verkäuflich, wenn ich die Witze mitlieferte. Allmählich wurde es eine wahre Schinderei, passende Witze zu finden, denn ich war kein Witzbold, und meine Weiterreise zur Vereinsamung, zur Sammlung, zum wirklichen Humor und zur gerechten Verachtung der Masse hatte noch nicht begonnen. Nur meine Fahrkarten hatte ich in der Tasche.

Ich war ein Esel unter Eseln, aber sehr heiter, wenn ich jetzt daran zurückdenke. Unter dem Einfluß meiner Vorbilder ging es mir wie allen, die ein zeichnerisches Talent ererbt haben: ich verlor ganz die naive Ursprünglichkeit meiner Schuljungen- und Kindheitszeichnungen. Dafür gewann ich eine rein manuelle Geschicklichkeit. Technisch probierte und experimentierte ich mit allen möglichen abguckten Methoden, bis vor lauter Spritzbürste und Mustersieb überhaupt keine Groszphysiognomie mehr zu erkennen war. Merkwürdig, merkwürdig: wenn ich auch Daumier, Lautrec, Forain und die japanischen Holzschneider und Zeichner von ferne kennengelernt hatte, so trat ich doch nicht direkt in ihre Fußtapfen, sondern auf Umwegen in die ihrer kleineren Nachtreter. So kam zum Beispiel Preetorius sichtlich von Hokusai her und der Wiener Julius Klinger, dessen Muster ich fast kopierte und von dem ich mir auch eine bestimmte Art, stilisierte Schuhe zu zeichnen, angewöhnte, von Aubrey Beardsley – aber der richtige Beardsley ließ mich seltsamerweise kalt. Ich nahm die Epigonen ernster als die Schöpfer. Sogar so rührend kleine Unbekannte wie der oben erwähnte Herbert Schulz-Berlin machten mir Eindruck: der hatte so eine Gulbransonsche Manier, und ich wiederum nahm von ihm eine gewisse Art regenfüßigen, parallelen Strichs an. Auch Hermann Vogel-Plauen, ein Mitarbeiter der «Fliegenden Blätter», beeinflusste mich. Herr Chefdekora-

maler Grot hatte mich schon in Stolp, als ich noch auf der Schule war und seinen sonntäglichen Zeichenkurs in Linienstilistik besuchte, auf Vogel-Plauen hingewiesen. Grot hatte ihn einmal in Plauen besucht und erzählte faszinierend von dem kleinen Buckligen, dessen Blätter späte Früchte der großen romantischen Zeichnertradition Moritz von Schwinds und Ludwig Richters waren. Er konnte alle Tiere zeichnen: Eichhörnchen, Hasen, Eulen, Stare und den schlauren Fuchs in seinem Bau. Wie ein Schwindscher Eremit war er im deutschen Wald zu Hause. Ich liebte ihn sehr und glaube, daß heute meine Blätter viele Spuren seines guten Einflusses aufweisen.

Es war einfach toll, was man so alles machte – denn war ich nicht gleichzeitig von August Hayduk begeistert, der damals ganz «schick» war und Annoncen für das große «Kaufhaus des Westens» zeichnete? Schwerlich hätte jemand in meinen Zeichnungen aus jener Zeit den späteren Grosz ahnen können. Und doch war ich im allgemeinen recht zufrieden mit mir und meiner Umgebung. Man druckte Sachen von mir und würde gewiß öfters welche drucken. Sie brachten auch Geld ein, und das gab mir ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber meinen Mitstudierenden, die nicht gedruckt wurden und kein Geld verdienten. Es hob mich innerlich, was vielleicht dumm war, aber nicht unnatürlich, denn ich hatte eben noch Achtung vor allem «Gedruckten». Wenn etwas gedruckt wurde, wenn es gar in der Zeitung stand, so war es eben wahr. Daß böse Menschen eventuell auch Lügen drucken könnten, kam mir nicht in den Sinn. Und da auch ich nun «gedruckt» war, wenn auch nur klein, so hatte ich solche Achtung auch vor mir selber.

Die Zeit des Schlagwortes «Werbe mit Wahrheit» war auch noch nicht angebrochen, denn damit hätte man ja zugestanden, daß vielleicht auch mit Unwahrheit geworben werden konnte.

Wir lebten ja noch in den letzten harmlosen, einfachen, ja fröhlichen Jahren vor dem ersten Weltkrieg, noch nicht in der von Nietzsche vorausgesehenen und vorausgedachten Welt. Die Übermenschen, die zerstörerischen Machiavells waren schon da, aber sie betätigten sich erst in Bohèmecafés, Ateliers und kleinen Zirkeln, oder sie reagierten in Zeitungsfeuilletons ab. Die Uhren waren natürlich schon gestellt. Es gab schon Hitler, Mussolini und Lenin; sie hatten schon ihre Fahrkarten und wußten, wo sie umzusteigen hatten. Aber vor uns einfacheren Sterblichen lag die Zukunft verhüllt. Vereinzelte Schreie der Orakelpriester klangen schrill und unwahrscheinlich. Der Mensch ist ja in erster Linie Optimist und will überleben; daher verstopft er gern seine Ohren mit dem Wachs der Hoffnung, wartet bis zum letzten Augenblick und findet Cassandra unheimlich.

Ich war damals ein freundlicherer Mensch als heute, und so bot sich mir die Welt auch freundlicher dar. Heute weiß ich, daß ich einen Weltuntergang miterlebt habe, und daß die letzten Jahre dieser versunkenen Welt die unbewußtesten und daher glücklichsten meines Lebens gewesen sind. Die Träume, die damals geträumt wurden, stammten meist von einfachen Idealisten. Man sprach oft vom sogenannten Bebelschen Zukunftsstaat. Bebel war der Führer der deutschen Sozialdemokratie, und diese wieder war in Deutschland eine Art Kinderschreck. Wenn man von einem sagte, «der ist ein Roter», so bedeutete das: ein Sozialdemokrat, also nicht viel besser als ein Einbrecher, Brandstifter, Frauenschänder und dergleichen. Später erwieß die Sozialdemokratie sich als ein harmloser proletarischer Versicherungsverein, und der schöne Bebelsche Zukunftsstaat als eine Seifenblase. Ich erwähne ihn nur, weil er damals stark im Vordergrund stand.

Meine eigene Hoffnung war allerdings nie die Masse (obwohl mir Spengler und der wunderbar klare Gustave Le Bon noch vollkommen unbekannt waren). Schon rein äußerlich zeigte sich meine Absonderungstendenz. Ich lebte hoch über allem, in einem Bodenatelier, näher dem Mond, den Sternen und den Vögeln als den Menschen. Zu denen konnte ich ja immer hinuntersteigen, wenn ich wollte. Aber meine Hoffnung ruhte nicht auf anderen, nur in mir allein. Ohne ein intellektueller Egoist zu sein, nahm ich doch eigentlich nur mich selbst wahr. Ich wollte mich durchsetzen – das war meine einfache und wohl allen beginnenden Künstlern eigene Lebensphilosophie. Daß ich vollständig «unpolitisch» war, versteht sich von selbst.

Man vergesse nicht, daß ich hier von einer Zeit berichte, die noch rokokohaft zivilisiert war und in der die Politik überhaupt nicht so interessierte oder zu spüren war wie heutzutage. Der Reichstag – bekanntlich dem deutschen Volke gewidmet, wenigstens stand das groß vorne dran – wurde «Schwatzbude» genannt. Opposition machte nur die böse Sozialdemokratie, die dauernd am Wehretat herumkritisierte. Man lebte in einer ruhigeren und billigeren Welt, hatte seit fast fünfzig unwahrscheinlichen Friedensjahren kein Blut gerochen und keine Leichenmassen gesehen und war so «verweichlicht» worden, daß das kleinste bißchen menschlichen Unrechts allgemeine Aufregung hervorrief. Ich besinne mich noch, wie sich ein paar arme Asylisten mit Methylalkohol vergifteten und zirka sechs davon starben. Mein Gott, was für ein Gezeter und Protestgeschrei gab es da in allen Blättern! Die bolschewistisch-faschistische Menschenverachtung, der Mensch als Nummer ohne Eigennamen – all das war noch fern. Nicht allzufern, aber immerhin waren es doch noch Jahre, in denen es noch «Menschen-

rechte» gab. Etwas war da noch spürbar von den großen Humanisten, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland lebten und wirkten, etwas von Goethe, von Weimar als Kulturbegriff, von den Brüdern Humboldt, von Hardenberg, Winckelmann, Büchner, von der deutschen Romantik – obwohl diese irrationale Bewegung schon Keime in sich trug, die erst nach 1918 ausreifen. Vor dem ersten Weltkrieg waren in Deutschland Sozialismus und Pazifismus identisch, und Kommunisten gab es Gott sei Dank bei uns nicht. Rosa Luxemburg, die «rote Rosa», war eine fleißige sozialdemokratische Organisatorin; erst viel später, nach Deutschlands Zusammenbruch, wurde sie Kommunistin, nicht ohne vorher sich mit dem Massenmeister Lenin noch theoretisch mißbilligend auseinanderzusetzen.

Ab und zu drang der politische Rummel auch in die Akademieateliers, allerdings ohne nachhaltige Folgen. Die Sozialdemokratie agitierte damals für das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht anstatt des in Deutschland noch teilweise geltenden sogenannten Klassenwahlrechts, und ich erinnere mich genau an so eine riesige Wahlrechtsdemonstration der Dresdener Arbeiter. Es war ein lebhafter Tumult beim königlichen Schloß, ein Haufen Arbeiter stand vor der geschlossenen Eisentüre, man rief Schlagworte aus und sang Arbeiter-Freiheitslieder. Die Prager Straße war polizeilich geräumt worden; in Seitenstraßen sah ich berittenes Militär bereitstehen, bei dessen späterem Eingreifen es auch einige Verwundete gab. Ich sah, wie neben mir ein Polizist auf einen sein Fahrrad führenden Proleten eindrosch. Dem Mann zerriß er die Jacke; er war ein dicker, rotgesichtiger Sachse und schlug wütend mit der flachen Klinge auf uns Flüchtende los. Ich weiß noch, daß dieser Teil der Demonstranten beim Räumen der Straße in einen Bierkeller floh, wo viele von uns sich im Klosett einriegelten. Aber die Polizei verfolgte uns nicht weiter; sie hatte uns nur auseinandertreiben wollen, und bald saßen wir, Demonstranten, neugierige Mitläufer und bloße Schlachtenbummler, wie üblich hinter unseren kühlen Bierkrügen und diskutierten unsere aufregenden Erlebnisse. Mir hatte man drei teure Havannazigarren zerdrückt und meinem Freund Frankel war das Portemonnaie gestohlen worden. So kamen wir mit einem blauen Auge, unverwundet, uneingelocht und sogar unaufgeschrieben davon.

Ich gebe zu, für uns Freunde hatten solche politischen Vorgänge lediglich den Reiz der mysteriösen Sensation. Es war ein abendfüllender Spaß: geh'n wir mal hin, geh'n wir mal ein Stück mit, können uns den Zimt ja mal ansehen, mal sehen, was sich entwickeln wird, ob da das Militär wirklich schießt –? Das war meine Reaktion und die meiner Freunde. Partisanen waren wir nicht. Wir stammten alle aus mehr oder weniger kleinbürgerlichen Familien und hatten sowieso kein Mitgliedsbuch eines Arbeiter-

vereins in der Tasche. Trotzdem standen wir gefühlsmäßig auf der Seite der Demonstranten, denn für die säbelschwingende Polizei oder für das Militär, wie es da in den Nebenstraßen bereitstand, dafür hatten wir akademischen Bürger, wir angehenden Maler und sonstigen Künstler eben auch nicht viel übrig.

Gewiß, der Polizeisäbel war ein Symbol der Obrigkeit. Daß sich mit dem Säbel nicht diskutieren ließ, war klar, der hing aber eigentlich immer unsichtbar über uns allen. Er löste einfach den Rohrstock unserer Jugend ab. Und wenn die Obrigkeit nicht allzu höflich war, so war die Höflichkeit eben wie das ganze Volk in drei Klassen gestuft und da blieb für die zweite und dritte nicht viel übrig. Aber das war in Ordnung. Es herrschte, so darf ich wohl sagen, noch wilhelminische Disziplin, und eigentlich sah man ja doch bis hinunter zum dritten Proletenstand staaterhaltend treu zum Kaiser auf. (Von der bei Unruhen bestehenden Schießeraubnis auf Vater und Mutter hätte mancher Proleten- und Bauernjunge ohne weiteres Gebrauch gemacht; so viel verlangte Wilhelm schon von seinen treuen Soldaten.)

Der Staat repräsentierte sich im Militär- und Polizeistand in seiner ganzen erhabenen, unantastbaren Größe und Gewalt. Wenn bei einem unbotmäßigen Kinde alles andere versagte, so brauchte man nur zu sagen: «Ich hole den Schutzmann, wenn Du jetzt nicht artig bist» – das wirkte magisch, das Kind gehorchte sofort. Hatte man früher das Kinderleben mit Nickelmännern, bösen Schornsteinefegern und Knecht Ruprechts mit der Rute bevölkert, so nahm in meiner Jugend der preußische Schutzmann diese mythenbildende Stellung ein. Ein anderer Schreckbegriff war das Spritzenhaus: «Du kommst noch ins Spritzenhaus», hieß es, wenn ein Junge ein Tunichtgut war. Alle staatlichen Einrichtungen waren genau so wie sie gemeint waren: abstoßend, militärisch, unhöflich kurz, brutal einfach. Man warb nicht um seine Bürger und man verwöhnte sie nicht. Das Volk hatte zu gehorchen und damit basta. Eine Kaserne war eine Kaserne, ein Arbeiter war ein Arbeiter, und ein Mann, der Mist fuhr, war ein Mistfahrer. Auf den Gedanken, ihn Volksfrontkämpfer in der Erzeugungsschlacht zu nennen, war man noch nicht gekommen.

Mir war immer unbehaglich zu Mute, wenn ich mit Behörden zu tun hatte. Dreißig Jahre lang bin ich dieses Gefühl nicht losgeworden. Trat man in ein Polizeibüro, so hatte man immer wieder das Angstgefühl: hoffentlich behalten sie dich nicht gleich da – hoffentlich stimmt alles... Natürlich stimmte nie alles. Es gehörte zur Technik der Beherrschung, daß immer irgend eine Kleinigkeit nicht stimmte, und obzwar man das vorherwußte, war man doch erschreckt. Die Unfehlbarkeit war eben immer oben und hinter dem Schalter, die Fehlbarkeit immer unten und beim Volk...

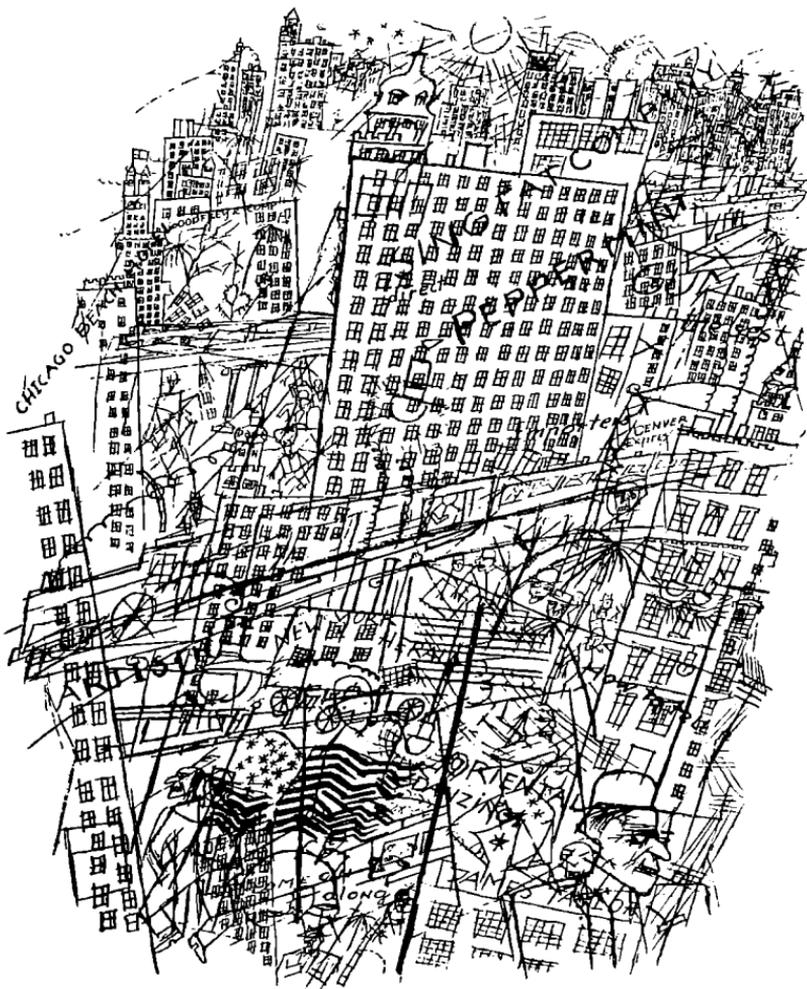
Heute natürlich erscheint uns das als ein recht harmloser, kindlicher Byzantinismus im Vergleich mit der späteren Sorte Heldenverehrung und ihren Blutopfern. Auch der «Frieden» von 1871-1914 sollte sich bald als ein sanfter Tagtraum erweisen. Eine sadistisch-masochistische Orgie hub an, die Spengler und Nietzsche vollauf bestätigte oder vielmehr in den Schatten stellte. Geopolitiker traten an die Stelle der Humanisten. Das Zeitalter der Aufklärung, das in der Renaissance begonnen hatte, ging unter, und die blinde, eiserne Ameise, die Zeit der völligen Uninteressiertheit am Menschen, der Nummern ohne Namen, der Roboter ohne Kopf, kam herauf.

In Dresden waren zwei Zeichnungen von mir vom akademischen Rat angekauft worden: ein Männerakt in Kreide und die phantastische Federzeichnung «Der gelbe Tod». Außerdem bekam ich ein Diplom und ein Ehrenzeugnis, als ich 1912 nach Berlin ging, weil ich dort ein Staatsstipendium erhalten konnte. An der Dresdener Akademie ging das nicht, da ich kein gebürtiger Sachse war.

Davon abgesehen: in Berlin lag meine Chance. In Berlin war «was los». Es wurde mehr und mehr Mittelpunkt. In der Kunst hatte es die alten Zentren München, Düsseldorf und Dresden überflügelt. In Berlin lebten die Führer der modernen deutschen Malerei: Professor Max Liebermann, Professor Lovis Corinth, Professor Max Slevogt—das Dreigestirn des deutschen Impressionismus. Man war fortschrittlich in Berlin. Man zeigte in den Kunsthandlungen neben Cézanne und Van Gogh auch jüngere französische Maler wie Picasso, Matisse, Derain und andere, die gerade anfangen, bekannt zu werden. In Berlin gab es wunderbare Theater, einen Riesenzirkus, Kabarette und Revuen. Bierpaläste, so groß wie Bahnhofshallen, Weinpaläste, die durch vier Etagen gingen, Sechstagerennen, futuristische Ausstellungen, internationales Tango-Tanzturnier und Strindbergzyklus im Theater an der Königrätzerstraße — das war Berlin, als ich dort hinkam.

Mein Freund Fiedler war schon vor mir hingezogen. Er lebte in einem Vorort, in Südende; ich suchte ihn sofort auf. Wir beschlossen, gemeinsam eine kleine Wohnung zu nehmen.

Fiedler malte fleißig, meistens Szenen von arbeitenden Menschen im Freien, Eisenbahnarbeiter beim Schienenlegen und ähnliche Motive. Er ging jeden Morgen mit seinem Malkasten und malte Bahnübergänge, Vorstadthäuser, Landschaften im Umkreis der Großstadt, aber völlig ohne soziale Tendenz. Ihn bewegten Licht und Farbe; die Eisenbahnarbeiter hätten ebensogut kartoffelhackende Bauern sein können oder spargelstechende Frauen. Das lag an der Zeit. Es war noch anderes in ihm, aber das kam erst später zu Tage.



New Yorker Vision (1915)

Wir gingen fleißig in die Natur und skizzierten. Die Peripherie der wie ein Oktopus um sich greifenden Stadt zog uns gewaltig an. Wir zeichneten die noch feuchten Neubauten, die bizarren Stadtlandschaften, wo Eisenbahnen über Unterführungen dampften, Müllablageplätze an Laubkolonien grenzten, neben neuausgelegten Straßen schon die Asphaltkessel standen.

Wir liebten die Rummelplätze, wo seltsame Winkelartistenfamilien in

buntverzierten Wohnwagen hausten. Auf einem Rummelplatz entdeckten wir eine grün-rot-goldene Bude, über deren Eingang stand: «Der Tangotanz in verschiedenen Caricaturen». Der Tango war große Mode. Sechs Mädchen, auf Carmen zurechtgemacht, und ein Kavalier in orangefarbenem Frack – das war die Tangofarbe – führten ihn vor.

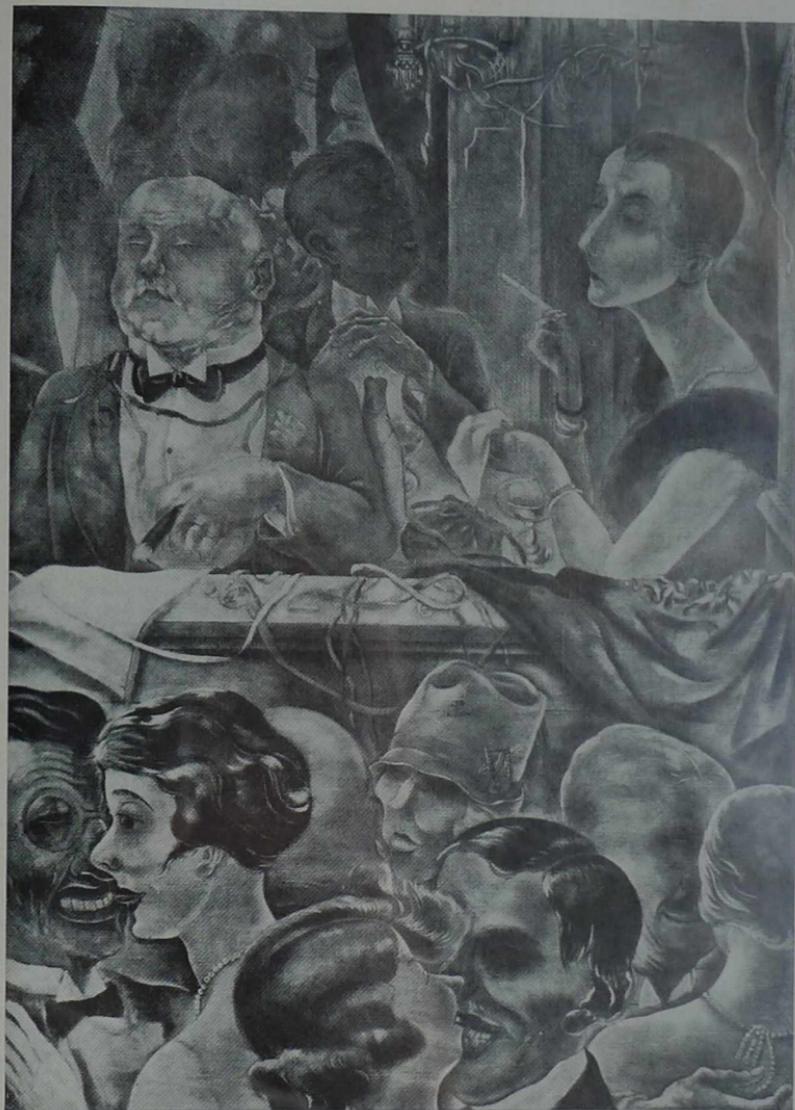
Mich interessierte das sehr, ich machte viele Skizzen und malte zu Hause ein Bild mit viel orange, grün und gold. Die Spanierinnen waren natürlich unverfälschte Berliner Mädchen mit einem unheimlichen Appetit auf warme Würstchen, Rollmops und Bratkartoffeln. In einer benachbarten Kneipe wurden unzählige Weiße mit Himbeer getrunken. Denn der Tango machte heiß.

Als mir eines der Mädchen einmal Modell stand, lauerte der Kavalier uns vor dem Hause auf. Er ging zwar nicht mit einem spanischen Dolch auf mich los, wohl aber mit einem Schlagring – und so bewies der Neuköllner Junge letzten Endes doch spanischheißes Blut. Wir versöhnten uns, trotz meiner schmerzenden Kinnlade. Später gingen wir in mein Zimmer hinauf und tranken diesmal, anstatt Weißbier mit Himbeer, einen wirklichen spanischen Sherry, der noch von meinem Geburtstag übrig war.

Wir liebten die kleinen Eckkneipen, die man Stehbierhallen nannte. Da stand man neben dem Kohlenträger, dem Rollkutscher und dem Portier von nebenan und trank sein kleines Helles, aß seinen Rollmops und nahm hinterher noch einen «Koks mit'n Pfiff». Das war Kartoffelschnaps mit einem Stückchen Zucker, das in Rum getaucht war. Wer phantasievoller gestimmt war, bestellte ein «Persico mit Rosen» (Kornschnaps mit einem Schuß Himbeersirups) oder eine «grüne Minna» (Kartoffelschnaps mit einem Schuß grünen Pfefferminzlikörs).

War man knapp an Geld, so konnte man jederzeit bei Aschinger seinen Hunger stillen. Man bestellte einen Teller Erbsensuppe, der kostete 30 Pfennig und war kein Teller, sondern eine kleine Terrine. Die Hauptsache aber war: man konnte dazu soviel Brot und Brötchen haben, wie man wollte. War der Brotkorb auf dem Tische leer, so kam der Kellner von selbst und füllte nach: kleine Dampfbrotchen, noch warm und knusprig, ein Kümmelbrot, herrliche Salzstangen. Was in unseren Taschen verschwand, wurde nicht beanstandet, man durfte es nur nicht zu auffällig machen. Aschinger war eine wahre Wohltat für hungrige Künstler.

Dann gab es die Warenhäuser, vor allem Wertheim in der Leipzigerstraße. Bei Wertheim kaufte ich mein Zeichenmaterial, Krawatten, Seifen, Eßwaren; bei Wertheim war ich auch in der Leihbibliothek abonniert und bekam alle Neuerscheinungen, die die kleineren privaten Leihbibliotheken nicht so schnell anschaffen konnten. Bei Wertheim verabredete ich mich mit meiner Freundin zum Tee. . . Wertheim war eine Welt für sich.



Der Ball (Öl, Berlin 1928)



«Ich erwachte in der Nacht und sah ein Haus in Flammen» (Öl, New York 1938)

Von Wertheim ging ich gewöhnlich zu Josty, einem alten, berühmten Kaffeehaus am Potsdamer Platz. Da saß ich stundenlang auf der Terrasse, skizzierte, beobachtete die Menschen oder ließ mir vom eigens dafür angestellten Zeitungskellner die neuesten Zeitschriften bringen – alles zum Preis einer Tasse Kaffee.

Das Nachtleben zog mich an. Es zieht jeden jungen Menschen an; ein Motteninstinkt in uns wird fasziniert vom Bogenlampenlicht der schillernen, spiegelnden Avenuen. Da mein Freund und ich nicht genug Geld hatten, um in die großen Tanzpaläste zu gehen, mußten wir uns mit der billigeren Garnitur begnügen. Die lag meist in der Friedrichstadt, aber auch weiter herunter an der Weidendammer Brücke oder in der Chausseestraße und am Oranienburger Tor.

Im Café Oranienburger-Tor hörte ich zum ersten Mal so etwas wie eine Jazzkapelle. Man nannte es damals eine Radaukapelle. Es war auch keine Jazzkapelle im heutigen Sinn, eher eine Wiener Salonkapelle, die plötzlich verrückt geworden war. Zwei bis drei Musikanten mit Sägen und Kuhglocken parodierten und unterbrachen irgendwie rhythmisch die allgemeine Melodie. Der Kapellmeister nannte sich «Mister Meschugge» und benahm sich wie ein Wahnsinniger. Er tat so, als könne er den Lärm nicht mehr meistern, zerbrach seinen Taktstock oder hieb mit seiner Geige plötzlich einem Musiker über den Kopf. Schließlich riß er die große Baßgeige an sich und führte mit ihr einen grotesken Kampf auf; das Ende war immer, daß er die Stücke der zersplitterten Geige ins Publikum schleuderte, das vor Entzücken brüllte und die Trümmer zurückwarf.

Ununterbrochen brachten Kellner neue Lagen Bier und Schnaps für die Kapelle. Das erhöhte die Stimmung enorm. «Meschugge» riß den Musikern die Instrumente aus den Händen, tanzte, sang, sprang plötzlich auf den Flügel und markierte einen sich kratzenden Affen, nahm dann ein großes Glas Bier, tat so, als ob er dem begeisterten Publikum zuproste und goß es dann blitzschnell einem seiner Musikanten in die Trompete. . . Das Publikum wälzte sich vor Lachen.

An jenem Abend im Café Oranienburger-Tor ahnte ich natürlich nicht, daß ich Zuschauer einer Zukunftsparodie gewesen war, die einmal Wirklichkeit werden sollte – eine Wirklichkeit, in der ein anderer Kapellmeister Meschugge einen Totentanz dirigieren, seinen Musikern die Instrumente wegreißen und ihnen um die Köpfe schlagen würde, so daß ihnen Hören und Sehen dabei verging, und zwar unter Beifall, der den seines harmloseren Vorgängers bei weitem übertreffen würde und dessen schauerliches Echo heute noch nicht verstummt ist.

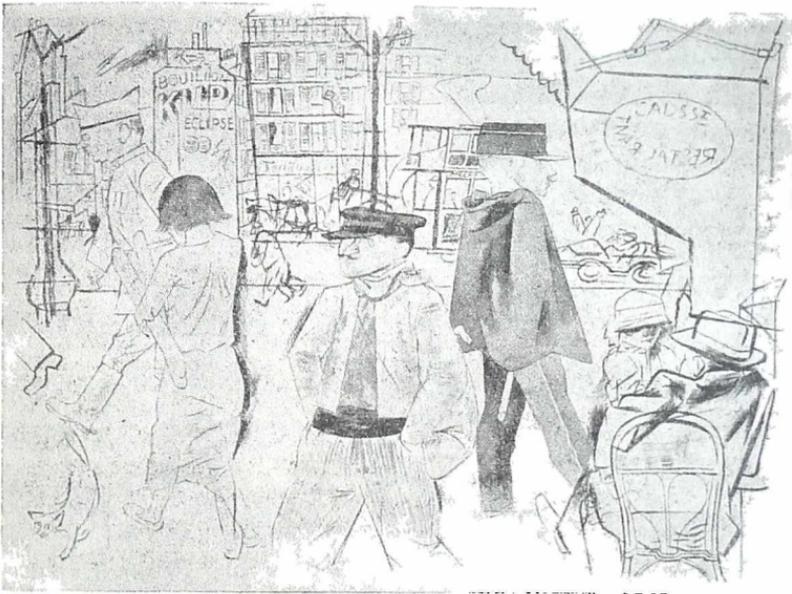
In der Friedrichstadt wimmelte es von Huren. Sie standen in den Hauseingängen wie Schildwachen und flüsterten ihr stereotypes: «Kleiner, kommste mit?» Es war die Zeit der großen Federhüte, der Federboas und des hochgeschnürten Busens. Die hin und her geschwenkte Tasche war das Abzeichen der Gilde. Das berühmteste Hurencafé war das Café National in der Friedrichstraße.

Wir hatten Flaubert und Maupassant gelesen, und so umgaben wir dieses Nachtleben mit einer Art Poesie. Viele jüngere Dichter besangen die Hure unter der Laterne, den Zuhälter und allgemein die freie Liebe. Vielen wurde die Hure zu einer Idealgestalt. Auch das lag in der Zeit. Man verehrte Zola, Strindberg, Weininger, Wedekind – naturalistische Aufklärer, anarchistische Selbstquäler, Todesanbeter und Erotomanen. Es war kurz vor dem Kriege. .

Es war eine Zeit, in der man Feste feierte. Alle möglichen Maskenbälle gab es da: einen Ball deutscher Illustratoren, einen Heinrich-Zille-Ball, eine Admiralspalast-Redoute, Künstlerbälle, Theaterbälle und unzählige Privatveranstaltungen. Immer wieder suchte man nach neuen und originellen Einfällen für Feste. Einmal kam Pascin aus Paris (als Gast der Berliner Sezession, die seine Arbeiten am Kurfürstendamm ausstellte) und veranstaltete mit dem Kunsthändler F. einen «Kannibalenball». Das Plakat an den Litfaßsäulen zeigte einen zähnefletschenden Wilden in Tanzstellung, nur mit Frack und weißer Krawatte, die merkwürdigerweise weit nach unten gerutscht war, bekleidet. Eine geschickte Dekoration ließ die Festsäle so niedrig erscheinen, daß man sich in Zelten zu befinden glaubte. In der Mitte stand ein riesiger roter, mit Totenschädel und Knochen bemalter Pappkessel, in dem zu Anfang des Festes zwei halbnackte Maler «schmorten» und ihrer Pein dadurch Ausdruck verliehen, daß sie dauernd Weinflaschen an den Mund setzten und schreiend und gestikulierend um neuen Stoff baten, der ihnen dann auch von den amüsierten Gästen gereicht wurde. . .

Die Flammen unter dem Kessel waren natürlich keine echten Flammen, sondern flatternde, von unten beleuchtete Papierschlangen. Von einer Windmaschine bewegt, machten sie den Eindruck eines hellodernden Feuers. Dieses war das einzige Licht im Raum; die Illusion, in einer Lichtung im tiefsten Urwald zu sein, war vollkommen. Als die Windmaschine dann abgestellt wurde, sah man bis auf vereinzelte rote Tischlämpchen hier und da in den Zelten nur noch Hunderte von Zigarren und Zigaretten glimmen, wie kleine Feuerfliegen aus Afrika. Es war ein Stück Urwald in Berlin W.

Ein Bekannter von mir hatte einen riesigen frischen, noch etwas blutigen und sehnigen Kalbsknochen mitgebracht, den er sich von seinem Schlächter hatte reservieren lassen. Ein unappetitliches Ding – aber er verteidigte es hartnäckig die ganze Nacht gegen andere Kannibalen; sogar beim Tanzen



Boulevard-Durchblick in Paris

hielt er den Knochen fest unter den Arm geklemmt wie einen Fetisch. Gegen vier Uhr morgens wollten ein paar neidische Kumpane ihn selber schlachten und braten. Es kam zu einem fürchterlichen Tumult, der erst aufhörte, als jemand auf den Gedanken kam, die blutdürstige Schar vom Hofe aus mit Schneebällen zu bombardieren.

Im trüben Morgenlicht sah der Festsaal wirklich wie ein Kannibalentanzplatz aus. Ein paar der Zelte waren eingestürzt, und stellenweise sah man menschliche Gliedmaßen unter der herunterhängenden Zeltdecke. Der Pappkessel war im Laufe des Festes zertreten worden und lag nun in einer rötlichen Lache aus Wein und Leimfarbe, die einen ganz unheimlich kannibalischen Eindruck machte.

Später am Morgen wurden einige Festteilnehmer wegen Ruhestörung und Erregung öffentlichen Ärgernisses auf das nächste Polizeirevier gebracht. Mein Bekannter mit dem Kalbsknochen war darunter, sowie eine Dame der Gesellschaft, die nur in einen Pelzmantel gehüllt war und einen Ring in der Nase hatte. Ein höherer Polizeibeamter, selbst Theaterliebhaber und Mitglied eines Künstlerstammtisches, schlug die Sache nieder. Nach Aufnahme der Personalien und Verwarnung durfte die Gesellschaft abziehen.

Man zog zu Bier und Katerfrühstück in das Atelier eines bekannten Malers, wo das Kannibalenfest bei Grammophonmusik seinen Fortgang nahm.

Der Kalbsknochen war vorher bei dem Denkmal Ottos des Faulen in der Siegesallee niedergelegt worden.

Zwischen solchen Vergnügungen munkelte man immer wieder von Krieg, nahm die Sache aber nicht zu ernst. Wieder mal Hochspannung zwischen Deutschland und Frankreich? War schon oft vorübergegangen. Man beruhigte sich. Den Krieg wünschten nur die herbei, die sich nicht des Lebens freuten. Aber zu denen gehörte ich nicht.

Ich fing jetzt an, mit Ölfarben zu malen. Ich lernte die Ölmalerei ohne Lehrer, kaufte mir ein paar Bücher und studierte, so gut es ging, was zu studieren war. Ich begann aus dem Kopf zu malen, Kompositionen in der Art meiner Zeichnungen, setzte erst die Zeichnung in Tusche auf die Leinwand und malte sie hinterher in Ölfarbe aus. Die Bilder waren von der Linie her gedacht, mehr ausgetuscht als gemalt.

Ich zeichnete für Witzblätter, aber auch nach der Natur in der Kunstgewerbeschule. Ein gewisser Hasler, ein Mitschüler von mir bei Professor Orlik, hatte dort eine Nachmittags-Aktklasse eingerichtet. Er hatte klassische Ambitionen, saß stundenlang und studierte Delacroix und Michelangelo. Für die Klasse sammelte er alle alten Podien und Kisten, deren er habhaft werden konnte, und baute daraus ein Gerüst auf. Dies sollte Felsen darstellen. Zwei männliche Modelle mußten dann an dem Felsenberg hinaufklettern.

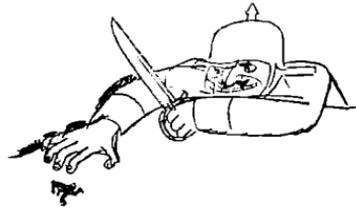
Mein Freund Fiedler war schon 1912 nach Paris gegangen und schrieb begeisterte Briefe. Im Frühjahr 1913 hatte ich etwas Geld beisammen und fuhr ebenfalls nach Paris. Damals brauchte man dort nicht viel. Ich aß in einem ganz billigen Restaurant am Boulevard Montparnasse, wo Markthelfer und Chauffeure aßen, aber das Niveau der Kost war höher als bei uns. Ich staunte immer wieder, was man vorgesetzt bekam und wie nett es einem serviert wurde. Für mich war Paris eine Stadt, in der man herumbummeln konnte, wo sich die Zimmer bis auf die Straße erstreckten, wo man gleichsam auf der Straße lebte. Nach Berlin erschien es einem südlich, ja fast orientalisch.

Ich blieb ungefähr acht Monate in Paris. Ich arbeitete wenig, zeichnete hauptsächlich nach Modell im Croquis Calarossi, ohne Korrektur. Außer ein paar Freunden kannte mich niemand. Um mich mehr in Stadt und Menschen einzuleben, hätte ich eigentlich länger bleiben sollen.

Aber ich gehörte nicht zu jenen Deutschen, die auf zehn Tage nach Paris fahren und nach zehn Jahren immer noch dort waren.

VII

Die Entdeckung des Gemeinen Grosz



WAS SOLL ich vom ersten Weltkrieg erzählen, an dem ich als Infanterist teilnahm? Von einem Krieg, den ich von Anfang an nicht liebte und der mir immer fremd blieb? Ich war zwar unpolitisch, aber doch irgendwie im humanistischen Geist aufgewachsen. Krieg war für mich Grauen, Verstümmelung und Vernichtung. Und dachten nicht viele große, intelligente Menschen damals ähnlich?

Gewiß, zuerst war da so etwas wie Massenbegeisterung. Die gab es damals ja wirklich. Aber dieser Rausch war bald verduftet, und was übrigblieb, war eine große Leere. Die Blumen am Helm und im Gewehrlauf verwelkten schnell. Krieg, das war dann alles andere als die anfängliche Begeisterung; es wurde Dreck und Läuse, Stumpsinn, Krankheit und Verkrüppelung. Das Heldentum einiger Idealisten, die restlose Hingabe an das Vaterland — das gab es wohl, aber diese Tugenden hatten auch ihre Kehrseite, und am Ende wog sich beides aus. «Begeisterung ist eben kein Hering, den man einpökelt», sagten die Leute.

Und als dann in ein paar Jahren alles versandete, als man besiegt war, als alles kaputtging, da blieb jedenfalls bei mir und bei fast allen meinen Freunden nur Ekel und Grauen zurück. Schließlich hatte mich ja mein Schicksal zum Künstler gemacht und nicht zu einem Landsknecht. Der Einfluß des Krieges auf mich war absolut negativ. Für mich war er nie die «Befreiung», als die er so oft begrüßt wurde; denn daß der Krieg nicht nur unterdrückte Triebe, die in uns allen schlummern, neu entfacht, sondern viele Menschen wirklich befreit — ob nun aus einer verhassten Umgebung oder aus der Sklaverei des Alltags oder von der Last der eigenen Persönlichkeit — das ist ja eben eine jener geheimnisvollen Ursachen, die immer wieder zum Kriege führen werden.

Ich spreche ungern davon. Ich hatte es, nur eine Nummer zu sein; das hätte ich sogar gehaßt, wenn ich eine große Nummer gewesen wäre. Ich wurde so lange angebrüllt, bis ich den Mut fand, zurückzubrüllen. Ich wehrte mich gegen die stinkende Dummheit und Brutalität, aber ich blieb durchaus in der Minderzahl. Es war buchstäblich ein Kampf bis aufs Messer

und meinerseits die reine Selbstverteidigung. Ich verteidigte keine Ideale und keinen Glauben; ich verteidigte *mich*.

Glauben? Haha! An was denn? An die deutsche Schwerindustrie, diese Herren Großverdiener? An unsere glorreichen Generäle? Ans geliebte Vaterland? Ich hatte wenigstens den Mut, das auszusprechen, was so viele dachten. Es war wohl mehr Verrücktheit als Mut. Was ich sah, erfüllte mich mit Abscheu und Menschenverachtung. Alle um mich her hatten Angst – ich hatte auch Angst, aber nicht davor, mich gegen diese Angst zu wehren. Ich könnte Seiten über dieses ewige, oftbehandelte Thema schreiben, aber alles, was ich dazu noch zu sagen hätte, steht schon in meinen Zeichnungen.

1916 wurde ich aus dem Militärdienst entlassen. Nicht ganz: man sagte *mir*, es sei nur eine Art Urlaub, und in ein paar Monaten würde ich bestimmt wieder eingezogen. Das Berlin, in das ich zurückkehrte, war kalt und grau. Der Hochbetrieb in den Musikcafés und Weinlokalen kontrastierte unheimlich mit den dunklen, düsteren, ungeheizten Wohnvierteln. Dieselben Soldaten, die dort sangen, tanzten und betrunken an den Armen der Prostituierten hingen, sah man ein andermal mißmutig, paketebehangen und noch vom Grabendienst verdreckt durch die Straßen ziehen, von einem Bahnhof zum anderen. Wie recht hat doch Swedenborg, dachte ich, daß Himmel und Hölle hier auf Erden beieinanderliegen! Denn wenn ich auch nicht an Gott glaubte, eine Welt ohne Himmel und Hölle konnte ich mir kaum vorstellen.

Ich war also vorläufig frei.

Die Katastrophe hatte begonnen. Das noch vor kurzem als so reinigend gepriesene Kriegsgewitter hatte sich entladen; die schönen Phrasen waren schon nichts mehr als fade riechende Druckerschwärze auf bräunlichem Ersatzpapier; und ich lebte in meinem Südender Atelier, in meiner eigenen Welt, und zeichnete.

Ich zeichnete Betrunkene, Kotzende, Männer, die mit geballter Faust den Mond verfluchen, Frauenmörder, die skatspielend auf einer Kiste sitzen, in der man die Ermordete sieht. Ich zeichnete Weintrinker, Biertrinker, Schnapstrinker und einen angstvoll guckenden Mann, der sich die Hände wäscht, an denen Blut klebt.

Ich zeichnete viele Soldatenszenen, wobei ich meine kleinen Notizbücher aus der Militärzeit benutzte.

Ich zeichnete fliehende Männchen, die einsam und wie wahnsinnig durch leere Straßen liefen. Oder einen Querschnitt durch ein Mietshaus: in einem Fenster geht einer mit einem Besen auf seine Frau los, im zweiten lieben sich zwei, im dritten hängt jemand, von Fliegen umsummt, am Fensterkreuz.

Ich zeichnete Soldaten ohne Nase, Kriegskrüppel mit krebsartigen Stahlarmen, zwei Sanitäter, die einen tobsüchtigen Infanteristen in eine Pferdedecke eindrehen, einen Einarmigen, der mit der gesunden Hand einer ordenbehängten Dame, die ihm aus einer Tüte ein Keks aufs Bett legt, die Ehrenbezeugung erweist. Einen Obersten, der mit aufgeknöpfter Hose eine dicke Krankenschwester umarmt. Einen Lazarettgehilfen, der aus einem Eimer allerlei menschliche Körperteile in eine Grube schüttet. Ein Skelett in Rekrutenmontur, das auf Militärtauglichkeit untersucht wird. . .

Ich dichtete auch. Meine Gedichte wurden sogar gedruckt. Ein paar erschienen in der damals eben gegründeten «Neuen Jugend». Ein größeres lag etwas später, auf rötlichem Papier gedruckt, meiner zweiten «Kleinen Groszmappe» als Prospekt bei.

Mein Atelier war ein Stück meiner Welt.

Es lag im Dachgeschoß eines Mietshauses in der Stephanstraße, Südende bei Berlin. Die Möbel bestanden aus Kisten, die ich teilweise angestrichen, mit brauner Leinwand bespannt oder sonstwie wohnlich hergerichtet hatte. Längs der Wände aufgereiht standen leere Flaschen. Die von ihnen abgelösten Etiketten gehörten zum Wandschmuck; die stahlstichhaften Schloßansichten der Rotweine, die bunten italienischen mit Vesuv und Rebe, die schwarzen, weißbeschrifteten der Port- und Südweine wirkten wie große Briefmarken. Eine Gaslampe hing von der Decke. Auch da gab es eine Verzierung: eine große schwarze Kreuzspinne mit Beinen aus Draht hing an einem Faden. Sie bewegte sich, und ihre langen Beine zitterten, wenn ein Luftzug ins Zimmer kam.

Hier und dort hatte ich Stücke eines zerbrochenen Spiegels angebracht. Auf Möbel, Wand und Decke geklebte Zigarrenringe, und Flittersterne belebten den Raum. Rechts stand ein sogenannter Herrensreibtisch. Überall waren Reproduktionen und Photographien befestigt: Frauen im Trikot, alte Photos aus den Neunzigerjahren, dazu ein paar Aufnahmen von Männern, die ich verehrte – zum Beispiel eine von Henry Ford mit großartiger Widmung: «To George Grosz the artist from his admirer Henry Ford». (Die hatte ich – natürlich im geheimen Einverständnis mit Henry Ford – mir selbst gewidmet.)

Mein Atelier war ein romantisches Zelt. Ein Zelt wie auf einem Jahrmarkt. Ich hätte es eigentlich gegen Eintritt zeigen sollen. Mein bestes Stück und auch das einzig neue war ein eisernes Bett, auf Abzahlung bei Wertheim gekauft. Ein kleiner Eisenofen mußte jeden Morgen geheizt werden, sonst wurde es sehr kalt. Der Wind kam mitleidlos durch die Ritzen des großen Atelierfensters. Ein Gaskocher mit Automaten (Schlitz für 10 Pfennig) vervollständigte die Einrichtung.

Hier malte ich ein großes Bild, das ich «Widmung an Oskar Panizza» nannte: auf einem schwarzen Sarg reitet der Tod durch ein Gewühl von Menschengesichtern und Fratzen, Worte krähennd oder vergeblich rufend. (Das Bild war lange Zeit im Besitz des Wiesbadener Sammlers Kirchhof und hing als Leihgabe im Groszraum des Wiesbadener Museums.) Im selben Atelier malte ich auch mein später bekannt gewordenes Bild «Der Abenteurer». Es wurde nach vielen Jahren vom Dresdener Stadtmuseum angekauft, dann von den Nazis entfernt und in der Ausstellung «Entartete Kunst» als abschreckendes Beispiel gezeigt. Wo mag es heute sein?

Diese Atempause im Jahr 1916–17 war eine fruchtbare Periode in meinem Leben, realistisch und romantisch zugleich. Meine Lieblingsfarben waren ein tiefes Rot und ein schwärzliches Blau. Ich fühlte den Boden, auf dem ich stand, schwanken, und dieses Schwanken wurde auf meinen Bildern und Aquarellen sichtbar . . .

Im alten Café des Westens, Ecke Kurfürstendamm und Joachimsthaler Straße, lernte ich eines Abends Theodor Däubler kennen, und er schrieb gleich einen Artikel über mich für die «Weißen Blätter». Es war noch 1916. Die «Weißen Blätter», von dem Deutsch-Elsässer René Schickele herausgegeben, waren ein intellektuelles Magazin mit pazifistischer Tendenz, das verschleiert gegen den Krieg und für Völkerverständigung eintrat. Auch mitten im Kriege las man darin Gedichte und Artikel «feindlicher» Ausländer; man wurde mit Henri Barbusse bekannt gemacht und auf Romain Rolland hingewiesen. Die Weißen Blätter brachten unter anderem eine der besten Novellen des damals noch ganz unbekanntenen Schriftstellers Leonhard Frank («Der Vater»). Sie entdeckten Franz Kafka («Die Verwandlung»). Sie entdeckten auch mich.

Däublers Artikel — mit Abbildungen — machte mich sozusagen über Nacht bekannt, wenn auch zunächst nur in «intellektuellen» Kreisen.

Man sprach über mich. Ich war selbst ein wenig überrascht, aber nicht unangenehm. Ich, der ich vorher nur ein paar Freunde kannte, kam nun mehr herum. Ich brauchte den jungen Mann in Flauberts «Education sentimentale» nicht mehr um seine gesellschaftlichen Beziehungen zu beneiden. Ich wurde eingeladen. Neue Freunde tauchten auf. Merkwürdige Menschen traten in meinen Gesichtskreis: Schriftsteller, Gelehrte, die sich mit Astronomie beschäftigten und vegetarisch lebten, Bildhauer mit Verfolgungswahn, Volksbeglucker mit verborgenen Lastern, ein gescheiterter Trinker, der von Übersetzungen lebte, Maler, Musiker und Philosophen. Was für ein merkwürdiger und interessanter Reigen! Nachtmenschen waren das, manche wie Schattenpflanzen, wie Bilsenkraut, das nachts in der Nähe der Dunghaufen blüht und giftig ist — Maulwürfe manche, die blind unter

der Erde lebten — Molche wieder andere, denen ein Stück abgeschlagenen Schwanzes sofort wieder nachwuchs und die unverwundbar schienen.

Wir verkehrten alle im Café des Westens; am späten Nachmittag oder spät in der Nacht saßen wir dort und disputierten. Politisch gingen unsere Ansichten auseinander. Lose nur verband uns ein Gemeinsames, ob wir nun mehr «aufgeklärt» oder mehr «religiös» eingestellt waren: wir liebten die herrschende Militär- und Großindustriellenklasse nicht — und wir wußten schon im Jahre 1916, daß dieser Krieg nicht gut ausgehen konnte.

Da war mein lieber Freund, der Theodor Däubler, Theodor der Dicke genannt. . .

Er war ein sogenannter Mittelmeermensch. Er hatte einen Bart und einen Bauch, war ein gewaltiger Esser und Raucher und hatte das gewaltige Epos «Das Nordlicht» geschrieben. Ihm zuzuhören war ein Genuß. Am liebsten hatte er junge Leute um sich, Dichter und Maler; er war der Mittelpunkt eines kleinen Kreises, und wenn er so auf dem Sofa lag, das drückende Hosenband halb aufgemacht, hätte er wirklich ein griechischer Philosoph sein können, der seine Schüler um sich versammelte. Auch sein Zeuskopf ließ auf diese Art weiser, beherrschter Lebenskunst schließen.

In Wirklichkeit war er ganz anders.

Immer gehetzt war er und viel in Geldnot, obwohl er unter anderem eine Monatsrente vom Inselverlag bezog und also genug zum Leben hatte. Das war es nicht — nein, das Geld wollte nicht bei ihm bleiben, es rann von ihm fort und oft in trübe Kanäle. Auch von einer Patronin seiner Kunst, der nicht mehr jungen Frau eines Dresdener Mühlenbesitzers, erhielt er Geld — und das beunruhigte ihn ebenfalls, denn er konnte beim besten Willen nicht mehr als eine platonische Gegenliebe für die Dame aufbringen. Er war ein ängstlicher Mensch und fühlte sich von allen möglichen Gewalten verfolgt. Und er war ehrgeizig und betonte immer wieder, wie sehr es ihn quäle, daß er so wenig Anerkennung finde und noch nicht «durch» sei.

Ich sehe ihn noch, wie er mit wütenden, hungrigen Augen aus der Küche kam, in der seine Schwester das Abendbrot richtete, in jeder Hand eine große rohe, unabgeschälte Kartoffel. Wütend ging er hin und her, immer mit seinen Zähnen in die Kartoffeln beißend und sie abschälend wie ein Nagetier. Die abgekauten Schalenstückchen warf er achtlos irgendwohin — in eine leere Blumenvase, auf den Kamin, aufs Bücherregal. Auf und ab, auf und ab ging er wie ein vorsintflutliches Monstrum. Es schnarrte, rasselte und schnalzte; dazwischen rief er dauernd: «Ich bin noch nicht durch — ich bin noch nicht durch —»

Wir gaben einmal ein kleines Essen für ihn und ein paar Freunde, und

meine Frau hatte extra eine gehörige Doppelportion Spaghetti mehr gemacht als gewöhnlich. Die große, flache, im Herd überbackene Schüssel wurde Däubler als dem Ehrengast zuerst gereicht; er gab sie aber nicht weiter, sondern ließ sie ruhig vor sich stehen, schob seinen Teller beiseite und aß im Handumdrehen mit einer Art apokalyptischen Hungers die Schüssel leer. . . Es war etwas Vulkanisches an ihm, wenn er so aß. Man konnte diesem Naturschauspiel nur zusehen. Die Spaghetti wurden mit Chianti hinabgespült; einige blieben auch im Barte hängen, und da er dabei noch sprach (er tat immer alles zugleich; nordische Zurückhaltung und Disziplin waren ihm fremd), so sprangen die Stücke rechts und links davon — es war formidabel. Es war das Essen an sich, die Sättigung als solche, die hier stattfand und der wir staunend beiwohnten.

Gleich hinterher wurde geraucht. Piff, paff — da war auch schon die Zigarre zu Ende, der Stummel verschwand und eine neue wurde angesteckt. Wie der Schornstein eines großen Ofens rauchte es.

Später entdeckten wir, wo Däubler die Zigarrenstummel ließ. Er steckte sie einfach seitlich ins Futter des großen Sessels, unter die Kissen, dorthin, wo die Polsterung beginnt. Natürlich waren da immer einige Löcher gebrannt, und wir überlegten, ob wir vielleicht eine Art kleiner Blechrinne einbauen sollten. Schließlich nahmen wir es mit Humor als unsere Schuldigkeit für Däublers großartige Geschichten — die vom rothaarigen Sollmann etwa, der längst gestorben immer noch weiterlebte und eigentlich alle Bilder des berühmten Norwegers Edvard Munch gemalt hätte: manchmal sichtbar, manchmal unsichtbar sei er hinter Munch gestanden und habe ihm den Pinsel geführt, woher dessen Bilder auch ihre besonders von Deutschen so vielbewunderte mystische Note hätten. . .

Däubler hatte den Sollman zuletzt in Venedig getroffen und von ihm gehört, er sei schon über 150 Jahre alt. Er sei eben aus einer langlebigen Familie.

«Hast Du ihn auch mal in Berlin gesehen?» fragten wir.

«Ja», sagte Theodor. «Das war sehr merkwürdig. Ich saß im Kaffeehaus. Draußen war es sehr kalt — November, glaube ich — mit Eisblumen am Fenster, aber nicht ganz zugefroren; hie und da sah man durch, auf die Potsdamer Straße. Auf einmal saust da eine Straßenbahn vorbei, und ich sehe einen kleinen Mann dahinterherlaufen — oder nicht laufen, eher schweben —, also Sollmann. Ohne Hut, das flammende Haar wie eine Aureole um den Kopf, und so unheimlich das klingt: mit zwei Paar Schmetterlingsflügeln an den Schultern! Natürlich, die Eisblumen — aber ich weiß doch, was ich gesehen habe! Stellt Euch das bloß vor,» schloß er, «Schmetterlingsflügel im November —»

Aus seinem Nordlichtepos, einem dreibändigen kosmologischen Kolossalwerk voll geheimer Symbolismen und Prophetien, die auszulegen nur Eingeweihten gegeben war, las er gerne vor. Sein Fehler dabei war, daß er sich an sich selbst berauschte (was den Dichtern ja leicht passiert) und nie aufhörte. War seine Freundin Else Lasker-Schüler anwesend, so hörte man sie oft gemächlich schnarchen, der dröhnenden Stimme des Nordlichtdichters zum Trotze friedlich entschlummert. Däubler pflegte sich nicht darum zu kümmern; er behauptete, es sei einfach unbewußte Eifersucht. (Denn die Lasker-Schüler war ja auch eine Dichterin – eine kindlich-verspielte, die jedem einen Namen gab; mich zum Beispiel nannte sie Lederstrumpf wegen meiner damaligen Amerikaschwärmerei.)

Und eines Tages stellte mich Däubler einem Freund von sich vor, einem Großkaufmann, der im Dienste der deutschen Heeresleitung Rohstoffe einkaufte, hauptsächlich Wolle, und gerade in Berlin sei. Ich solle doch, sagte Däubler, heute abend zum Essen ins Adlon kommen; Herr Falk, so hieß der Großkaufmann, liebe die Kunst, er habe dem Bildhauer Lehmbruck eine Rente ausgesetzt und wolle auch mir monatlich unter die Arme greifen . . .

Sally Falk hatte etwas völlig Orientalisches. Nicht nur im Gesichtsschnitt, sondern gegenüber seiner Frau. Er behandelte sie nämlich wie einen ganz seltenen Paradiesvogel und hielt sie buchstäblich in einem über und über vergoldeten Bauer. Den Schlüssel besaß er allein. War er abwesend – und das war oft, denn für die deutsche Rohstoffversorgung mußte er ja viel herumreisen –, so legte er das Vögelchen an eine goldene Kette. War er aber mit ihr zusammen, so versank alles um ihn, er hatte nur Augen und Ohren für seine «Chérie», und wir anderen am Tisch wurden zu durchsichtigen Puppen.

Er konnte reizend sein, wenn er allein war, wenn er sich langweilte, wenn die Geschäfte vorbei waren. (Obwohl die eigentlich nie ganz vorbei waren, denn mitten in der Nacht, wenn man gemächlich bei einer Flasche Veuve Cliquot saß, läutete noch das Telephon: «Herr Falk, das Große Hauptquartier ist am Apparat!») Wenn seine Frau nicht dabei war und er sich mehr als gewöhnlich langweilte, hörte er auch manchmal zu. Da er mein Mäzen war, benutzte ich derlei Augenblicke immer, um ihm die Sorgen des strebenden Künstlers vorzutragen . . .

Er sagte, er sei gerne mit Künstlern zusammen. «Wissen Sie, Grosz, Kunst macht mich nicht eifersüchtig. Das heißt,» sagte er, «einmal doch . . . Da zeigt mir ein Kunstfritze in Heidelberg einen Greco. War zwar einer von den zweifelhaften, aber die Frau, die da drauf ist, vom Licht beschienen – Herr Grosz, meiner Frau frappant ähnlich! Klingt lächerlich, nicht wahr? Na, prost. Was soll ich Ihnen sagen? Ich war eifersüchtig. Auf Greco oder

den Schüler, der das Bild gemalt hat. Und dabei ist das doch dreihundert Jahre her», fügte er sinnend hinzu.

«Na und, Herr Falk?» fragte ich.

«Na und? Wissen Sie, was ich gemacht habe? den Greco gekauft, selbstverständlich, ja – und nie wieder ausgepackt. Steht heute noch in derselben Kiste bei mir zu Hause.»

Falk war Autokrat und schnell entschlossen. Er sah es nicht gern, wenn man ihm etwas abschlug. Einmal saß ich mit ihm bei Adlon und wollte mich nach dem Kaffee verabschieden. Ich hatte eine dringende Verabredung mit meiner späteren Frau. «Sie wollen schon fort?» sagte er.

«Ja», sagte ich. «Habe noch 'ne Verabredung».

«Telephonieren Sie doch ab und bleiben Sie noch ein bißchen. Ich schlage Ihnen vor, Sie kommen zu mir. Habe da nämlich ein paar fabelhafte Bücher, die ich Ihnen zeigen möchte, Erstausgaben – hier,» sagte er, mir ein Kuvert überreichend, «da ist ein Fahrschein erster Klasse nach Mannheim, mit Schlafwagen. Zug geht in anderthalb Stunden. Sie fahren mit mir, ich kann nachts nicht schlafen. Brauche Gesellschaft».

Was blieb mir anderes übrig?

In einer Welt, in der der kaufmännische Geist regiert, denkt man als Künstler gerne an die Figur des Mäzens. Denn der ist nun einmal der ideale Förderer der Künste. Heute ist das Kunstwerk eine Ware, die sich mit geschickter Reklame genau so verkauft wie Seife, Handtücher und Bürsten, und der Künstler hat sich in eine Art Fabrikanten verwandelt, der immer schneller neue Ware für Schaufenster herstellen muß, die immer wieder neue Dekorationen brauchen. Zur Entwicklung hat er keine rechte Zeit mehr. Er ist aus Privatbesitz in den Besitz der Allgemeinheit übergegangen und erhält seine Aufträge von deren Vertretern, seien das nun Kaufleute oder Arbeiter- und Soldatenräte, für die er eine Art Schuster ist, der für jeden Pachulke Werkstiefel und Feierabendpantoffel nach Maß anzufertigen hat. Für uns Künstler war das ein schlechter Tausch, und in geheimen Stunden trauert mancher von uns den sagenhaften Zeiten nach, in denen es überall Leute gab, die den Künstler zwar oft wie einen Sklaven hielten, ihm aber dafür die Notwendigkeit des Geldverdienens und die Sorge ums tägliche Brot abnahmen.

Die Rolle eines strebsamen Künstlers einem Mäzen gegenüber läßt sich verschieden auffassen und spielen. Wenn man noch nicht berühmt ist, muß man auf alle Fälle anfangen, es schnellstens zu werden; aber außerdem will ein Mäzen ja auch unterhalten sein. Zum Beispiel muß man sofort aufspringen mit Feuer bei der Hand, falls der Mäzen Raucher ist, und dergleichen. Dann gibt es wieder Mäzene, die lieben den Künstler «rauh». Die Anziehungs-

kraft besteht dann in schlechten Manieren, Fingernägeln mit Trauerrändern, üblem Mundgeruch und Unrasiertheit. Diese Eigenschaften, die man meist bei anarchischen und «stolzen» Individualisten unter uns Künstlern findet, beglücken den Mäzen, teils aus Minderwertigkeit, teils, weil er an seine eigenen Schwächen erinnert wird, und drittens, weil manche Geldmacher unbewußt ein schlechtes Gewissen haben und ein von einem ungeputzten Van-Gogh-Stiefel verabfolgter Tritt in die Verlängerung des Rückens sie beruhigt.

Ich selbst gehörte nicht zu diesem «stolzen» Künstlertyp. Mich interessierte das Geld, und mir lag die Rolle des glatten Schmeichlers, des Aufspringers und Feueranbieters mehr als das ungehobelt ehrliche «Ick-will-Sie-nu-ma-de-Wahrheit-saarn, Ha Falk». Ich wußte, daß das Ganze nur ein kurzlebiges Grotteskspiel war, von dem ich einige Regeln auswendig konnte. Als Clown hätte ich vielleicht mehr Geld verdienen können, aber die mäzenatischen Krümel und halbabgenagten Knochen waren auch nicht schlecht. Schließlich gab es unter mir noch viele Stockwerke und darunter noch viele Keller. Der Tisch des Mäzens ist immer noch reichlich gedeckt; zumindest gibt es da immer noch eine Zigarre und etwas zu trinken. Und so soll es auch sein.

Noch einem damaligen Mäzen von mir will ich – aus einem Grund, der bald klar werden wird – hier ein paar Zeilen widmen. Sein Name, Harry Graf Keßler, ist heute kaum mehr bekannt. Schon vor Jahren starb er einsam in Paris, wohin er sich begeben hatte, um seine Autobiographie zu vollenden; in Deutschland wollte er nicht bleiben, solange die Nazis, die er verabscheute, dort regierten. Er war vielleicht der letzte wirkliche Gentleman – jedenfalls einer der ganz wenigen, die ich auf meinem Wege durch die Welt getroffen habe.

Graf Keßler sah den Künstler noch mit den Augen einer vergangenen Epoche an. Er gehörte noch zu einer jetzt schon historisch gewordenen, geistig hochstehenden Aristokratie; seine Haltung war die jener kunstliebenden, toleranten Fürsten, an deren Höfen, wie zum Beispiel an dem Karl Augusts von Weimar, die westliche Kultur sich nach den strengen Regeln griechischer Klassik entwickelte. Das Künstlertum eines Menschen war für ihn weder eine bemitleidenswerte Degenerationserscheinung, noch das Symptom eines im Selbstbeschmutzungsstadium steckengebliebenen Infantilismus, und ebensowenig erschien ein Kunstwerk ihm als Handels- oder Vermögensobjekt.

Er hatte kein «modernes» Verhältnis zum Gelde. Für die Kunst, die er liebte, verschwendete er. Er handelte niemals, auch nicht, wenn der Preis

hoch war. Er hatte keine Ressentiments, auch nicht gegen Künstler, die sein Mäzenatentum mißbrauchten, was hin und wieder vorkam. Als Aristokrat, der sich sein Geld nicht hatte verdienen müssen, wußte er, daß seine eigene großzügige und verschwenderische Denkgangsart bei Künstlern selten ist und auch nur selten sein kann, denn der Künstler ist wehrlos, und Wehrlosigkeit drückt die Preise.

Mit Keßler wurde ich nie persönlich befreundet. Was uns miteinander verband, war lediglich die Beziehung, die dieser kunstsinnige Mann zu meiner Arbeit hatte. So altmodisch, ja lächerlich es in unserer materialistischen Ära klingen mag, Graf Keßler sah im Künstler noch etwas Höheres, etwas im Leben jeder Kulturnation Wichtiges, das man nicht untergehen lassen durfte. Den Künstler zu erhalten, empfand er als seine Pflicht – und so kam er gegen Ende des Krieges dazu, mir buchstäblich das Leben zu retten.

Mitte 1917 wurde ich wieder eingezogen. Diesmal sollte ich Rekruten ausbilden und Kriegsgefangene bewachen und transportieren helfen. Ich hielt es aber einfach nicht mehr aus. Eines Nachts fand man mich, halb bewußtlos, kopfüber in der Latrine. . .

In dem Lazarett, in das ich geschafft wurde, lag ich ziemlich lange Zeit. Plötzlich hieß es, ich sei gesund. Ich war aber noch nicht ganz gesund, und ich war mit meinen Nerven am Rande. Ich weigerte mich, aufzustehen. In einem Wutanfall griff ich den Sanitätsfeldwebel tötlich an – und da werde ich nie vergessen, mit welcher Freude, ja Wollust ungefähr sieben andere kranke «Kameraden», die aber auf sein durften, sich freiwillig auf mich stürzten. Einer, ein Bäcker im Zivilberuf, sprang mit seinem ganzen Körper immerzu auf meine verkrampften Beine, freudig brüllend: «Uff de Beene muß mer'n treten, immazu uff de Beene, det wird'n schon beruhigen!» Es beruhigte mich ja auch. Aber unauslöschlich brannte sich gerade dieser Vorgang in mein Inneres: wie diese harmlosen Bürgersmenschen auf mich einschlugen und welch feinen Spaß sie daran hatten. Persönlich war ich ihnen ganz gleichgültig. Es war ein unbewußtes Prinzip: wir wehren uns ja auch nicht, aber du wehrst dich – «Gibs' ihm; tritt'n uff de Beene, Karl, uff de Beene!» Hinterher spielten wir sicher wieder friedlich Karten, tranken Bier, rauchten und zoteten.

Das geschah im Jahre 1917, wo man schon allgemein an nichts mehr glaubte und wir im Lazarett Dörrgemüse aßen und Kohlrübenkaffee tranken und der Kunstthonig die Magenwände angriff. Ich hatte nie recht an Massensolidarität geglaubt, auch nie in der Masse zu leben begehrt, aber dann, im Kriege, als ich die sogenannten Massen erst kennenlernte – ! Solidarität fand ich nur in Einzelfällen, von Freund zu Freund. Aber Hohn und Spott,

Angst, Unterdrückung, Betrug, falsche und schmutzige Rede fand ich übergenug, und ich konnte auch kein Wort mehr gegen die strengen Herren sagen, die diese formlosen Massen regierten und antrieben. Daß all das nicht zu mir paßte, ist eine andere Sache; für meine persönliche Haltung habe ich ja auch bezahlt.

Das ist alles. Hoffnungen auf «unten» habe ich keine mehr; ich habe die Massenarbeit nie mitgemacht, auch nicht zu Zeiten, als ich noch an gewisse politische Theorien zu glauben vorgab. Der Krieg war so recht ein Spiegel gewesen. Er reflektierte alle Tugenden und Untugenden; aber wie ein Zeichner, der seine Zeichnung im Spiegel prüft, sah man deshalb auch die Verzeichnungen stärker.

Ich lag einmal im Militärlazarett, mein Kopf war schwer, schwerer als sonst, und ich träumte von Strohhut und Spazierstock anstatt von Helm und seitlich geschliffenem Schützengrabenspaten. Von einer kühlen Ecke bei Kempinski träumte ich und mußte ein bißchen dabei aufstoßen, denn der Kunsthonig, der auf den grauen Kriegsschrippen so altmeisterlich grau-grün leuchtete wie die Malgründe der alten Italiener, machte den Magen rebellisch. Neben mir lag ein Berliner Kutscher, dem ein Teil des Bauches fehlte.

«Sieh mal», sagte er ein bißchen lallend, halb unter der Wirkung der Spritzen, die er dauernd bekam. (Hatte eine Natur wie ein Ochse.) «Sieh mal, Kammrad», sagte er und versuchte, auf seine Mitte zu zeigen, «komisch, Kammrad» — er sprach in Berliner Dialekt, der Finger wollte zeigen, kam aber nicht ganz hoch — «komisch, det hatte ick doch allet noch bei mir, hatte ick — wo sind denn bloß meine Beene, die habe ick irgendwo liejen jelassen — wenn ick mir nur ainnern könnte, Kammrad, wenn ick mir nur ainnern könnte — nu habe ick ne Einfahrt, aber ne Ausfahrt is nich mehr da, weg is die. . . »

Wieder wollte er auf seine klumpförmige Mitte zeigen, aber Hand und Finger versagten. Er stöhnte halb bewußtlos und sank in Schlaf. In der Nacht starb er ganz geräuschlos, ohne Laut, ein unförmiges Bündel.

Am Morgen aßen wir unsere graugrünen Schrippen und tranken unseren Kohlrübenkaffee. Das Leben war doch nicht so schlecht, alles in allem, oder? Unter dem karierten Bezug lag es sich nett und warm, besonders mit einem alten Band «Gartenlaube» aus der Sammlung «Gebt Bücher für unsere lieben Feldgrauen in den Lazaretten». Nur nicht mißmutig werden, nur sich von den Miesmachern nicht anstecken lassen! Jede Kugel trifft ja nicht. . . Na ja, den nebenan, den hat's ganz schön reingehauen — «Mit die Weiber is't bei den vorbei», sagte gestern der Sanitätsgehilfe.

Aber der Sanitätsgefreite verbesserte ihn: «Ach watt, der kriecht een ganz neuen Piephahn von Holz, nach Maß. Mensch, da haam wia schon ganz

andere Dinger jesehn, haam wia in Gorden. Du, Kammrad, die hättste ma sehn solln – Mensch, det Gordener Kunstbein is jenau so jut wie'n richtiges – Mensch, Kammrad, bei's Hürdenloofen und bei's Stabspringen war'n die teilweise, ick meene teilweise, Kammrad, besser wie die Jesunden». Er sagte immer teilweise, dieser Kamerad Sanitätsgefreite. «Na, nu jib mir ma teilweise Dein Arm. . . Wie oft bist'n jeimpft? Ick weeb, teilweise uff Tetanus – biste die Filzläuse nu los? Ick meene teilweise?»

Der nebenan, so erschien es mir, wurde immer klumpenmäßiger und größer. Schwoll der etwa auf, von unbekanntem Winden bewegt, die noch in ihm herumfegten und rauswollten? Ich fragte Max – wir nannten ihn den «teilweisen Maxe» – und machte ihn darauf aufmerksam. Der dunkle sympathische Handlungsgehilfe im nächsten Bett fragte auch: «Du, Maxe, wie is det? Mensch, wenn der platzt, teilweise – ick nehme ma lieber die Schrippe hier weg – »

«Möglich is det, möglich is det», sagte Max, der Sanitätsgefreite. «Wie ick von Westen kam, da hatt'n wa eenen bei uns, teilweise, den hatt'n se vajast, hatt'n se den – den pustete det Jift, oder wat et wa weeb ick nich, direkt uff wie'n Kindaballong. Wa ja eejentlich schon tot, teilweise, aba ick weeb noch, wie ick von's Revier komme, kieke ick nochma rin – die lagen da alle in sonn ehemalijen Theatasaal lagen die, teilweise – also et wa da sone Art Petroleumlampe, die brannte janz runtjedreht in de Mitte und ick jehe da ma an den sein Bett – uff ema sehe ick, wie a sich ahebt, aba stieke, stieke, Kammrad, janz langsam, so als wennste schwebst, teilweise – Mensch, kennste noch die ollen Luftschiffaballongs? Janz langsam hob a sich in de Luft. . . Watt se denn mit jemacht haam? Weeb ick nich. Ick natürlich jleich ins Revier zurück, mußte mia aber denn jleich die Nacht noch bein Transport melden. . . Rinjestochen solln se haam, mit ne lange Nadel. Mir azählte späta een Kammrad – traf ick zufällig bei Aschinger wie ick zum zweetenmal uff Urlaub wa – der sachte, er wäre richtig rumjeflogen wie'n Ballong und se hätt'n da een gehabt, sachte er, eenen Leichtverwundeten von de Luftschiffaabteilung oder von de Fliejer, und der hätt'n denn runterjeholt. Soll aba schon tot jewesen sinn, teilweise. . . »

Der nebenan wurde bald darauf weggeschickt. An seinem Platz lag abends – ich hatte Schlafmittel bekommen, wachte aber auf zum Abendbrot: es gab Dörrgemüse und große, schöne Graupen – abends also lag nebenan einer, der sah grimmig aus. Offenbar eine autokratische Natur, das sah man an seinem befehlshaberischen Gesichte: ein Großknecht vielleicht, einer, der über mehrere geherrscht hatte, und wenn es auch nur mehrere Schweine, Kühe, Schafe, Esel oder Hühner gewesen waren. Jetzt fehlte ihm nur eines: Arme. . .



Kain (Gemäldeausschnitt, New York 1937)



Unterricht im Aktzeichnen, Kunstschule New York

Jedem von uns fehlte etwas. Dem einen ein Bein, dem anderen ein Auge oder zwei, dem dritten der Bauch, dem vierten das Schienbein, dem fünften das Gedächtnis.

«Uff eema kommt so'n Ding, wir sollten jerade inrick'n nach vorne – nee, Mensch, damals allet noch prima Leda und so – nee, Jaß hatt'n die noch nich. Wir hatt'n ooch keene Stahlhelme. Aba sonst, Mensch, allet sauba, sauba, wie aus't Ei jepellt – natürlich, Feifen und Zizarren aus, und wir alle runter – det war so'n Knüppeldamm, kennste ja, Kammrad, weil da, weeßte, da wa nämlich Einsicht wa da, und ick weeß nich, die hatt'n, ick jloobe Tommies, die hatt'n, ick jloobe, et war'n schwere Schiffsjeschütze. . . Mensch, wie ick erst ma wieda bei mia wa, da hatte ick det Jefühl, mein Kopp is ne Sandkiste. Ick soll, azählte mia nachhea der Kammrad, der neben mir lag, ick soll immer ins Ohr jepolkt haam, bis se mia de Hände festjebunn haam: (Ick will endlich den Sand da raus haam, Kammrad, den Sand – siehste denn nich, wat da für Sand drin is?) Ick wa eben vollkommen klapsig, wa ick. Se haam ma denn nach WB 3 rübaschicken lassen. Mensch, ick konnte einfach det Jefühl nich loswerden, als ob ick da oben Sand drin hätte. Se haam ma denn extra jelejt, haam se mir. Und keen Knopf war da, an de Türe. Eenma haam se ma jekrieht – Mensch, wie de Wiesel sind die raus, ick meene die Wärta – und denn mit de Pferdedecke über'n Kopp, richtig injewickelt wie in de Zwangsjacke. . . Nee, losjelassen haam se ma nich jleich. Zweek Mann brachten mir nach Berlin – nee, nich jefesselt, die sollten mia nur abliefern bei meine Schwester, sollten die – war janz jemietlich, unse Fahrt. Wir kippten een paar Mollen. Im Zug haam wa Skat jespielt, aber keen Mensch kuckte hin. Damals jlaubte schon keena an nischt mehr, und von die Soldaten – erst hatten se uns doch richtig bekränzt und jeschmückt wie Pflingstochsen – Mensch, und jetzt rückten se direktemang ab von eenem. (Haam der Herr Soldat vielleicht Läuse?) Na, wia hatten alle Läuse. Ick weeß noch – Mensch, et wa'n ja eejentlich dolle Zeiten – ick weeß noch, wi unsa Zugführa assähle – ick bediente damals ins Kasino – wie der assähle, er kann nich mehr bei seine Olle ins Bett schlafen, er legt sich imma nebens Bett uff'n Teppich! Aber der war ooch abjehärtet, war der. Det wa'n richtijer Sportler. Soll ooch früher ne große Fußballkanone jewesen sin. . . »

Für mich war meine «Kunst» damals eine Art Ventil – ein Ventil, das den angestauten heißen Dampf entweichen ließ. Hatte ich Zeit, so machte ich meinem Groll in Zeichnungen Luft. In Notizbüchern und auf Briefbogen skizzierte ich, was mir an meiner Umgebung mißfiel: die tierischen Gesichter meiner Kameraden, böse Kriegskrüppel, arrogante Offiziere, geile Krankenschwestern, usw. Ich hatte mit diesen Zeichnungen nichts vor; sie waren

zunächst ganz zwecklos gemacht, nur um das Lächerliche und Groteske der mich umgebenden Welt geschäftiger, todeswütiger kleiner Ameisen festzuhalten. . .

Es hieß, ich solle als Deserteur erschossen werden. Glücklicherweise erfuhr davon auch Graf Keßler. Er intervenierte für mich, mit dem Ergebnis, daß ich begnadigt und in eine Anstalt für Kriegsirre gebracht wurde. Kurz vor Kriegsschluß wurde ich zum zweiten Mal entlassen, wieder mit dem Bemerkten, ich würde bald wieder eingezogen.

Ich dachte: der Krieg geht nie zu Ende.

Vielleicht war er auch nie richtig zu Ende? Bei uns wurde der Frieden erklärt, aber nicht jeder war besoffen und glücklich. Im Grunde waren die Menschen die gleichen geblieben, mit einigen Unterschieden: aus dem einst so stolzen deutschen Soldaten war ein geschlagener, abgekämpfter Soldat geworden, und das Volksheer hatte sich genau so aufgelöst wie die holzstoffhaltigen Uniformen und die Patronentaschen aus Ersatzleder. Daß dieser Krieg verloren war, enttäuschte mich nicht. Nur daß die Menschen ihn jahrelang ertragen und erduldet hatten, daß den paar Stimmen, die sich gegen das Massenschlachten erhoben, keiner gefolgt war – nur das enttäuschte mich.



VIII

In der Heimat, in der Heimat –



ICH WOHNTE wieder in Berlin. Die Stadt glich einer grauen, steinernen Leiche. Die Häuser hatten Risse. Stuck und Farbe waren abgebröckelt, und in den toten, ungeputzten Augen der Fensterhöhlen sah man, wo man nach denen ausgeschaut hatte, die nie wiederkehren, die Spuren geronnener Tränen.

Es waren wilde Jahre. Ich nahm am Leben teil, stürzte mich hinein und kam sofort mit Kräften in Berührung, die aus dem absoluten Nichts herauswollten. Wir verlangten mehr. Was das Mehr war, wußten wir so genau nicht zu sagen; aber ich und viele meiner Freunde fanden keine Lösung im nur Negativen, im Grimm des Betrogenwordenseins und in der Verneinung aller bisherigen Werte. Und so trieben wir selbstverständlich immer weiter nach links.

Bald war ich Hals über Kopf im politischen Fahrwasser. Ich hielt Reden, nicht aus irgendeiner Überzeugung, sondern weil überall zu jeder Tageszeit Streitende herumstanden und ich aus meinen bisherigen Erfahrungen noch nichts gelernt hatte. Meine Reden waren ein dummes, nachgeplappertes Aufklärungsgeschwätz, aber wenn es einem wie Honigseim vom Maule troff, konnte man so tun, als sei man ergriffen. Und oft ergriff einen der eigene Quatsch ja wirklich, rein durch das Geräusch, das Gezische, Gezwitschere und Gebrülle, das da aus einem herausfuhr!

Einmal hob man mich gar auf die Schultern: «Hoch! Hoch! Et lebe det Proletariat!» Ich sprach, wie üblich, von etwas, wovon ich keine Ahnung hatte, nämlich von der akademischen Freiheit. Ich malte ein scheußlich-schönes Bild aus: daß von nun an, weil doch jetzt das Proletariat an die Macht käme, jeder Klippschüler, jeder Straßenkehrer, jeder einfache Arbeiter werde auf die Universitäten und Akademien gehen können. Ein Privileg, so führte ich scharf und mit schneidendem Hohn auf die ehemals Herrschenden aus, das früher nur dem Sohne reicher Eltern offen gestanden – «Es lebe das Proletariat!»

Ich vergaß ganz, wer ich war. Die Bewegung, in die ich geraten, beeinflußte mich stark, daß ich alle Kunst, die sich nicht dem politischen Kampf als Waffe zur Verfügung stellte, für sinnlos hielt. Meine Kunst jedenfalls sollte Gewehr sein und Säbel; die Zeichenfedern erklärte ich für leere Strohhalme, solange sie nicht am Kampf für die Freiheit teilnahmen. Für welche Freiheit? Darüber dachte ich nicht weiter nach.

Meine Stimmung setzte sich in ein großes, politisches Bild um. Ich nannte es (nach Heinrich Heine) «Deutschland, ein Wintermärchen». In der Mitte setzte ich den ewigen deutschen Bürger, dick und ängstlich, an ein leicht schwankendes Tischchen mit Zigarre und Morgenzeitung darauf. Unten stellte ich die drei Stützen der Gesellschaft dar: Militär, Kirche, Schule (Schulmeister mit schwarz-weiß-rottem Rohrstock). Der Bürger hielt sich krampfhaft an Messer und Gabel fest; die Welt schwankte um ihn; ein Matrose als Symbol der Revolution und eine Prostituierte vervollständigten mein damaliges Bild der Zeit.

Aber die Zeit war in Wahrheit müde und unlustig. Müde und unlustig sah ich die Soldaten zurückschleichen, wenn auch oft mit einer roten Kokarde an der Mütze. . .

Ich entsinne mich noch, wie mein alter Freund und Schwager Otto Schmalhans aus dem Osten zurückkam und ich ihn in Berlin vom Bahnhof abholte. Die Straßen waren dunkel, das Elektrizitätswerk streikte oder war von Spartakisten besetzt; auch war um acht Uhr Sperrstunde: nachher durfte eigentlich niemand mehr auf die Straße. Es herrschte eine schwelende Bürgerkriegsstimmung. Ein Soldat galt nicht mehr viel, aber ein Soldat mit einer roten Kokarde schien den erschreckten Bürgern irgendwie mit den neuen Mächten im Bund. Daß man sich solche Kokarden einfach als eine Art Selbstschutz ansteckte, wußten die nicht so genau. Mein Schwager zum Beispiel hatte es einfach getan, um glatt nach Berlin heimzukommen, denn auf vielen Bahnhöfen gab es aufgehetzte Matrosen und sogenannte Soldatenräte, die jeden nicht rot-bekokardeten Soldaten als einen Feind der Revolution ansahen.

Wir gingen zu meinem Atelier, das damals in der Nassauischen Straße war. Otto schleppte eine jener typischen Soldatenkisten. Im Grunde recht vergnügt, gingen wir durch die unbeschreiblich kalte und damals besonders traurige Uhlandstraße. Der Kalk war von den Wänden gefallen, Fensterscheiben waren zerbrochen, manche Geschäfte hatten die eisernen Rolläden heruntergelassen und dahinter, hinter den ungeputzten Scheiben, standen jahrelang nicht abgestaubte Attrappen aus Pappe. In seiner Kiste aber hatte Otto eine große Flasche Pernod und eine tadellose Wurst – wo er diese

beiden schönen Dinge aufgegriffen hatte, weiß ich heute noch nicht, aber jedenfalls lag ein behaglicher Abend vor uns.

Wir bogen gerade in den Hohenzollerndamm ein, abwechselnd die schwere Kiste schleppend, als plötzlich ein bebarteter und bebrillter Mann mit fliegenden Mantelschößen aus einem Haustor stürzte, vor uns den Hut zog, sich verbeugte und bat, uns beim Tragen helfen zu dürfen. «Mein guter Herr Soldat», sagte er, immer höflich den Hut in der Hand, «bevor ich Ihnen an die Hand gehe – Sie gestatten mir doch, nicht wahr? – würden Sie und Ihr Freund mir die Ehre und das Vergnügen machen, mit mir heraufzukommen, zu einem bescheidenen Abendbrot? Darf ich fragen: haben es die Herren noch weit? Sie können gern, wenn's noch weit ist, die Nacht bei uns verbringen; wir haben eine große Wohnung und Platz genug. Es fügt sich sogar ausgezeichnet, wir haben heute abend Kalbskoteletts – ich konnte es noch einrichten, ohne Marken – also wenn Sie mir bitte, bitte die Ehre geben würden – ?»

Wir waren ein wenig erstaunt. Amüsiert sah Otto mich an und ich sah ihn an. Otto, der immer erstklassige Manieren hatte, gab sich den Anschein eines Soldatenratsmitgliedes; er bedauerte sehr, aber was die Kalbskoteletts angehe, die könne man ja genau so gut kalt essen. . . Nein, heute ginge es nicht; wir müßten zu einer dringenden Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats – der Herr wisse ja wohl, daß sich auch hier im Westen versprengte Spartakisten umhertrieben, und da müsse gleich was unternommen werden, nämlich von uns, die wir zur demokratischen Republik stünden –

Ja, sagte der Herr, das habe ihn eben bewogen, den Herrn Soldaten auf ein paar Tage zu sich ins Haus einzuladen. Weil einem das heute doch mehr Sicherheit gebe.

Otto sagte großmütig, er würde gerne in den nächsten Tagen einmal nach dem Rechten sehen. Großmütig akzeptierte er dann auch des eingeschüchterten Bürgers Angebot, uns wenigstens als Zeichen der Dankbarkeit, gewissermaßen als eine Anzahlung. . . «Ich bin sofort wieder da, mit einem kleinen Eßpaketchen und einer Flasche Château Lafitte – etwas ganz Exquisites, meine Herren! Ganz das Richtige für einen Offizier der Republik wie Sie –»

So zogen wir erheitert zur dringenden Soldatenratssitzung in mein Atelier. Die Koteletts und der Wein waren natürlich erste Klasse, und in den Ohren klangen uns die Abschiedsworte des deutschen Bürgertums:

«Mein Herr Soldat, nach diesem Zusammentreffen mit Ihnen fühle ich, daß wir nun doch endlich auf dem Wege zu Ruhe und Ordnung sind.»

In jenem Jahr 1919 gingen wir die unbeleuchteten Straßen Berlins entlang und duckten uns in den hohen Torbogen dicht an die kleinen Portier-

logen – denn vor lauter Angst, weil sie es drinnen nicht mehr aushielten, gingen die Leute damals auf die Dächer hinauf und schossen nach Menschen und Tauben. Die Größenverhältnisse hatten sich verschoben. Als man einmal einen dieser Dachsützen zu fassen bekam und ihm den am Arm verwundeten Mann zeigte, da sagte er: «Herr Wachtmeesta, ick dachte, det wer ne jroße Taube!»

Überall konnte man Patronen und Gewehre kaufen. Mein Vetter, der etwas später vom Militär entlassen wurde, brachte mir eines Tages ein komplettes Maschinengewehr. Ich könne es ruhig abzahlen, meinte er, und ob ich nicht jemand wüßte, der an zwei anderen Maschinengewehren und einer kleinen Feldkanone interessiert sei? (Natürlich dachte er an meine Beziehungen zu politischen Parteien, die ja damals anfangen sich gegeneinander zu bewaffnen.) Er brachte mir später noch sechs tadellos erhaltene und geölte Mausegewehre – Modell 98, mit dem wir als Soldaten schossen –, und eine feine, nagelneue Parabellum mit Einsteckgriff kaufte ich auch von ihm. Eine dolle Zeit!

Alle sogenannten sittlichen Bande waren aufgelöst. Eine Welle des Lasters, der Pornographie und Prostitution lief durch das ganze Land. «Je m'en fous», sagte ein jeder, «ick will mir endlich mal wieder amüsieren». Der Shimmy war die große Mode. Ein paar junge Amerikaner, die gestern noch für eine amerikanische Regimentsmusik gespielt hatten, kamen nach Berlin, und im Nu verschwanden alle Wiener Salonkapellen und verwandelten sich über Nacht in Jazzbands. Anstatt des ersten und zweiten Geigers saßen da jetzt krampfhaft grinsende Banjoisten und Saxophonbläser. Man war fröhlich, kolossal fröhlich. Heiße, der Krieg war vorbei!

Langsam fing die Inflationszeit an. «Geliebte Leiche tanzt um den Sarg, und der Dollar steht dreihundertsiebenzig Mark», sang ein dicker Komiker in einer der feineren Kleinkunsthöhlen, während man Champagner trank und nur hin und wieder zur Telephonzelle ging, um zu erfahren, wie der Dollar und das Pfund standen. «Wir vertrinken unserer Oma ihr klein Häuschen – und die erste und die zweite Hypothek!»

Draußen marschierte eine Gruppe weißbehemdeter Männer, die sangen in einem fort: «Deutschland erwache! Juda verrecke!» Dahinter kam eine andere Gruppe, auch militärisch zu vierten marschierend, die schrie rhythmisch im Chor: «Heil Moskau! Heil Moskau!» Nachher lagen dann immer welche herum mit eingehauenen Köpfen, zertrümmerten Schienbeinen und gelegentlichen Bauchschüssen. . .

Die Stadt war dunkel, kalt und voller Gerüchte. Ihre Straßen wurden wilde Schluchten voll Totschlag und Kokainhandel, ihre neuen Wahrzeichen die Stahlrute und das blutige, abgebrochene Stuhlbein. Man wußte nichts



Blutiger Karneval

und munkelte von geheimen Übungen der Schwarzen Reichswehr und einer beginnenden Roten Armee. Wütende «Patriotinnen» gingen mit Schirmspitzen auf meinen Freund Wieland los, der sich in den Urwald der Meinungsverschiedenheiten begab, um seinerseits zur Klärung der Situation beizutragen. Ein Sipo rettete ihn von der Lynchjustiz des bösen Volkshaufens; ebenso knapp entrann er dem Schicksal, an irgendeine Kasernenwand der Kapp-Lüttwitztruppen gestellt zu werden. Mit ein paar Reitpeitschen-

hieben und Fußtritten kam er davon. Wir verbargen uns, schiefen nicht zu Hause, wo man uns kannte, und warteten auf ein besseres Morgen.

An allen Ecken saßen echte und unechte Kriegsinvaliden. Die einen dösten vor sich hin, bis ein Passant kam, dann verdrehten sie den Kopf und fingen an sich krampfhaft zu schütteln. Schüttler nannte man die: «Sieh mal, Mutter, da sitzt wieder so'n komischer Schüttler!» Längst hatte man sich an alles Unheimliche und Ekelhafte gewöhnt. Manche Invaliden boten die damals plötzlich in Massen auftauchende amerikanische Wan-Eta-Schokolade an. Gott, wie lange hatte man keine Schokolade gesehen! In den Händen der Kriegskrüppel da wirkte sie wie das Lorbeerblatt, das die Taube zur Arche Noah bringt. Sie war ein Zeichen, daß es aufwärts ging. «Wenn die schon wieder Schokolade anbieten — !»

Allerlei lang vermißte schöne Dinge tauchten wieder auf. Überall konnte man plötzlich Libby's Büchsenmilch kaufen. «Soll allet von de amerikansche Armee sind. Det hat'n großer Mann allet uffjekoof von de Amerikaner, und nu vakoofas vor det Doppelte und Dreifache!» Aber so war es auch. Über Nacht wurden Vermögen verdient, immer über Nacht. Da mußte einer nur «jenauer hinkieken» und sehen, wo seinen Bruder der Schuh drückte. Wer nichts hatte, wollte was haben; und wer hatte, der verkaufte es für das Drei- und Vierfache.

Mein Freund Albert, der mit mir zum zweiten Male eingezogen worden war, war ein Träumer, ein von Feen und goldenen Töpfen träumender und sinnender Mensch. «Sage mal», fragte ich ihn, «wie bist Du denn so schnell reich geworden?» Wir rauchten gerade 10-Mark-Zigarren und tranken Alberts Frühstücksgetränk: Pommery & Greno Extra Brut mit Porterbier. Tja, erwiderte er, wie er da so ein bißchen traurig im Militärtransportzug gegessen (traurig, daß nun die schöne freie Zeit als Zivilist zu Ende sei) und sich so recht innerlich von allem, was ihm nun bevorstand, hinweggeseht («fast wie so'ne Art Gebet ans Schicksal, ob Du's glaubst oder nicht!») und in sich versunken zum Fenster hinausgeschaut hatte, da («Mensch, ick bin doch keen kleenes Kind mehr, also Ehrensäbel!») — ja, da war neben dem fahrenden Zug eine Fee entlanggeschwebt. («Ganz richtig und deutlich — nee, so wie 'ne weiße Wolke, aber durchsichtig.») Und die, so erzählte er weiter, hatte plötzlich die Hand erhoben und auf einen Haufen alter, verrosteter Eisenbahnschienen und Schrauben gezeigt. «Und so», schloß er, «so bin ich reich geworden!»

Ja, so gab es viele Karrieren damals. Ganz wie im Märchen. Es war auch eine märchenhafte Zeit. Oft erscheint mir alles, was ich damals sah und erlebte, wie ein phantastischer Traum — oder sind es nur die Jahre, die wie graue und farbige Schleier dazwischenhängen und die Ereignisse traumhaft

machen? Daß es nun bald wieder alles gab, machte damals merkwürdigerweise nicht alle glücklich. Das kam daher, daß nur ein kleiner Teil wie mein Freund Albert von Feenhand gelenkt wurde. Die große Mehrzahl konnte zusehen und sich an Schaufensterscheiben, hinter denen alles aufgestapelt lag, die Nase plattdrücken. Die dort aufgebauten und von zärtlichen Fingern geschmackanreizend arrangierten Stilleben machten hungrig, doch war Eile geboten. Denn während man sich noch am Anblick der fetten Pute, des niedlich gespickten Häseleins oder des kunstvoll besteckten Prager Schinkens in Brotteig ergötzte und sich fragte, welches vielleicht zu erschwingen sei — währenddem stiegen die Preise. . .

Man hörte es förmlich. «Hör ma, hörste det?» sagten die Leute, «det is nich knistern, det sind die Preise!» Es war gar nicht zum Lachen. Man mußte fix sein und blitzschnell einkaufen; während man durch die Türe schritt, wurde der Hase schon eine, zwei Millionen Mark teurer.

Aber komisch: je höher die Preise stiegen, umso höher stieg die Lebenslust. Heiße, war das Leben schön! Überall erschallten neue Tänze; der französische Champagner floß in Strömen; vor jedem Lokal standen Dutzende meiner Landsleute wie im Mittelalter vor dem Burgtor, teilweise in malerischer Tracht, die Hände ausgestreckt und leer bis auf ein paar verzwickte Schicksalslinien. Aber hier kam keine heilige Agathe, um diese armen Bettelleute zu trösten. Hier kam kein frommes Burgfräulein mit Speise und Trank im weidengeflochtenen Korb und wusch demütig die Schwären und Gebreite. Hier kam — «na watt denn?» — ein dicker, goldbetreßter Portier, und mit dem großen, zusammengeklappten Schirm, den er über uns feine Leute hielt, wenn es regnete, jagte er die Neugierigen und die Hungrigen und alle anderen, die da herumstanden, fort: «Wollta ma machen, det a hia wechkommt? Aba zoff, zoff! Sonst feif ick den Sipo!»

Der Sipo, das war der rotgesichtige junge Mann dort in der blauen Uniform mit dem komischen Jägerhelm, den stramm eingewickelten Waden und den Chevreau-Ausgeschuhen. Der Sipo war für die Ordnung da und für die Ruhe. Er hatte stets einen heimlichen Zusammenhang mit denen drinnen, und da seine große, behandschuhte Hand nicht zum Backpfeifen ausreichte, hatte man ihm eine Art Handverlängerung gegeben in Gestalt eines Knüppels aus Vollgummi. Der war damals neu und galt für human. Der Sipo konnte damit auch streicheln — Hunde besonders, Menschen weniger. Leider war sein Knüppel schlecht ausbalanciert. Er schlug sozusagen einseitig aus, und zwar nach links, wo dummerweise die meisten jener stillebenbetrachtenden und von Feen nicht heimgesuchten Menschen standen. Immer nach links schlug der Knüppel, immer nach links.

All diese Dinge, Menschen und Erscheinungen wurden von mir sorg-

fältig gezeichnet. Ich liebte nichts davon, weder die im Restaurant, noch die auf der Straße. Ich hatte die Arroganz, mich als Naturwissenschaftler zu bezeichnen, nicht als Maler oder gar als Satiriker. Aber in Wirklichkeit war ich damals jeder, den ich zeichnete – der reiche, fressende, Champagner trinkende, vom Schicksal begünstigte Mensch ebenso wie der, der draußen im strömenden Regen die Hand aufhielt. Ich zerfiel gleichsam in zwei Teile. Mit anderen Worten: ich nahm am Leben teil. . .

Man hätte glauben können, daß die Reichen und Glücklichen damals mit dem Tisch, den ihnen Gott gedeckt hatte, zufrieden gewesen wären. Viele waren aber unzufrieden – und diese Unzufriedenheit war wiederum ein Segen für die Spaßmacher und Schauspieler unter uns. Zu denen – zu meinem Freunde Erwin zum Beispiel – kamen oft reiche und mächtige Leute und sagten: «Du, Erwin, wenn Du uns da mal was vormachen kannst, so was recht Drastisches – ich meine, uns nachmachen –, vielleicht meine krummen Beine oder wie mein Freund Oskar sich immer überfrißt und nachher den Teppich vollkotzt oder wie Hugo da unten in seinem Weinkeller sitzt und die leeren Flaschen zählt? Erwin», sagten die, «nimm Dir Zeit und ein paar von den begabten Eckenstehern, die immer so schon für ein paar Groschen singen – wir schenken Dir ein großes Theater und Du kannst Dich drauf verlassen, wir kommen alle und freuen uns, wenn du uns zeigst, wie widerlich wir eigentlich sind – hahaha – »

Ich war zwar weder ein begabter Eckensteher noch ein Zirkusclown oder ein Schnellzeichner (obwohl ich, unter uns, von all dem ein wenig an mir und in mir hatte und habe) – kurz und gut, ich war auch mit dabei. Wir wurden hoch bezahlt. Ich wurde fast reich, und Erwin wurde richtig reich, allein dadurch – ja, so war es auch damals, als Rom unterging! –, allein dadurch, daß wir den Reichen und Mächtigen Fratzen schneiden und unsere Hintern entblößen durften. Denn wie sagte noch Hugo? «Mein lieber Erwin, und als Finale den blanken Hintern den Logen und dem Parkett!»

Das wurde als große Blüte der Künste und des Theaters angesehen. Erwin und ich wurden mit verschiedenen Lorbeerkränzen bekränzt; meistens waren rote Schleifen daran, manchmal schwarz-rot-goldene, seltener schwarz-weiß-rote. Die Reichen hatten damals ein offenes Herz für alle schönen Künste, aber sie waren auch müde und liebten es, auf ihren eigenen Untergang anzustoßen. «Na, prost! Rinne hinab in den Bauch, den fetten. . . »

«Hach, Erwin, saach mir ma wat janz Ekelhaftes, wat janz Beleidijendes!»

«Du ehrloser Kapitalist!»

«Hach – noch einmal – hach, is det süß! Erwin, hier is'n Blankoscheck. Jede Summe, jede Summe. . . »

«Prosterchen, Herr Jrosz, et lebe der Unterjng det Abendlandet! . . .

Jawoll, na watt denn. Wa schwer, aba schließlich hatta injewillicht. Keene lange Widmung, nur sein Namen: Oswald Spengler . . . Herr Jrosz, für mir is det wie ne Bibel. Wenn ick ooch nich viel zus Lesen komme . . . »

In jener phantastischen Zeit, in der wir praktisch alle Millionäre und Milliardäre waren, da geschah etwas geradezu Ungeheuerliches. Es geschah, daß der bis dato unerschütterliche Glaube an das Geld zusammenbrach, und wir alle mehr oder weniger zu primitiven Formen des Tauschhandels zurückkehrten.

Nur ganz wenigen Männern und Frauen außer vielleicht ein paar Heiligen ist es gegeben, ohne Nahrung leben zu können. Wir gewöhnlichen Sterblichen müssen essen, womöglich dreimal am Tage. Darin sind wir eben Tiere — und der Geist ernähret uns ja bekanntlich nur zu einem Viertel. Je hungrier nun ein Mensch ist, desto mehr träumt er, und zwar immer denselben Traum: von gutem und fettem Essen. In der ärztlichen Fachsprache nennt man diese Wachträume Hungerphantasien. Sie sind der Ursprung der Idee vom Schlaraffenland, wo Milch und Honig fließen und kühler Rheinwein dem Gebirge aus Schweizerkäse entspringt, wo goldene Butterhügel einladend leuchten und rosinengefüllte Kuchenberge warten, wo die Hühner und die Spanferkel schon gebraten herumlaufen, die Bratwürste vom Baum hängen und du nur den Mund aufzumachen brauchst, damit die gebratenen Tauben von selbst hineinfliegen. An solchen Hungerphantasien litten wir damals alle. Sahen wir die schönen Dinge in den Fenstern der Delikatessengeschäfte, so wischten wir uns erst einmal die gierigen Augen aus: war der gespickte Hasenrücken vielleicht wieder nur eine Fata Morgana, wieder nur eine papierne, von unserer Phantasie mit Saft erfüllte Attrappe? Es ging zu wie auf einem Bilde des Bauernbreughel.

Bevor ich weitererzähle, muß ich hier einfügen, daß die Zeit auch insofern mittelalterlich war, als es damals Zauberer unter uns gab, richtige schwarze Magier im Besitz einer der Allgemeinheit verschlossenen Kunst. Nicht nur, daß sie Kraft über die Materie hatten und Dinge geheimnisvoll von einem Ort zum anderen schaffen konnten; sie konnten Büchsenmilch, Schokolade, Zucker, Kostbarkeiten, die wir nur noch vom Hörensagen kannten, sowohl hervorzaubern als auch ebenso schnell wieder verschwinden lassen. Sie hatten die allen Zauberern eigene Gabe, sich, aber vor allem die schönen, verführerischen Dinge unsichtbar zu machen.

Durch Zufall lernte ich eines Mitternachts — es schlug gerade zwölf — so einen Zauberer kennen. In der bürgerlichen Welt war er ein Koch. Alle Gespräche drehten sich damals ums Essen: beim Frühstück (Kohlrübenkaffee und kunsthonigbeschnittene, graugrüne Schrippe) sprach man vom

Mittagessen, und beim Mittagessen (Kohlrübenkoteletts, Muschelpudding und Kohlrübenkaffee) vom Abendbrot (Muschelwurst, graugrüne Schrippe mit Kunsthonig und kalter Kohlrübenkaffee). So schlicht und einfach unser Menü auch war, so fehlte ihm doch mancherlei und das belebte wiederum die Phantasie. Ich erzählte also meinem neuen Freunde sehr eindringlich, wie mir so zu Mute sei und wie der Kunsthonig einem die Eingeweide zerkratze. Als ich ihm aber auch noch das mißvergnügte Knurren meines Magens vorführte, da meinte er ganz einfach, ich äße eben nicht die richtigen Sachen.

Wie alle Magier hatte er eine symbolisch-poetische Art zu sprechen. Er sagte: weil ich ihm sympathisch sei und auch ein Künstler, könne mir geholfen werden. Das Dumme bei all diesen Dingen sei die unbefriedigte Phantasie. Wirkliche Würste und Schinken seien eben doch anders als ausgedachte und auch gemalte (ich erzählte ihm von vergeblichen Versuchen, die ich in dieser Richtung gemacht) könnten die Phantasie nicht restlos zufriedenstellen. Ich höre noch das teuflische Lachen dieses Zauberers, den ich immer noch für einen Koch hielt: «Haha, mein Lieber, wenn Du Dir einen Schinken in Burgunder malst und kannst Dir hinterher kein saftiges Stück davon abschneiden, was bedeutet dann all Deine Kunst? Sieh mal», sagte er, und wir tranken noch zwei doppelte Kirsch, «sieh mal, ich werde Dich jetzt gleich wohin mitnehmen, wo nicht nur ein Schinken wächst!» Ich besinne mich noch, er sagte deutlich «wächst» – was seltsam mittelalterlich klang. «Ich werde Dir jetzt gleich – wir nehmen ein Taxi», fügte er ein; «ja, ich werde Dir das Schlaraffenland zeigen – und nicht abgemalt», schloß er, mich ein bißchen höhnisch anzwinkernd.

Draußen regnete es. Es war längst zwei Uhr vorbei. Der schläfrige Portier hielt seinen Schirm über uns, öffnete nach Empfang von einigen Millionen den Wagenschlag und warf ihn mit einem «Sehr verehrte Nachtruhe, Meister», hinter uns ins Schloß. Wir fuhren los. «Ich lasse lieber die Vorhänge runter», hörte ich den Zauberer noch sagen. . .

Ich muß dann ein wenig geduselt haben. Als ich aufwachte, hielten wir vor einem jener gesichtslosen Häuser irgendwo im Neuen Westen. Laternen brannten keine; es war gerade wieder mal Gas- oder Elektrizitätsstreik. Kein Mensch war zu sehen. Es regnete nun in Strömen, aber die paar doppelten Kirsch, die ich eingenommen hatte, erwärmten mich innerlich. Man hatte den Eindruck eines ganz unbewohnten Hauses. Max – so hieß mein neuer Freund – förderte aus seiner hinteren Hosentasche einen riesigen Hausschlüssel zutage. In der Portierloge regte sich nichts. Eine Katze miaute, kam näher, sträubte aber plötzlich die Haare, fauchte uns mit phosphorglühenden Augen an und verschwand kläglich jaulend im Dunkeln.

«Verdammtes Biest! Hier, halte mir mal den Fünfminutenbrenner», sagte der Zauberer, mir eine Schachtel mit den kleinen Wachsstreichhölzern zusteckend, die eigentlich schon außer Mode waren. Das Holz, das ich mit der Hand schützte, flackerte auf, und ich sah die Silhouette seines Schattens, als er versuchte, das quiettschende Schloß aufzuschließen. «Muß mal geölt werden», sagte er.

Herrgott, dachte ich, angenehm, aber ein wenig unheimlich berührt, das ist ja wie bei E. T. A. Hoffmann! Ich dachte an eine Geschichte, die mir als Kind der dicke Willi erzählte, der in unserer Kegelbahn im Stolper Freimaurerhaus die Kegel aufsetzte: Eines Nachts, als nur noch ein paar Logenbrüder zusammen mit dem Meister vom Stuhl eine Ente ausgegelen, da war auf einmal zwischen den anderen Kugeln eine angerollt gekommen, die hatte ausgesehen wie ein Totenschädel und ganz grünlich geleuchtet. Und als er sie dann in großer Angst aufheben wollte, war es eine ganz gewöhnliche, aber viel leichter als die anderen – und hinterher, sagte der dicke Willi, war dann tatsächlich eine Kugel mehr dagewesen . . . Komisch, dachte ich in jener Nacht, vielleicht ist das auch eine Kegelbahn, wo wir jetzt hinkommen, und wir kegeln einen Schinken aus! Mir lief ordentlich das Wasser im Munde zusammen. Donnerwetter, ach du mein Gott im Himmel – jetzt ein schönes, saftiges Stück Schinken, braucht gar nicht einmal in Burgundersauce zu liegen. . .

Der Zauberer hatte mittlerweile geöffnet. «Mach leise», sagte er, «muß niemand hören, daß wir raufgehn – gib acht auf die Stufen da, die Treppenhäufiger sind abgenommen. Nein, kein Licht, wir können so sehen –».

Wir gingen vorsichtig nach oben. Ich hielt mich an dem dicken, geschnitzten Geländer fest; gegen die Butzenscheibenfenster an den Treppenumwendungen schlug der Novemberregen. Ich hatte das Gefühl, in einem verunsicherten Berg hinaufzusteigen. Es wurde plötzlich enorm gemütlich. Wenn so die Zauberer wohnen, dachte ich mir – tadellos, tadellos. Wir stiegen noch ein paar Stufen hinan und landeten auf einem Treppenabsatz vor einer großen, verschnörkelt geschnitzten Holztüre mit Milchglaseinsätzen. «So, nun kannst Du wieder leuchten», sagte der Zauberer. «Von hier sieht uns niemand.»

Das Geheimnisvolle wunderte mich keineswegs. Das gab es damals bei uns allen, denn die Gesetze waren so zahlreich und täglich neu, daß jeder Mann mehr oder weniger zum Gesetzesübertreter wurde, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen. Auch ein Zauberer, dachte ich mir, hatte wohl seine Gründe. Inzwischen hatte mir Max nämlich von sich erzählt, daß er mit geheimen Kräften zu tun habe und in Verbindung stehe. . . «Ja», sagte ich, «wenn Du das kannst, dann bist Du ja ein Zauberer!»

«Bin ich auch, bin ich auch», sagte er.

Die Tür ging wie von selbst auf. Mein Fuß stieß an ein Faß. Als ich auf des Zauberers Geheiß das Licht andrehte, griff ich in etwas widerstandsfähig Weiches, so wie wenn man unversehens an einen Mehlsack faßt — und genau das hatte ich denn auch getan. Sobald das Licht brannte (es brannte trotz des Streiks), sah ich, wo ich war. . .

Die große Eingangstür war ganz verdeckt von drei starken, bläulichen Eisenblechplatten; drei armdicke Eisenriegel sicherten sie gegen unerwünschte Gäste, die hier etwa ohne Erlaubnisseinzudringen versuchten. Denn, so erklärte mir der Zauberer, er hatte nur bedingte Macht über Menschen, weniger als über Dinge — das sei so in seinem Vertrage mit festgelegt, sagte er, wobei er mich von der Seite ansah. Also wo war ich? In einem der alten Häuser des Berliner Westens, aber daran erinnerte hier wenig. Ich hatte recht gefühlt, als ich mit der Fußspitze gegen ein Faß zu stoßen glaubte. Nur war es nicht ein Faß, sondern eine doppelte Fässerreihe, und auf den Fässern standen friedlich und gemütlich zwei Reihen kleinerer und größerer Säcke voll Zucker und Mehl. . . Auf der anderen Seite sah ich Kisten. Hübsch ordentlich war es in diesem Zauberberge; die Gehilfen des Zauberers hatten jede Ecke ausgenutzt und alle Kisten, mathematischen Gesetzen folgend, der Größe nach übereinander gebaut. Bis an die Decke ging das: getrocknete Pflaumen, getrocknete Trauben — bunte, gedruckte und nett aufgeklebte Bilder erzählten, oft in fremder Sprache, von dem leckeren und nützlichen Inhalt dieser Kisten und Behälter.

«Da ist Schmalz drin», sagte der Zauberer, auf eine Reihe verlöteter Blechbüchsen zeigend, «aber ich koche oder brate nie mit Schmalz. Hier ist schließlich mehr Butter, als man essen kann».

Durch die angelehnte Tür sahen wir in den nächsten Raum, das sogenannte Berliner Zimmer, wo kleinere Fäßchen mit der Aufschrift «Prima Molkereibutter» standen.

«Die anderen Zimmer sind schon viel zu voll. Man weiß gar nicht, wohin mit allem. Das Geld ist ja doch nicht wert, da mußten wir sogar noch diesen Korridor zu Hilfe nehmen —»

Wir gingen durch den engen Gang in das Berliner Zimmer. Rechts und links von uns waren Kisten, Eimer mit Marmeladen, riesige Einmachgläser mit Tomaten, Gurken und Delikatessen, blaue, russisch beschriftete Blechbüchsen mit Kaviar, aufgestapelt bis an die Decke, wenn überhaupt noch so etwas wie eine Decke zu sehen war. Denn wie Früchte oder Stalaktiten hingen da Hunderte von Würsten: rote Zervelatwürste mit den Schildchen ihrer aristokratischen Herkunft den Schlächter nennend, Rügenwalder Mettwürste, fettglänzend und fröhlich, Reihen ausgetrockneter, ehrwürdi-



Schlemmermahl

ger Landjäger – Wurst neben Wurst, zu Hunderten. Und nicht nur Würste hingen da; nein, neben der kugeligen Zungenwurstreihe sah man Hunderte von Speckseiten, durchwachsen, undurchwachsen, oder den von der Räucherkohle schwarzen Speck, der aus dem Schwabenlande kommt. Da hingen alle Sorten Schinken, vom glatten, wurstartigen Lachsschinken bis zum übergroßen, katengeräucherten Westfälischen. . . Wahrhaftig – hier paßte der Ausdruck: wahrhaftig nicht sattsehen konnte man sich, und ich faßte schnell einmal an meine Nase, in der ein angenehm prickelnder Geruch von geräuchertem Schinken war, um zu sehen, ob ich all dies nicht etwa träume.

Ich träumte nicht. Ich sah mehrere richtige, unangeschnittene Schweizerkäse in der Ecke stehen, so groß wie Wagenräder. Der Kronleuchter war abgeschraubt; nur eine einzige Glühbirne ohne Schirm hing da oben, und ein paar altertümliche Lehnstühle mit roten Samtbezügen und Troddeln an den Seiten standen noch herum. Aber die paßten schlecht herein und waren wohl zurückgelassen worden, ehe der Zauberer einzog. Die Fenster waren, soweit nicht die Kisten, Säcke, Kannen, Eimer und Pakete die Aussicht versperrten, durch Rolläden und extradicke Samtvorhänge gegen jede

Einsicht von außen abgeschlossen. Die Reste einer ehemals behaglich bürgerlichen Wohnung aus den Achtzigerjahren gaben einem irgendwie den Eindruck, als sei der eigentliche Besitzer allmählich von den Kisten, Säcken, Eimern, Kannen und Paketen Fuß um Fuß zurückgedrängt und schließlich erdrückt worden – vielleicht unter dem Sack da, oder von jenem enormen rotlackierten Käse – oder am Ende gar inmitten all dieser Schätze verhungert. . .

Wir hungerten nicht. Nachdem mich der Zauberer durch die ganzen vierzehn Zimmer mit Küche und Kammer geführt und ich mich auf dem Rand einer etwas hervorstehenden Kiste niedergelassen hatte, verschwand er einen Augenblick und kam mit einem ungewöhnlich großen, nagelneuen Messer wieder. Es glänzte richtig im Reflexlicht der Glühlampe. Dann sagte er: «Wer hier hereinkommt, muß von meinem Wunderschinken kosten. Du bist keine Ausnahme. Und wenn Du einmal davon gekostet hast, wirst Du nicht ruhen und nicht rasten, bis Du einen ganzen besitzt – und dann mehrere, und schließlich» – dabei verklärte sich sein Gesicht ganz unheimlich – «ja, ja, vielleicht eines Tages alle Schinken der Welt!» Er sah mich mit zusammengekniffenen Augen an und schnitt ein handtellergroßes Stück ab.

«Einmal davon gekostet – ja, ja, das ist der Fluch – lang mal da hinter Dich – nein, mehr rechts, gleich neben der Kiste Trockenmilch – da. Gib sie rüber, die Flasche. Siehst Du, das ist nämlich der Geist, der zum Schinken gehört: klarer Wacholderschnaps. . .».

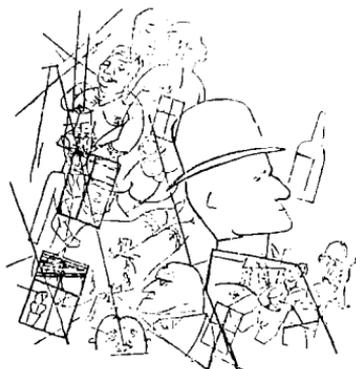
Ich brachte die riesige Steinkruke mit den Spinnweben daran und stellte sie auf den Tisch, auf dem bereits zwei Schnapsgläser standen. Der Zauberer füllte beide, gab mir meines, nahm seines in die Hand, führte es unter die Hakennase und roch daran. Dann hob er das Glas: «Prost, mein Lieber – es lebe das Schlaraffenland!» –

Ich traf meinen Freund noch häufig, doch wollte er nie mehr etwas von jenem Abend wissen. Gab es vielleicht Zauberer, die größer und mächtiger waren als er? Etwas quälte ihn. Auch gestand er mir einmal, seine magnetische Kraft, seine Anziehungskraft und Befehlsgewalt über die Kisten und Kannen und Würste und Schinken habe leider bedenklich nachgelassen. Als ich ihn das letzte Mal sah, war er müde und mißmutig, gar nicht mehr der alte, und erschien mir wieder mehr als ein gewöhnlicher Koch. Er nahm mir noch das heilige Versprechen ab, niemandem, auch nicht meiner Frau, von jener Nacht im Schlaraffenland zu erzählen.

Ich habe mein Versprechen gehalten. Die Geschichte ist hier zum ersten Mal erzählt worden. Der Koch ist lange tot, dreißig Jahre sind vergangen, und Hungerphantasien in Berlin gehören selbstredend der Vergangenheit an.

IX

Kunst und Wissenschaft



KÜNSTLERISCH waren wir damals «Dadaisten».

Wenn das überhaupt etwas zum Ausdruck brachte, so war es eine schon lange gärende Unruhe, Unzufriedenheit und Spottlust. Jede Niederlage, jeder Umbruch zu einer neuen Zeit gebiert derlei Bewegungen. In einer anderen Epoche hätten wir ebensogut Flagellanten sein können.

Dada, soweit ich seine Geschichte kenne, kam aus Zürich. Dort hatten im Krieg ein paar Dichter, Maler und Musiker das Cabaret Voltaire gegründet. Hugo Ball leitete es, mit Hilfe von Richard Hülsenbeck, Hans Arp, Emmy Hennings und ein paar anderen internationalen Künstlern. Das Programm war nicht eigentlich politisch, es war modern futuristisch. Den Namen Dada fanden Ball und Hülsenbeck, als sie willkürlich ein französisches Lexikon aufschlugen und blind auf ein Wort zeigten. Das Wort war zufällig dada, das heißt Schaukelpferdchen.

Hülsenbeck brachte Dada nach Berlin, wo die Sache sofort politische Züge annahm. In Berlin wehte ein anderer Wind. Die ästhetische Seite wurde zwar beibehalten, aber immer mehr durch eine Art anarchistisch-nihilistischer Politik verdrängt, deren Hauptwortführer der Schriftsteller Franz Jung war. Jung war eine Rimbaudfigur, eine kühne, vor nichts zurückschreckende Abenteurernatur. Er gesellte sich zu uns, und als der Gewaltmensch, der er war, beeinflusste er sofort die ganze Dadabewegung. Er war ein starker Trinker und schrieb auch Bücher in einem schwer lesbaren Stil. Berühmt wurde er für ein paar Wochen, als er mit seinem Helfer, dem Matrosen Knuffgen, mitten in der Ostsee einen Dampfer kaperte, ihn nach Leningrad steuern ließ und ihn den Russen schenkte – zu einer Zeit, in der schon jeder vom bevorstehenden Sieg der Kommunisten sprach und in Deutschland kaum noch eine richtige Obrigkeit existierte.

Jung tat selten etwas direkt; er hatte immer einige ihm auf Tod und Leben ergebene Vasallen um sich. Wenn er betrunken war, schoß er mit

seinem Revolver auf uns wie ein Cowboy aus einem Wildwestfilm, und sein Leben verdiente er sich als eine Art Börsenjournalist, gab auch einmal in seinem eigenen Verlag eine Zeitung heraus, die sich mit ökonomischen Fragen beschäftigte. Er war einer der intelligentesten Menschen, die ich je getroffen habe, aber auch einer der unglücklichsten.

Als Dadaisten hielten wir «Meetings» ab, bei denen wir gegen ein paar Mark Eintrittsgeld nichts taten, als den Leuten die Wahrheit zu sagen, das heißt, sie zu beschimpfen. Wir nahmen kein Blatt vor den Mund. Wir sagten: «Sie alter Haufen Scheiße da vorne — ja, Sie dort mit dem Schirm, Sie einfältiger Esel», oder: «Lachen Sie nicht, Sie Hornochse!» Antwortete einer, und natürlich taten sie das, so riefen wir wie beim Militär: «Halts Maul oder Du kriegst den Arsch voll!» und so weiter, und so weiter . . .

Das sprach sich schnell herum, und bald waren unsere Meetings und unsere Sonntagvormittagsmatineen ausverkauft und voll von sich amüsierenden und sich ärgernden Menschen. Es ging so weit, daß wir ständig Sipos im Saal haben mußten, weil es dauernd Schlägereien gab. Später wurde es so toll, daß wir immer bei der zuständigen Polizeistelle um eine Sondergenehmigung einkommen mußten. Wir verhöhnten einfach alles, nichts war uns heilig, wir spuckten auf alles, und das war Dada. Es war weder Mystizismus noch Kommunismus noch Anarchismus. All diese Richtungen hatten ja noch irgend ein Programm gehabt. Wir aber waren der komplette, pure Nihilismus, und unser Symbol war das Nichts, das Vakuum, das Loch.

Zwischendurch machten wir «Kunst». Aber das ging meist so vor sich, daß der «Kunst-Akt» unterbrochen wurde. Kaum fing etwa Walter Mehring an, auf seiner Schreibmaschine zu klappern und etwas von sich dazu vorzutragen, da kam schon ich oder Heartfield oder Hausmann hinter der Bühne vor und rief: «Aufhören! Du willst doch den Schafsköpfen da unten nicht etwa was vormachen?» Oft wurde so etwas vorbereitet, aber öfter war es improvisiert, denn da immer einige getrunken hatten, gab es auch zwischen uns beständigen Krach, der dann einfach coram publico auf offener Bühne seinen Fortgang nahm.

So etwas wie die bildende Dada-«Kunst» hatte es bisher noch nicht gegeben. Es war die Kunst (oder auch die Philosophie) des Müllkastens. Der Führer dieser «Schule» war ein gewisser Schwitters aus Hannover, der sammelte alles, was er beim Spaziergehen oder sonst auf Schutthaufen, in Kehrrichttonnen oder Gott weiß wo fand: verrostete Nägel, alte Putzlappen, Zahnbürsten ohne Haare, Zigarrenstummel, alte Fahrradspiechen, einen halben Regenschirm. Alles, was der Mensch als nicht mehr brauchbar weggeworfen, fand in Schwitters einen Sammler und wurde von ihm auf alten Brettern oder Leinwänden zu kleineren, flachen Müllhaufen geordnet,

angeklebt oder mit Draht und Bindfaden befestigt, dann als sogenannte «Merzkunst» ausgestellt und auch gekauft. Viele Kritiker, die durchaus mitmachen wollten, priesen diese Art von Fopperei des Publikums und nahmen sie todernst. Nur das gewöhnliche Volk, das von Kunst nichts versteht, reagierte normal und hieß die Dadakunstwerke Dreck, Mist und Müll – woraus sie ja auch bestanden.

Ein Hauptwerk der Schule war eine Riesenplastik, die «Deutschlands Größe und Untergang in drei Etagen» hieß und in Wirklichkeit nichts weiter war als was herauskommt, wenn man alle möglichen Abfälle auf einen Haufen zusammenkarrt und willkürlich durcheinanderschüttet. Dieses «Denkmal» war das Werk eines gewissen Baader, der den Titel Oberdada trug. Dieser hatte sich einst in mystischer Weise mit der Erde vermählt, war leicht religiös wahnsinnig und vollkommen größenwahnsinnig – ein richtig Verrückter; aber in jener sonderbaren Zeit unterschied er sich kaum von uns anderen Dadaisten, vielleicht nicht einmal von mir. (Wenigstens nicht nach der Ansicht des netten Stabsarztes, der mich beim Militär untersuchte und meine Zeichnungen «total verrückt» fand, jedenfalls verrückt genug, um mich einer sogenannten Idiotenprüfung zu unterziehen. Aber ich beantwortete alle idiotischen Fragen tadellos. . .) Baader hatte auch das «Dadacon» verfaßt, das gewaltigste Buch aller Zeiten, größer als die Bibel, das aus Tausenden von großen, nach Photomontagemanier zusammengeklebten Zeitungsseiten bestand. Diese Methode war benutzt worden, um beim Durchblättern des Buches ein Schwindelgefühl zu erzeugen – «denn», sagte Baader, «erst wenn sich einem alles im Kopfe dreht, kann man das Dadacon begreifen».

Dies also war unser Oberdada, aber auch wir anderen hatten Titel und Funktionen. Ich zum Beispiel war der «Propagandada», was zwischen dem Namen und dem kleingedruckten Satz «Wie denke ich morgen?» auf meiner Visitenkarte stand. Ich hatte Parolen zu erfinden, die der guten Sache des Dadaismus nützen sollten. Etwa: «Dada ist da», oder «Dadasiegt», oder «Dada, Dada über alles!» Wir druckten diese Parolen auf kleine Zettel, und bald waren Schaufenster, Kaffeehaustische, Haustüren und dergleichen in ganz Berlin damit bepflanzt. Es war wirklich besorgniserregend. Die «B. Z. am Mittag» brachte einen ganzen Artikel über die dadaistische Gefahr. Treppauf, treppab, rechts und links, oben und unten klebten wir unsere Zettel. Wenn der Kellner bei Kempinski, damals das Stammlokal der wohlhabenderen Dadaisten, den Tisch abräumte, nahm er unsere verrückten Parolen auf leeren Tellern und Flaschen und auf den Havannazigarrenkisten mit. Selbst auf seinen wehenden Rockschoßen las man oft: «Dada, tritt mich in den Steiß, das hab ich gerne!»

Es war natürlich mehr daran als nur ein Jux. Worauf es ankam, war, sozusagen im tiefen Dunkel zu arbeiten. Wir wußten nicht, was wir taten; uns war, als rührten wir mit langen Stöcken im Schmutz einer Pfütze herum, ohne jeden Zweck. «Dada ist sinnlos» war auch eines unserer Schlagworte, und eben das brachte die Leute gegen uns auf. Eine neue Bewegung müsse doch irgend einen Sinn haben, meinten sie. Wir aber sagten: «Nee, seht mal, wir rühren bloß im Dreck herum» – als ob das einen Sinn hätte.

Zur Dada-Bewegung in Deutschland gehörte ferner mein Schwager Schmalhausen. Als sogenannter Dadaoz ist er in die Dadahistorie eingegangen; auch den Titel Dada-Diplomat führte er und war als solcher mir, dem Propagandada, attachiert. Er war von Natur aus ein Perfektionist; stets sehr elegant angezogen, mit scharf gebügelten Hosen, steifem englischem Hut, Stock und gelben Handschuhen, brachte er eine weltmännische Note in unsere Veranstaltungen.

Ein anderer, der sich zu uns gesellte, war mein alter guter Freund Rudolf Schlichter. Er ist einer der belesensten Maler, von geradezu enzyklopädischem Wissen. Damals war er von seiner heutigen religiösen Einkehr noch weit entfernt und voller Widersprüche. Er hält seine Kunst für die eines Außenseiters, aber für mich ist er das keineswegs. Ich sehe in seinen Werken eher die Fortsetzung einer «romantisch-deutschen, mittelalterlichen» Tradition. Auf jener ersten internationalen Dada-Schau 1919 in Berlin in der Galerie Burchardt trat er jedoch nicht als Maler oder Zeichner, sondern als ultrarealistischer Bildhauer hervor. Seine lebensgroße und ebenso lebenswahre Figur eines Generals, die unsichtbar befestigt hoch an der Decke über den Köpfen der erschreckten und aufgebracht besuchter schwebte, würde Castans Panoptikum Ehre gemacht haben.

Alle diese seltsamen Gebilde, Klebebilder, Montagen lösten damals eine richtige Schockwirkung auf das Publikum und die öffentliche Meinung aus. Besonders verärgert waren die modernen Künstler, weil hier nichts mehr ernst genommen oder respektiert war. Selbst die Avantgarde wurde verhöhnt. Die ganze Veranstaltung ist dann bald unter Anklage gestellt worden, und Dr. Burchardt mußte die Ausstellung schließen und obendrein Strafe zahlen.

Wir hatten auch reiche Freunde, die einen Spaß vertragen konnten und sich ganz gerne von den legendären Dadaisten hochnehmen ließen. Ich besinne mich auf einen, der hatte eine Grunewaldvilla und tief darunter einen fabelhaften Weinkeller mit ganzen Sraßenzügen aus Fässern und Kisten voll der erlesensten Weine. Diese unterirdischen Weinstraßen hatte er nach seinen Dadakumpanen benannt (so lief zum Beispiel die George-Grosz-Gasse zwischen den Sherryfässern hindurch) und fuhr in ihnen auf

einem Motorrad mit Scheinwerfern spazieren. Ein eigens angefertigtes Riesenfaß hieß das Dadafaß und enthielt einen herrlichen Piesporter, den Kenner unter uns als ein durchaus «dadaistisches Weinchen» zu rühmen wußten.

Ein gewisser Dr. Dohmann, seines Zeichens Hautarzt und also kein Dadaist im orthodoxen Sinne, war unser Hauskomponist. Seine Dadatöne wurden nie zu Papier gebracht, er improvisierte nur. Außerdem schrieb er unter dem Namen Daimonides groteske Gedichte und war einer der wenigen, die Jazzmusik auf dem Klavier spielen konnten. Mit Daimonides ging ich eines Abends ins Hotel Adlon; das war 1919 das Hauptquartier der amerikanischen Journalisten. Es war eine «party» im Gange. Der Gastgeber, der Benny genannt wurde, saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Klavier und spielte auf seiner Geige: «Everybody shimmies now —». Seine Frau begleitete ihn. Überall standen Gläser und stummelgefüllte Aschenbecher; auf dem Tisch standen Havannas, Zigaretten, zwei langhalsige Rheinweinflaschen auf Eis, eine viertelvolle Flasche Black & White und eine Flasche Kognak. Von einer Riesenblechdose beim Klavier hieß es, sie enthielte Schiffszwieback. (In Deutschland war noch alles rationiert.) Später wurden Taxis bestellt, und wir fuhren alle in ein geheimes Tanzlokal an der Weidendammer Brücke; gegen vier dirigierte Benny dort die Salonkapelle und instruierte den Klavierspieler im Ragtime.

Dieser Amerikaner hieß Ben Hecht und war vielleicht der erste, der nach dem Krieg nach Berlin kam außer den Militärs von der Ententekommission. Eine große amerikanische Zeitung bezahlte ihm viele Dollars, um an Ort und Stelle zu sehen, ob wir wirklich so scheußlich seien, wie Raemaekers uns abgemalt hatte, und ob unsere neue Republik auch eine richtige Republik sei und kein neuer Trick des deutschen Generalstabs — zirkulierten doch schon Gerüchte, daß gar nicht der Kaiser nach Holland weggelaufen sei, sondern ein von Ludendorff geschickt gewählter Doppelgänger, und daß Ludendorff bereits als einfacher Erdarbeiter in einem alten, zu diesem Zweck hergerichteten Bergwerk die Gegenrevolution inszeniere. Man munkelte von ganzen Infanterieregimentern, die beim Ausbruch der Revolution glatt im Erdboden verschwunden und nicht mehr aufgetaucht seien; Erklärungen, die dies auf die neuen, schweren Granaten zurückführten, deren Trichter die Infanteriegruppen einfach verschlungen hätten, ließ man nicht gelten. Das Volk liebt nun einmal Märchen und Legenden. Es half nichts, daß die neuen Herren sich mit Statistiken und billigem Marxismus sehr bemühten; das Volk wollte das Unbegreifliche mythisch erklärt haben. Aber im Augenblick war keiner da, der das konnte — die großen Wachträumer kamen erst später auf. . . Und um dieses Dunkle, was ja immer um mein Volk, das deutsche Volk sein wird — um dieses Dunkle zu

ergründen und klipp und klar darüber zu berichten, dazu war Ben Hecht gekommen.

Wir wurden bald gute Freunde. Er nahm als Ehrengast an einer berühmten Dadaveranstaltung teil: einem Wettrennen zwischen 6 Schreibmaschinen und 6 Nähmaschinen, verbunden mit einem Schimpfturnier. An diesem Abend wurde ihm auch die «Uhrkunde» eines «Ehrendada» verliehen — ein schwarz angemaltes, zur Hälfte mit Sand gefülltes Bierseidel; doch bei der jeder Dadaaufführung folgenden Schlägerei zwischen Dadaisten und empörten Zuhörern wurde das Symbol dem zusehenden Ben entrissen und als Hiebwaffe benutzt, wobei es leider in Scherben ging. Ein neues Ehrenbierseidel durften wir Ben nicht geben; nach den strengen, im Dadacon niedergelegten Regeln der Bewegung konnte das erst nach Ablauf einer Zeit von 65 Jahren geschehen. . .

Das Dadacon wurde später Ben zum Kauf angeboten, zu dem außerordentlich billigen Preise von 25 000 Dollar. Er wollte aber nur die Hälfte bezahlen, und nach langem Hin und Her zerschlug sich das Geschäft. Das Dadacon soll schließlich vom Oberdada in der Nähe seines Hauses in Lichterfelde-Ost vergraben worden sein.

Ben Hecht ging nach Chicago zurück, schrieb erfolgreiche Bücher, verachtete den Literaturbetrieb, wandte sich zum Film und wurde einer der höchstbezahlten Drehbuchautoren Amerikas, mit dem Beinamen «der Shakespeare von Hollywood». Wenn ich von Jahr zu Jahr einmal mit ihm zusammenkomme, tauschen wir immer erst ein paar Erinnerungen an Berlin aus — an das verrückte, verkommene, phantastische Berlin gleich nach dem ersten Kriege.

Als Dadaisten bereisten wir ganz Deutschland, so beliebt und berüchtigt waren wir, und solche Neugier erregten wir bei den Menschen. Junge Leute drängten sich in unsere Vorträge, besuchten uns hinter der Bühne und baten, mitwirken zu dürfen. Es gab auch Ältere, die mit Dada sympathisierten und uns zu sich einluden, zu Wein und Essen, wobei der Dada-Unsinn im Hause unserer Gastgeber meist bis in die frühen Morgenstunden hinein fortgesetzt wurde. Wir fanden bald heraus, daß es viel mehr unbewußte oder «geheime» Dadaisten gab, als man glaubte. So einer war der Doktor Stadelmann, von dem im folgenden die Rede ist.

Dr. Stadelmann war ein Freund des Dunklen, ein Freund der Nacht. Wo andere Ja sagten, sagte er Nein. Auch hatte er seine eigenen, höchstpersönlichen und «mystischen» Anschauungen über Menschen, Dinge und Welt. Bezeichnenderweise war er im bürgerlichen Beruf Irrenarzt. Das Verdrehte hatte ihn von jeher fasziniert, und so hatte er die Tätigkeit des Psychiaters

der eines praktischen Arztes vorgezogen. Er war sehr erfolgreich, hatte eine gutgehende Praxis und ein wunderschönes, kleines Privatirrenhaus. Er nannte es «mein Vogelhäuschen». Seine Patienten waren für ihn wie kostbare exotische Vögel, aber in Wirklichkeit waren es reiche Neurotiker und vielfach nichts weiter als eingebilddete Kranke.

Stadelmann interessierte sich für Kunst und Literatur und hatte in seiner Vaterstadt auch einen literarischen Verein gegründet. Er sprach oft von weißer und schwarzer Magie, von den unbekanntem Dingen zwischen Himmel und Erde. Besonders beschäftigten ihn die damals vieldiskutierten Zellen- und Gewebeforschungen eines gewissen Professors Fließ, der ein Buch vom Ablauf des Lebens geschrieben hatte. Stadelmann selbst experimentierte viel, und eine seiner Veröffentlichungen handelte von künstlich erzeugtem Gewebe. Eine Art Homunkulustheorie hatte er da aufgestellt und durch eigene Experimente bewiesen; es war ganz aufregend, seinen Worten zu lauschen.

Vielseitig war Dr. Stadelmann, sehr vielseitig. Unter anderem hatte er ein Geisterklavier konstruiert, ein völlig neues Kalendersystem erdacht und eine eigene Mathematik erfunden. Er las mittelalterliche Schriftsteller und studierte in längst vergessenen alten Folianten und Arzneibüchern. Er las nur nachts, bei Kerzenlicht. Elektrische Drähte und alle eisernen Gas- und Wasserleitungsrohre hatte er aus seinem Studierzimmer und dessen näherer Umgebung entfernen lassen. Derlei Metalle, hieß es in einer seiner Broschüren, unterbrächen die «sympathischen» Ströme und Wellen.

Unablässig übte er sich in der Kraft des Willens und in der Konzentration. Er behauptete, nun so weit fortgeschritten zu sein, daß er wie die alten Wundertäter durch seinen Willen die angeblich toten Dinge beleben könne. So könne er den Nähnadeln befehlen — was trotz der lächerlichen Kleinheit des Objekts eines der am schwersten auszuführenden Experimente sei. Es habe ihn fünfzehn Jahre allnächtlicher Übung gekostet, die Nadeln zum Gehorsam zu zwingen. «Ja», sagte er, «es klingt phantastisch, aber es gibt eben keine tote (Materie). Es gibt nur Inkarnationen. Allen Dingen wohnt ein magisches Geheimnis inne. Es gibt einen Stein der Weisen und einen magischen Schlüssel dazu.» Er dürfe vorläufig nicht mehr darüber sagen, sei aber auf dem Wege zu großen Enthüllungen, fügte er noch hinzu.

Er zeigte mir einmal ein dickes, mit der Hand aufsonderbar altem Papier geschriebenes Manuskript. Es war sein Werk, die Stadelmannsche Geheimlehre. Es hieß: «Dr. Stadelmanns mystisches Schlüsselbund; die Erklärung der magischen Spirale bei Jakob Böhme, Paracelsus, Swedenborg und Doctor Faustus. Studien zu einer geheimen Willenslehre.» Von Stadelmann hörte ich zum ersten Mal Ausführlicheres über Größenwahn und Über-

menschentum. Er las mir aus Nietzsches Werken vor und analysierte die Lehren des Zarathustrabandes. Nietzsche, sagte er, sei bei aller Genialität ein Geisteskranker gewesen; die letzten Bücher zeigten das deutlich – so deutlich wie die letzten Bilder Van Goghs: «Man sehe nur die ewig wiederholten spaghettiantigen Spirallinien. Klares Symptom». Kunst und Nachbildetrieb waren für Stadelmann harmlosere geistige Störungen. Den Maler, jeden Maler, hielt er für ein ewiges Kind, das nie aus dem Stadium der Selbstbeschmutzung herausgekommen sei. (Auch darin war er ein Vorläufer, und zwar der psychoanalytischen Schule. . .)

Als wir in seiner Vaterstadt einen großen Dada-Abend gaben, den er hauptsächlich, wenn auch heimlich, finanziert und arrangiert hatte – denn er hielt Dada für eine Art sozialer Geisteskrankheit und des Studiums wert –, lud er uns alle ein, eine Nacht bei ihm in seinem Studierzimmer zu verbringen. «Aber bitte, meine Herren, kommen Sie nicht vor zwölf. Die sympathischen Strömungen sind nach Mitternacht viel besser», sagte er, geheimnisvoll lächelnd.

Er wohnte allein, in einem freistehenden Gartenhaus. («Der Wind muß von allen Seiten heranwehen können», sagte er.) In dem fast leeren Zimmer fanden wir ihn an einen großen grünen Kachelofen gelehnt. Mit einer Hand strich er sich durch den ergrauten, walrobhaft herabhängenden Nietzschebart, mit der anderen zeigte er um sich. «Ich kann Sie leider nicht bitten, Platz zu nehmen – wie Sie sehen, sind nur zwei Stühle da, und die brauche ich für mein Experiment. Sie sind auch von mir nie zum Sitzen benutzt worden. Es sind gewissermaßen magisch gewordene Verkörperungen jahrelanger Geduld.»

Es war, als flöge er plötzlich von uns fort, an einen Ort, wohin wir ihm nicht folgen konnten. Dann, als kehre er zur Wirklichkeit und zu uns zurück: «Also, es tut mir leid, aber Sie müssen stehen. Da ich Ihnen heute nacht einen Beweis meiner magnetischen Kräfte geben will, dürfen wir unsere Energie nicht durch Sitzen abspalten. Das Sitzen, meine Herren, wirkt ungünstig auf das Sonnengeflecht» – er machte eine kreisende Bewegung seiner unteren Leibesmitte –, «und ich brauche zu meinem Experiment auch Ihre ganze Energie und Konzentration». Und sich wiederholend, denn es schien ihm dieses wohl besonders wichtig, hob er lächelnd den Zeigefinger und schloß mit einem überlegenen Ausdruck schlauen Wissens um Geheimnisse, die uns ewig verschlossen bleiben würden: «Ja, ja – knickt das Sonnengeflecht ein, und weg sind die magnetischen Strahlungen!»

Neben den beiden Experimentierstühlen, gewöhnlichen Holzstühlen mit Lehne und Rohrgeflechtsitz, stand in der Mitte des Zimmers ein mittelgroßer Tisch. Auf der roten Plüschdecke stand ein Leuchter, in dem ein

dickes Talglicht brannte. Dies war das einzige Licht im Raum. Es flackerte und roch leicht parfümiert – wie vor den Heiligenbildern in einer katholischen Kirche, dachte ich. Daneben stand eine Bowlenterrine aus grünem Glas, mit Weinstockranken und -blättern verziert. Es war eine Waldmeisterbowle, deren würzigen Geruch ich fälschlich für Parfüm gehalten hatte. . .

Das Licht spiegelte sich in den glitzernden Eisstücken, die in der Bowle schwammen. Langstielige Römer, auch mit Weinrankenornamenten verziert, standen um sie herum. Ein silberner Schöpflöffel lag bereit. In einem Glaskasten mit aufgeklapptem Silberdeckel lagen tiefschwarze Mexikozigarren und daneben Zigaretten. Obenauf lag ein Zigarrenabschneider, dessen Griff – so schien es mir bei dem flackernden Kerzenlicht – in eine mumifizierte Kinderhand auslief. An der Wand gegenüber hing eine gerahmte Photographie, die zuerst wie eine Landkarte oder wie ein surrealistisches Bild wirkte. Sie war keines von beidem, sondern die überlebensgroße Verewigung eines Auswurfs von Ektoplasma.

Die Photographie, erklärte Dr. Stadelmann vom Ofen her, stamme von seinem intimen Freunde Professor Schrenck-Notzing in München. Nein, es sei nicht das berühmt-berüchtigte Medium Eva C, dies sei ein viel echterer, viel interessanterer Fall: eine Dame seiner Bekanntschaft, ein vierundzwanzigjähriges junges Weib, deren Namen und nähere Umstände er selbstredend, ahem, geheim halten müsse. . . «Aber – ja, ja, ahem – es handelt sich in diesem Falle um eine ganz außerordentliche psychische Begabung, wenn ich es so nennen kann, ahem – außerdem hat sich einwandfrei herausgestellt, daß die junge Dame die Inkarnation eines seinerzeit von Montezuma in Mexiko lebendig begrabenen hohen katholischen Geistlichen ist.»

Unter der geisterhaften Photographie stand ein kleines Holztischchen, dessen vier Seiten Spuren von Handabdrücken aufwiesen. Dieses Tischchen, erklärte der Doktor vom Ofen her, sei das Instrument, mit dessen Hilfe man die Botschaften aus der vierten Dimension empfangen. Es sei ohne Nägel gezimmert, immer magnetisch geladen und oft die Herberge abgeschiedener Geister. Wenn er nachts allein arbeite, flöge es manchmal ganz von selbst ein wenig in der Luft herum. . .

Auf einem schmalen Regal stand etwa ein halbes Dutzend geschliffener Kristallkugeln verschiedener Größe. Daneben lag ein sogenannter Lerchenspiegel, wie ihn die Jäger gebrauchen, um die scheuen Vögel anzulocken. Er besteht aus zwei Holzflügeln, die mit Spiegelstücken besetzt und in eine Rolle eingelassen sind; auf der Rolle ist Bindfaden aufgewickelt, und wenn man diesen kräftig abzieht, so drehen sich die Flügel um sich selbst, und die Spiegelstücke werfen das reflektierte Licht scheinwerferartig zurück.

Die Lerchen scheinen dieses Flimmern zu lieben, sie fliegen darauf zu und werden unserem Jägersmann eine leichte Beute. So ein Apparat lag dort. . . Gut, daß ich keine Lerche bin, dachte ich, etwas unheimlich berührt.

«Ja», sagte Stadelmann vom Ofen her, «mit dem Ding habe ich große Erfolge bei meinen Patienten. Der hypnotische Schlaf tritt im Nu ein. Soll ich es Ihnen einmal zeigen? Da — sehen Sie, wie das anschnurrt und flimmert? Da kann auch der stärkste Wille nicht widerstehen —»

Wie Vögel, wie die Vögel, dachte ich, direkt unheimlich! Ich dachte an die Geschichte, die er mir einmal von einem Patienten erzählte, einem sehr reichen früheren Zeitungsverleger, der eines Morgens in der Redaktion ganz plötzlich wie ein Hahn zu krähen anfang. Kein anderes Wort als «Kikeriki» sei seither aus dem Mund dieses Mannes gekommen; man müsse ihm Körner auf den Fußboden seines Zimmers streuen, die lese er eins nach dem anderen mit spitzen Lippen auf wie mit einem Schnabel, wobei er die Arme seitlich ausgestreckt halte, Kniebeugen mache und Kikeriki schreie. . .

Wie schon gesagt, hatte Stadelmann seine höchstpersönlichen Theorien über alles. Geisteskrankheit, fand er, gebe es nur bedingt; er selbst halte es mit den mittelalterlichen Ärzten und den großen ägyptischen Heilern, die den geplagten Kopf eines sogenannten Irren als den Aufenthaltsort böser Geister ansahen und ihre Kuren auf deren Austreibung abstellten. Vom Standpunkt der heutigen «aufgeklärten» Ärzte oder Forscher war Dr. Stadelmann gewiß ein «abergläubischer» Arzt und Forscher. Andererseits aber waren wir alle für ihn nur mehr oder weniger seltsame, kluge, dumme oder lächerliche Vögel.

«Halten Sie mich auch für einen Vogel?» fragte ich ihn einmal.

«Natürlich, natürlich! Alle seid Ihr Vögel, alle, alle, alle», lachte er unheimlich schrill, wobei seine Stimme sich überschlug und er plötzlich selber wie ein Vogel aussah. Ich höre ihn noch: «Was denn, was denn, meine Herren — Fortschritt? Da muß ich doch sehr bitten. In ein paar Jahrzehnten haben wir das neue Mittelalter komplett, wie aus dem Geschichtsbuch, mit Dämonen, Kinderkreuzzug, bösem Blick, Flagellanten und Hexenverbrennung. Glauben Sie etwa, daß die Elektrizität ein Fortschritt ist? Die war den alten Ägyptern längst bekannt. Nein, meine Freunde, das neue, von außen verfinsterte, von innen magisch-hypnotisch erleuchtete Zeitalter bricht an. . .»

Auf einem anderen Regal lag ein Gipsklumpen mit einem aufgeklebten Zettel, der ein Datum trug. Auf dem Klumpen war ein Abdruck sichtbar; was ihn hinterlassen hatte, war schwer zu sagen — am ehesten vielleicht eine verrutschte Faust. Wir fragten Stadelmann. Der senkte geheimnisvoll die Stimme: genau könne er es auch nicht sagen, aber für ihn sei es die Visiten-

karte aus einer anderen Welt. Was wir da sähen, sei der Abdruck eines Geräuschs, eines unsichtbar Flatternden, das eines Abends spät, als er noch vor einem magischen Buche gesessen, stundenlang um ihn gewesen sei, um schließlich — jedenfalls dem Geräusch nach — zum Fenster hinauszufattern. Er habe das deutliche Gefühl gehabt, das Unsichtbare sei aus jenem uralten Folianten herausgefattern. Das Buch habe er von einem Antiquar gekauft, der wieder hatte es auf einer Auktion erstanden, wo man nur wußte, daß der alte Schmöker jahrhundertlang mit anderem Gerümpel in einer Familiengruft gelegen... Ja, den Plastilinklumpen habe er dort liegen gehabt. Er halte immer solche Klumpen bereit für spiritistische Sitzungen. Und wie es da so geflattert habe, direkt bei dem Klumpen Plastilin, da habe er vom Tisch aus ganz deutlich gesehen, wie das Unsichtbare sich da eingedrückt habe, ganz langsam, wie in Teig, aber vollkommen formlos. Es sei dann weggefattern und nie wiedergekommen. Nur der Eindruck, den er dann habe in Gips abgießen lassen, und ein etwas fader Geruch, wie von Pilzen, sei zurückgeblieben.

«Und nun, bevor ich Ihnen mein Experiment vorführe», sagte er, noch immer fast unbeweglich an den Ofen gelehnt, «bedienen Sie sich, meine Herren! Füllen Sie die Gläser; lassen Sie uns anstoßen und trinken, bevor die Bowle warm wird und das Eis schmilzt».

Er trat hinzu, schöpfte sein eigenes Glas voll und erhob es: «Meine Herren — auf das magische Schlüsselbund, auf die siderischen Kräfte und die magnetischen Ströme, auf die ewige, mystische Spirale! Prost, meine Herren». Er führte das Glas an den Mund, trank und setzte es wieder ab. «Auch im Wein liegt Magie: Sonne und Mond, Silber, Eisen, Gold und alle siderischen Elemente des Erdbodens».

Wir tranken alle aus — bis auf Johannes, aber der war immer furchtbar langsam. (Man sagte von ihm: wenn Johannes langsam ist, dann ist er sehr langsam.)

«Nun sehen Sie gut hin», sagte Stadelmann, «und passen Sie auf, was ich Ihnen zeigen werde: das Resultat meiner fünfzehnjährigen Bemühungen und Versuche im Reich der Magie». Er holte unter seinem Rockaufschlag eine Nähnadel hervor und erklärte: «Sehen Sie — diese kleine, eiserne Nadel wird von meinem Willen gelenkt werden. Ich werde sie hier auf den Faden, der zwischen die beiden Stuhllehnen gespannt ist, aufreihen und sie dann kraft meines Willens, durch einfaches magnetisches Fixieren, hypnotisch beeinflussen. Ohne von meinen Händen berührt zu werden, wird sie sich um sich selbst drehen und gewissermaßen die kleine Riesenwelle ausführen. Auf mein inneres Kommando wird sie sich von rechts nach links bewegen und umgekehrt. Mit einem Wort, die tote Materie wird meinem Willen

gefügt sein. Dieses Experiment, so klein es scheint, ist von welterschütternder Bedeutung. Es ist der mühsam erkämpfte erste Schritt vorwärts; die erste Stufe zum unbekanntem Gott hinauf —»

Zum ersten Mal erwähnte er das Wort Gott, was hier fast wie Ironie klang. «Ich bitte Sie, meine Freunde», fuhr er fort, «sich mit mir zu konzentrieren. Der gemeinsam ausgestrahlte Wille hilft die ewig feindlichen materialistischen Gegenströmungen zu unterbinden». Jetzt bückte er sich und zog um beide Stühle mit einem Stück Billardkreide eine Art ovalen Kreis. «Bitte treten Sie nicht in diesen Kreis hinein. Es ist eine magische Vorsichtsmaßregel; ich hoffe, sie ist wirksam», fügte er hinzu, erklärte aber nicht, wie und wogegen der Kreidestrich wirksam sein sollte.

Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch aufs Waschen kam — vielleicht durch seine kreidebeschmierten Hände. «Nein», hörte ich ihn plötzlich sagen, «ein magischer Mensch soll sich eigentlich nie waschen —». Er hätte es auch nicht getan, jedenfalls nicht in der letzten Woche vor seinem Experiment. Das Wasser sei ein durchaus feindliches und auflösendes Element, es zersetze den Magnetismus und zerstöre die spirituelle Isolierungsschicht um die Aura. Er gebe zu, es sei nicht sehr appetitlich; aber im Schweiß und in jeder körperlichen Ausscheidung und Ausdünstung sei die Aura des Menschen enthalten, weshalb ein gut gewaschener Mensch auch niemals magisch sei. Die alten Heiligen seien vom Standpunkt der modernen Hygiene aus alle Schweine gewesen. Hätten sie sich aber gewaschen oder Haare und Nägel geschnitten, so hätten sie nie ihre großen, tatsächlich verbürgten Wunder vollbracht. . . «Noch etwas, meine Herren, bevor ich beginne: bitte legen Sie alle metallenen Gegenstände auf den Tisch draußen im Korridor. Nur Gold können Sie an sich behalten; alle anderen Metalle wirken siderisch — und ich möchte jeden ungünstigen Einfluß von meiner Nähnadel fernhalten, damit das Experiment gelingt».

Sobald wir aus dem Korridor zurückkamen, führte er die Nadel sorgsam mit dem Ohr auf den dünnen Faden auf, dessen eines Ende er von der Stuhllehne losgeknüpft hatte. Er schob die Nadel bis zur Mitte; da hing sie nun ruhig mit der Spitze nach unten, während der Doktor den Faden wieder an der Stuhllehne befestigte. Er bat nochmals um völlige Ruhe und holte, leise auftretend, den Lerchenspiegel von seinem schmalen Regal. Er hielt ihn in der linken Hand, trat feierlich, scharf auf die Nähnadel blickend, zwei Schritte vor sie und zog den aufgerollten Bindfaden mit aller Kraft ab.

Der Lerchenspiegel schnurrte summend ab. Mit aufgerissenen Augen, ganz konzentriert fixierend, starrte Stadelmann auf die Nähnadel, die sich unter dem Luftzug, den die rotierenden Flügel des Lerchenspiegels hervor-

riefen, ein wenig hin und herbewegte. Das Summen und Flimmern ließ langsam, ganz langsam nach – die Bewegung der Nähnadel ebenfalls.

Halb vorgebeugt, den Lerchenspiegel in der Hand, starrte und starrte Stadelmann auf die Nadel vor seiner Nase. Man hatte fast den Eindruck, als habe das Abschnurren des Lerchenspiegels anstatt der Nähnadel ihn selber hypnotisiert, so übersinnlich leuchtend fixierten seine eisgrünen Augen das unglückliche Objekt, das nun ganz trübselig dahing und sich wohl selbst schämte, daß es so wenig magisches Talent besaß.

Ungefähr anderthalb Stunden lang starrte Dr. Stadelmann wie versteinert auf seine geliebte Nadel. Die ruckte und rührte sich nicht. Man merkte, wie er ihr innerliche Befehle erteilte. Hin und wieder hörte man ihn zischend hervorstoßen: «Rum – rum – rum . . .»

Er meinte wohl, sie solle sich rumdrehen. Aber sie tat es nicht. Sie bewegte sich nicht einmal. Sie blieb so unbeweglich und starr wie der Doktor, der sie fixierte und ihren Willen brechen wollte, falls sie einen hatte.

Die Szene war höchst phantastisch und begann ein wenig lächerlich zu werden. Bläuliche Rauchschwaden zogen durch die drückende Zimmerluft. Wir wurden unruhig vom langen Schweigen und Herumstehen. Es war einfach langweilig. War doch alles nur Einbildung und dummer Unfug – ganz nett für 'ne halbe Stunde, aber unser guter Doktor war todernst, und nach anderthalb Stunden ohne das geringste Resultat hörte eben der Spaß auf . . .

Ein allgemeines Geräusper und Gehuste setzte ein.

Plötzlich brach Dr. Stadelmann die Sitzung ab. Er seufzte tief, schloß die Augen und fuhr mit der Hand darüber; einige Minuten stand er so, den Nietzschekopf zurückgelehnt. Dann, wie erwachend, als habe er das Gefühl, es hätte einer heimlich aufgelacht, sah er scharf nach uns hin: «Nein! Nein! Ich wußte es, meine Herren – ich hätte es gar nicht anfangen sollen, nicht hier und in Ihrer Anwesenheit! Außerdem ist Vollmond – o ja», versicherte er, «Vollmond und all das spielt eine große Rolle bei magischen Experimenten. Und dann, nehmen Sie es mir nicht übel, meine Herren, aber vielleicht ist da einer unter Ihnen, ich meine ein Skeptiker – Gegenströmungen – Sie verstehen, meine Herren, Gegenströmungen –»

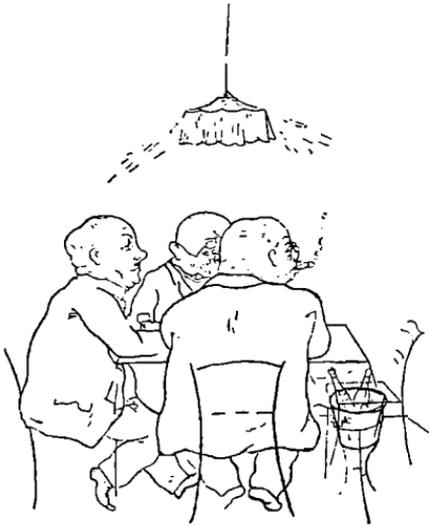
Er brach ab. Wir sahen, daß ihn die starke Konzentration dieser anderthalb Stunden sehr ermüdet hatte. Er sah plötzlich aus wie ein alter, müder Hund, mit traurigen Falten um den Schnurrbart.

«Ja», fügte er noch wie nach innen in sich hineinsinnend hinzu, «die meisten Wunder glücken einem doch nur ganz alleine, wenn niemand zusieht». Er lächelte müde. «Es ist schon so; ganz richtige Feen trifft man ja auch niemals, wenn man in größerer Gesellschaft ist. . . Apropos Fee»,

rief er und schlug sich an den Kopf, «aber was für ein Wirt bin ich denn! Was für ein schlechter Gastgeber! Da hat ja meine Hausfee einen großen abgeriebenen Kuchen gebacken – bitte machen Sie doch dort die Seitentür auf – ja, danke Ihnen – alles bereit, bringen Sie ihn nur herein!»

Also schloß er, an den Tisch tretend, sein Glas neu füllend und es zu uns erhebend: «Prost, meine Freunde – wenn mein Versuch auch mißglückte, so wollen wir doch die Bowle nicht umkommen lassen . . . Prosit!»

Und darin stimmten wir ihm alle herzlich bei.



X Von deutscher Republik



WIR WAREN wie Segelboote im Wind, mit weißen, mit schwarzen, mit roten Segeln. Manche Boote führten Wimpel, darauf sah man drei Blitze oder einen Hammer mit Sichel oder ein Hakenkreuz am Stahlhelm – auf die Entfernung sahen all diese Zeichen einander ähnlich. Wir hatten wenig Gewalt über unsere Boote und mußten fleißig manövrieren, damit sie bei dem herrschenden Sturm nicht umkippten. So manches Boot sahen wir schon kieloben treiben. Der Sturm tobte ununterbrochen, aber wir segelten drauflos; seine Melodie verstanden wir nicht, denn unser Gehör war vom vielen «mal Hinhören» abgestumpft. Wir wußten nur, daß ein Wind vom Osten hereinwehte und ein anderer vom Westen – und daß der Sturm um die ganze Erde blies. . .

Aber auch wie ein brodelnder Kessel war die Hauptstadt unserer neuen deutschen Republik. Wer den Kessel heizte, sah man nicht; man sah ihn nur lustig brodeln und fühlte die immer stärker werdende Hitze. An allen Ecken standen Redner. Überall erschollen Haßgesänge. Alle wurden gehaßt: die Juden, die Kapitalisten, die Junker, die Kommunisten, das Militär, die Hausbesitzer, die Arbeiter, die Arbeitslosen, die Schwarze Reichswehr, die Kontrollkommissionen, die Politiker, die Warenhäuser und nochmals die Juden. Es war eine Orgie der Verhetzung, und die Republik war schwach, kaum wahrnehmbar. Das mußte mit einem furchtbaren Krach enden. . .

Es war eine völlig negative Welt, mit buntem Schaum obenauf, den viele für das wahre, das glückliche Deutschland vor dem Anbruch der neuen Barbarei hielten. Fremde, die uns damals besuchten, ließen sich nur zu leicht durch das scheinbar sorglose, lustige, wirbelnde Leben an der Oberfläche täuschen, durch die Nachtlokale und die sogenannte Freiheit und Kunstblüte. Aber das war eben doch nur bunter Schaum, nichts weiter. Dicht unter dieser lebendigen Oberfläche, die so schön wie ein Sumpf schillerte und ganz kurzweilig war, lagen der Bruderhaß und die Zerrissen-

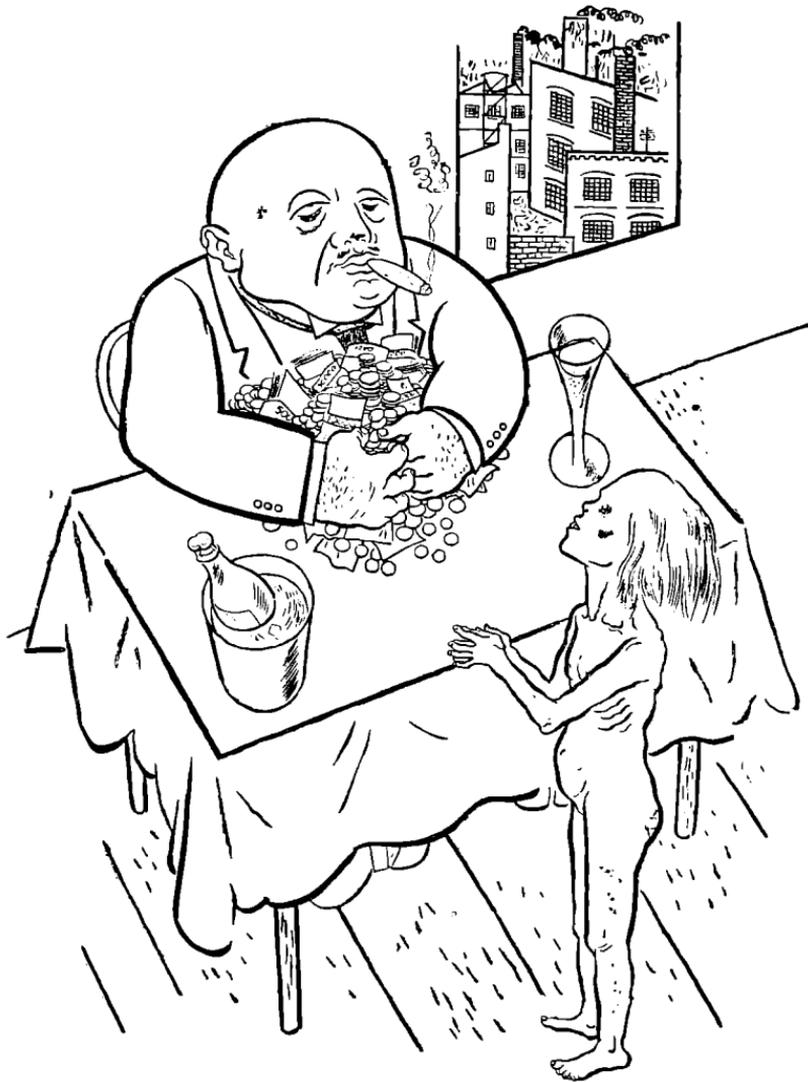
heit, und die Regimenter formierten sich für die endgültige Auseinandersetzung. Es war, als sei Deutschland in zwei Teile gespalten und beide haßten sich wie in der Nibelungensage. Und das wußten wir, oder wir fingen an, es zu ahnen.

Berlin nach dem Krieg: das war Lärm, Gerücht, Geschrei, politische Parolen — was wird werden? Jetzt darf jeder reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und jetzt redet jeder von Putschen und Streiks, von Belagerungszustand und bevorstehenden Staatsstreichern. Erzberger, der als einer der deutschen Unterhändler den Friedensvertrag unterschrieb, wird von «patriotischen» Geheimbündlern erschossen. Liebknecht wird von einem Soldaten ermordet, die rote Rosa Luxemburg in den Landwehrkanal geworfen. «Oben» geschieht nichts. Ebert läßt sich den Bart stutzen; er sieht nun mehr wie ein Generaldirektor aus und vertauscht den demokratischen Schlapphut mit einem Zylinder. Staatsrat Meißner, der Zeremonienmeister der Republik, sieht darauf, daß er würdig das Amt seiner erlauchten Vorgänger versieht und keine zu proletarischen Böcke schießt beim Repräsentieren. Böse Witze gehen gegen ihn um. Der kleine Mann rächt sich, denn er fühlt keine Gewalt über sich. . . .

Ja, jetzt durften sie frei reden. Jahrelang hatte man sie ans Marschieren gewöhnt, und so marschierten sie einfach weiter, ein bißchen weniger stramm, ein bißchen weniger ausgerichtet als zuvor. Jahrelang hatten sie auf Kommandos gehört; jetzt marschierten sie, aber noch kommandierte keiner. Marschieren mußten sie. Dazu waren sie ja angetreten. Aber ihnen allen fehlte etwas: die scharfe Befehlsstimme. Mit der langersehnten Freiheit wußten sie überhaupt nichts anzufangen. Jeder hatte eine politische Meinung, aus Angst, Neid und Hoffnung gemischt — aber was sollte ihm die so ohne Führung? Die Gewerkschaften? Die reichten da nicht mehr aus. Drohend klang der Leute Murren und gefährlich. Denn da man sich selbst nicht schuldig fühlte — ein ganzes Volk tut das nie —, suchte man einen Sündenbock, und alte, einst harmlose Lieder wie «Wir woll'n dem Juden den Biedel afsnieden» bekamen plötzlich eine pogromhafte Bedeutung.

Es waren nicht nur junge Menschen, die da auf den Straßen hin- und hermarschierten. Viele waren dabei, die konnten die Niederlage nicht verwinden. Dann waren viele dabei, die konnten in die normale Arbeitswelt, die sie verlassen hatten, nicht zurückfinden. Denn diese Welt war versunken oder in Auflösung, und regelrechte Arbeit gab es nicht, selbst wenn einer zu arbeiten gewillt war. Es wimmelte von Arbeitslosen. Um sie zu beruhigen, gab man ihnen Schachspiele statt Arbeit. Von 100 lebten 80 von der Unterstützung durch den Staat.

Trotz dieser erschreckenden Statistik nahm mein Vertrauen auf den



«Schwimme, wer schwimmen kann, und wer zu schwach ist, gehe unter!» Schiller (1922)

Fortschritt «auf breiter Basis» damals nicht ab. Vielleicht erhielt die Statistik es sogar aufrecht, lehrten mich doch einige meiner Freunde, die Dinge «richtig» zu erkennen! Für eine Zeitlang verfiel auch ich dem intellektuellen

Größenwahn und glaubte, ein Übel auch schon behoben zu haben, wenn ich es statistisch erklären konnte. Nach dieser Theorie mußte ich nur die Aufklärung weitertragen und dafür sorgen, daß alle bisher Unaufgeklärten ebenfalls aufgeklärt wurden. . . Alles Irrationale, alles «Mystische», Verschwommene und Sentimentale dachten meine Freunde vermittels ihrer statistischen Geschichtsberechnung und materialistischen Dialektik auszurotten. Sie waren reine Rationalisten und glaubten felsenfest an den Verstand des Massenmenschen. Daß dieser eher an Legenden glaubt als an Zahlen und reine Vernunft — das wollten sie, beim heiligen Marx, nicht wahr haben. . .

Auch über Recht und Unrecht dachte ich damals viel nach. Das lag sowieso in der Luft. Aber die Ergebnisse meines Nachdenkens fielen stets zu Ungunsten aller aus. Die Einteilung der Menschen in Schwarz und Weiß war als Propagandaidee zur Beherrschung des großen Haufens ganz praktisch, mir aber im tiefsten zuwider. Je größer der Haufen, mit dem ich lief, desto individualistischer wurde ich. Ich kam darauf, die Welt als ein Naturschauspiel aufzufassen, ein ewiges, nicht unbedingt erklärliches Werden und Vergehen. Direkt religiös war diese Auffassung auch nicht, das gebe ich zu — aber seit Nietzsche war mir «das Moralische» verdächtig. Regen und Wind, Vulkanausbrüche und der Schnee, der einem in die Beine beißt, sind ja auch nicht gut und böse.

Zum Weltverbesserer macht mich diese meine Entwicklung völlig ungeeignet. Denn ein Weltverbesserer muß, wie Ernst Toller oder der alte Romain Rolland oder mein Freund Masereel, an das Gute im Menschen glauben — und da weigerte sich etwas in mir. Ich war eben schon damals, obwohl noch jung und für eine vermeintliche Revolution begeistert, zu wenig begabt mit den milden und vornehmen Tugenden des Glaubens.

Bei größeren Menschenansammlungen muß ich immer an Insekten denken. Ich bin nicht der erste, der diese Ähnlichkeit festgestellt hat, aber man erschrickt doch jedesmal ein wenig, wenn man sie von neuem wahrnimmt. Zum Beispiel bei einem offiziellen Empfang: welches Bild einer durcheinanderwimmelnden Insektenwelt! Wie buntschillernde Käferflügel sind die Kleider der Frauen, wie dunkle Mistkäfer dazwischen die Fräcke der Männer. Und welche insektenhafte Gefräßigkeit entwickeln alle vor vollbesetzten Büfets! Unheimlicherweise kann man sich selbst nicht absondern. Man wird an- und hineingezogen und plötzlich auch in einen gierigen Käfer verwandelt, wie alle. . .

Ich sollte diesen Abschnitt eigentlich nicht mit einem so grotesken Vergleich beginnen, weil er nämlich einige Erinnerungen an einen Empfang

in der Russischen Botschaft in Berlin enthält. Und da sollte man den Ton vielleicht etwas respektvoller halten.

Botschaftsempfänge sind einander ja alle gleich und verlaufen nach feststehenden Regeln. Man kommt in Frack und Abendkleid und trägt seine Orden, wenn man welche besitzt, im Knopfloch oder um den Hals. Nach dem glänzenden gesellschaftlichen Bild in den schönen, alten Räumen sind bei derlei Veranstaltungen bürgerliche Gesandtschaften kaum von den unbürgerlichen zu unterscheiden, und mancher runzelt darüber die Augenbrauen, wenn die Gastgeber Bolschewisten waren. Von denen wollte man, daß sie sich auch wie Bolschewisten benehmen sollten. Zog ein Bolschewist einen Frack an, so sah man darin neben der Entwürdigung des Festgewandes eine höchst zweideutige Verkleidung, denn im Frack sah der Bolschewist genau wie ein Kapitalist aus – und eben das war das Bedenkliche.

Dennoch unterschied sich der Sowjetempfang von anderen, und zwar bereits auf der Straße.

Im geschlossenen Riesenportal der Botschaft war eine kleine Tür, durch die wurde man eingelassen. Ein Botschaftsangestellter öffnete sie ganz schnell und schloß sie sofort wieder, wenn man drin war. Es hatte etwas Privates. Aha, dachte man, hier stehen die Türen nicht sperrangelweit offen. . . Auch keine Lorbeerbäume waren aufgestellt; statt dessen standen Neugierige auf dem Gehsteig Spalier, von Schutzpolizisten warnend zurückgewiesen, wenn sie sich zu sehr vordrängten. Sobald ein Auto mit Gästen vorfuhr, stürzten ein, zwei schäbig gekleidete Herumlungerer herbei, um den Schlag zu öffnen und ein paar Groschen zu verdienen. Man beeilte sich, so rasch wie möglich an den Neugierigen vorbeizukommen. Innerlich duckte man sich ein wenig; war man feinfühlicher als die meisten, so spürte man fast körperlich den Neid, den Hohn und hie und da die ironische Bewunderung in den Blicken. Daß all dies nur zu den nun mal von Lenin festgesetzten Spielregeln gehörte, war diesen Zuschauern nicht klar; sie hätten es auch nicht verstanden, wenn Machiavelli es ihnen persönlich erklärt hätte. Sie sahen nur die Außenseite: große Toiletten, funkelnden Schmuck, seidene Beine, weiße Hemdbrüste, Uniformen, Helme und Zylinderhüte.

In der Stille der Garderobe, schon mit dem Ablegen des Frackmantels beschäftigt, klang es einem noch im Ohre nach: «JrûBe ma Jenossen Trotzki!» oder «Du, Jenosse, vajiß nich een paa Sowjetknallbonbons mitzunehm'!»

Ein wenig mißmutig steckte man die Garderobenmarke ein und stieg die teppichbelegte, breite Treppe hinauf zu den oberen Empfangsräumen. Eine vergrößerte Photographie, Lenins bekanntes Bild mit Mütze und den Händen in den Taschen, hing an der Wand. Man dachte an die dummen Proleten

draußen, die keinen Frack anhatten; natürlich, deshalb konnten die auch nicht so festlich gestimmt sein, wie wir am Jahrestage der Oktoberrevolution. . . Wenn man dann wieder auf das Leninbild sah, hatte es sich plötzlich verwandelt: da stand Lenin im Frack und sah aus wie ein Modeblatt im Schaufenster eines feinen Herrenschnaiders!

Aber es war gar nicht Lenin. In Gedanken hatten wir das verwechselt. Es war der alte Bolschewist mit Spitzbart, der hier als Botschafter verkleidet die Honneurs machte und uns die Hände schüttelte. Und schon vom auf und nieder flutenden Strome schwatzender, essender Menschen ergriffen, sagte man sich: fort mit solchen sentimentalischen Gedanken, sie passen nicht zum Frack.

Hatte das Vorhergehende mich als Satiriker beeindruckt — was ich damals ja mehr war als heute —, so kam jetzt der Maler in mir an die Reihe. Ich vergaß alle Widersprüche über dem strahlend bunten Bild in den festlich erleuchteten Räumen. Ich dachte an die kleine Exzellenz, unseren großen Adolph von Menzel, der einst solche Empfänge am Hof Wilhelms I. künstlerisch festgehalten und sich dabei oft der Menü- und Tischkarten als Skizzenbuch bedient hatte. Die Staffage, die Dekorationen und die prächtigen Räume waren dieselben wie zur Zeit der Botschafter des Zaren. Die weißrot-goldene Architektur mit den vielen Spiegeln, in denen sich die vorbeiflutende Menge hundertfach wiederfand, hatte nichts von ihrem Reiz und ihrer Schönheit verloren. Sie strömte ein Gefühl von Vornehmheit, aber auch von Wärme und Behaglichkeit aus, das sich auf die Menschen übertrug — befriedigend gemischt mit dem eitlen Bewußtsein, dazu zu gehören.

In der Menge untergetaucht und mit gefülltem Teller und Champagnerglas von ihr umhergeschoben, gab man sich der lauten Feststimmung hin. Man begrüßte Bekannte und zeigte sich gegenseitig die anwesenden Diplomaten, Staatsmänner und sonstigen Berühmtheiten, deren Züge man von ihren Bildern in Zeitungen und Zeitschriften wiedererkannte. Ältere, nobel aussehende Diener, fast geschlechtslos wirkend oder wie gehorsame, gut erzogene Puppen aus einer anderen Epoche, bedienten würdevoll, unbeeindruckt vom Wandel der Zeit und der Manieren, kaum aufsehend, wenn ihnen von neugebrachtem Tablett die frischen Kaviarbrötchen buchstäblich unter den Händen weggegessen wurden. Auge und Gaumen weideten sich an den Stilleben der vollen Tische. Besonders da, wo die Kaviarbrötchen standen, drängten sich die Menschen wie ein Bienenschwarm.

Neben einem Tisch mit vielen bunten Flaschen und einer großen Bowle, in der Ananasscheiben und Eisstücke schwammen, standen höhere deutsche und russische Offiziere und tranken einander zu. Sie hoben die Gläser, klappten unisono die Hacken zusammen und sagten: «Prosit, Kamerad!»

Kniff man die Augen, so war man ganz erstaunt, wie sehr sie einander ähnelten.

In einem Nebensaal stieß ich auf Maximilian Harden. Noch an den Folgen eines Überfalls durch Mitglieder einer patriotischen Geheimorganisation leidend, hatte er im «Ecce Homo»-Prozeß ein glänzendes, ganz im alten Hardenstil verfaßtes Gutachten für mich abgegeben. Nun fand ich ihn verbittert. Über die ihn umbrandende Menge sah er hinweg, als suche er jemanden, den er nicht finden und, fände er ihn, nicht leiden könne. Gegen die Hofkamarilla und Politik Wilhelms II. hatte er tapfer die Feder ergriffen; die neue deutsche Republick liebte er nicht. Zum neuen Rußland, in dessen Botschaft wir uns damals zum letztenmal sahen, sagte er mit müder Bewegung der feinen Hand, mit der Geste des alten Heldenschauspielers, der weiß, daß seine Rolle bald ausgespielt sein wird: «Alles falsch — alles falsch . . .»

Arthur Holitscher hingegen, der Journalist und Dichter, der mit anderen Intellektuellen auf einem Sofa saß, war kürzlich aus Rußland zurückgekommen und erzählte nun begeistert von den enormen Fortschritten «drüben». Zehn Jahre früher hatte ich sein Amerikabuch mit großem Interesse gelesen; jetzt, wie er mir im Vorbeigehen zuwinkte, merkte ich erst, wie sehr er einem alten Weibe glich. Wenn er lachte, schien er zahnlos. (Später starb er einsam in der Schweiz.)

Für ein paar Minuten erschien in der Menge das unbewegliche, undurchschaubare Gesicht des Generalobersten von Seeckt. Das Monokel wie eingeschraubt, der eisgraue Schnurrbart büstenartig gestutzt, der Karpfenmund darunter arrogant geschlossen. In seiner geradezu unwahrscheinlichen Schlankheit um die Mitte herum sah er wie korsettirt aus.

In der nächsten Ecke traf ich unseren Freund Sokoloff, der damals bei Reinhardt auftrat, mit dem Dichter Tretjakow. Sokoloff hatte geheime Macht über jene stumm ein- und ausgehenden Diener und brachte es fertig, daß wir in Bälde ein Tablett mit frischen Kaviarbroten ganz für uns allein hatten. Er ist einer der besten Geschichtenerzähler, die ich kenne, und während wir zusammensaßen, kamen wir aus dem Lachen nicht heraus.

Tretjakow war nicht so humorvoll. Sein Kopf war rasiert, eine Brille, die er hin und wieder abnahm und putzte, gab ihm eine professorale Note, und er trank nur Selterwasser. Einst zum Majakowskikreise gehörig und dem Futurismus nahestehend, wollte er jetzt am liebsten so dichten und schreiben wie die Gebrauchsanweisungen, die man mit den zerlegt gelieferten Waren amerikanischer Mail-Order-Firmen bekommt. «Man muß so dichten», sagte er in ganz gutem Deutsch, «daß ein Bauer imstande ist, nach unseren Gedichten einen Traktor zu bedienen.»

Plötzlich tauchte in Begleitung einer schicken Frau der Prototyp des

Deutschen auf, wie ihn gewisse französische Karikaturisten gerne darstellen. Ein Mann mit dem gedunsenen Gesicht des früheren Korpsstudenten, weiter aufgeschwollen zum Gesicht des deutschen Generaldirektors, wahrscheinlich aus der Schwerindustrie – ein rotgesichtiger Mann mit dicken Adern, viel zu hohem Blutdruck und kleinen, geröteten und verquollenen Augen. Kolossal deutsch wirkte Reichsaußenminister Stresemann mit seiner Frau Käthe. . .

Viele bewundernde und neidische Blicke galten auch Madame Lunatscharki, der Gattin des Sowjetkulturkommissars. Man flüsterte sich zu, daß sie neben der schriftstellernden Diplomatin Alexandra Kollontai, die einmal russische Botschafterin in Norwegen war, für die eleganteste Frau der Sowjetunion gelte.

Ob auch eine Musikkapelle da war, habe ich sonderbarerweise vergessen. Ich glaube, ja – jedenfalls spielte später jemand auf einem Flügel die Internationale und russische Volkweisen. Es kann aber auch sein, daß dies nur ein Gast war, irgend ein berühmter, leicht berauschter Musiker oder Komponist. Überhaupt herrschte eine so angeregte Stimmung, daß die Musik im allgemeinen Lärm der lauten Gespräche und sonstigen Geräusche unterging.

Ziemlich spät verließen wir die gastliche Botschaft. Derselbe nichtuniformierte Diener ließ uns wieder durch die kleine Tür ins Freie. Die frische Luft tat gut. Die Neugierigen hatten sich längst verlaufen. Nur die schäbig gekleideten Gestalten der Wagenschlagöffner waren noch da, drückten sich aber vor einem herannahenden Sipo schnell beiseite.

Es war nach Mitternacht; man fuhr aber doch nicht nach Hause, sondern in eins der noch offenen Lokale, zu Henry Bender oder Schwanneke, um dort bei Bier und Würstchen oder heißer Erbsensuppe den Abend noch einmal an sich vorbeiziehen zu lassen. . .

Im Vogtland kam es einmal wirklich zur Bildung einer Roten Armee. Und deren Führer, ein gewisser Max Hölz, gehört zu den paar Figuren, die sich noch in der Erinnerung wie romantische Bilder farbig und bewegt von der im grauen Schlamm versunkenen sogenannten deutschen Revolution abheben. . .

Hölz kam dem am nächsten, was ich einen wirklichen Volkshelden nennen würde. Er erinnerte an jene kühnen Räuberhauptmänner, von denen wir in unserer Jugend lasen. Wie sie war er ein Freund der Unterdrückten, ein Feind der Tyrannen und ein Liebling der Frauen. Wie aus den Bauernkriegen übriggeblieben war er – voll Aufbegehrens über das den Arbeitern angetane Unrecht, keine Führerpersönlichkeit im Übermenschen-

sinne, eher eine einfache Rebellenatur mit einem unbändigen Temperament. Kalte Berechnung, theoretische Zerfaserungen und Parteinachivismus waren ihm zuwider. Er nahm das Gewehr in die Hand, steckte sich die Stielhandgranaten in den Patronengurt oder in die Stiefelschäfte und ging wie im Mittelalter seinem Häuflein voran.

Man erzählte Wundergeschichten von seiner Tapferkeit. Zum Beispiel wie er allein einer Freikorpspatrouille entgegengegangen sei und das halbe Dutzend Schwebewaffneter so eingeschüchtert habe, daß sie sich zitternd und um ihr Leben flehend ergaben. Er hatte viel vom echten Landsknecht an sich (leider standen damals die meisten seiner Art auf der Gegenseite!) und scheute sich nicht zu strafen, Häuser anzuzünden und zu vergelten, wo er es für angebracht hielt. Der Ruf «Hölz kommt!» verbreitete eine Zeitlang Schrecken und Freude – je nachdem; bei Lebzeiten schon war er fast legendär geworden.

Im mitteldeutschen Aufstand verlief leider alles anders, als es geplant war. Hölz wurde gefangen. Er sollte zum Tode verurteilt werden; aber seine Rede im Prozeß, die noch heute die klassische Rede eines Rebellen bleibt, machte auf seine Richter einen so tiefen Eindruck, daß er mit Zuchthaus davonkam. Selbst im Zuchthaus – und ein preußisches Zuchthaus ist keine Kleinkinderbewahranstalt – behielt die Hölzlegende ihre Wirkung. Ich besuchte ihn einmal mit einem gemeinsamen Freund und war erstaunt, zu bemerken, mit welcher Achtung man ihn dort behandelte. Wie einen Herrn –! Als wir nach Passieren vieler Gitter- und Eisentüren ihm in der Besuchszelle entgegengingen, kam sofort einer der Wärter und fragte ergeben: «Darf ich Herrn Hölz einen Schemel anbieten?»

Merkwürdig war auch, was nach ein paar Jahren geschah, als Hölz begnadigt und aus dem Zuchthaus entlassen wurde. Der rote Aufrührer kam nach Berlin und war im Nu ein Löwe der Gesellschaft.

Einer reichen Dame, die ihn zum Diner lud, schickte er einen Riesenstrauß roter Rosen. Die MillionärsGattin, vollschlank, parfümiert, dekolletiert, begrüßte ihn: «Wie froh bin ich, Genosse, daß Sie nun frei sind! Lassen Sie mich diese Rose in Ihr Knopfloch stecken, bevor wir zu Tisch gehen. . . »

Hölz bückte sich und küßte ihr den Ellbogenwinkel.

«Nein, bitte nicht, Genosse, – wenn das mein Mann sieht – nicht hier, der Abend ist noch lang.»

Und der Abend war lang. Nachher mußte die Dame sich auf seinen Schoß setzen: «Hier, komm mal her, kleiner Bourgeois-Käfer – gib mir mal 'nen Kuß!» Er ließ noch mehr Wein und Speisen auftragen und die Revolution hochleben. «Lang zu, Jenosse, lang zu», empfahl er einem mitgebrachten Parteifreund, «vielleicht jehört uns übermorgen ja doch alles».

Hölz liebte so etwas. Darin war er der echte Volksheld. Würde, Haltung und Zurückhaltung lagen ihm einfach nicht. Manieren? Das war für die Reichen. Warum sollte er nicht das Leben genießen? Na also.

Aber andernorts hieß es, gute Genossen sollten wie die Mönche leben und nur eine Geliebte haben – die Partei; nur ein Laster – den Marxismus; nur einen Blick – den auf Rußland. Die kleinen Parteibürokraten haßten Hölz, und mit den Parteigrößen stritt er sich. Da er alles eher als ein Duckmäuser war, sagte er Wahrheiten, wo sie nicht hingehörten. Hatte er Gedanken oder «Linien», wie es hieß, so entsprachen sie nicht den Parteilinien. Es kam eine Zeit der Parteibeschlüsse, der ewigen Sitzungen, der theoretischen Arbeit, und die lag dem leidenschaftlichen Max nicht; er hätte lieber eine Knarre genommen und wäre selbst gegen die Reaktion gezogen. Aber von Rußland wurde es anders bestimmt.

Bald war Max Hölz allein und saß wie jener verlorene Soldat meiner Kindheit mit seinen Geschichten neben der Theke. Er wurde bitter und streitsüchtig. Da gab es nur eins: ihn zur weiteren Schulung und Erziehung nach Rußland abzuschieben, auf einen der schönklingenden Inspektionsposten, die man für solche Fälle bereit hielt. . .

«Drüben» lebte Max noch einige Zeit. Hin und wieder berichteten Freunde kopfschüttelnd von ihm. Eines Tages fiel er beim Bootfahren ins Wasser, fiel ganz einfach über Bord ins Wasser und ertrank.

So endete ein kleiner deutscher revolutionärer Soldat.



XI Rußlandreise 1922



IM SOMMER 1922 fuhr ich nach Rußland. Das heißt, ich fuhr nicht direkt nach Rußland, sondern nach Dänemark, um dort den Schriftsteller Martin Andersen Nexö zu treffen. Er sollte ein Buch über Rußland schreiben, ich Zeichnungen dazu machen. Wir beide paßten gar nicht zusammen, und es war nicht nur der Altersunterschied, der uns später trennte. Um unser Buch ein wenig origineller zu machen, entschieden wir uns für eine Reiseroute, die seinerzeit nur von sogenannten Illegalen und Flüchtlingen benutzt wurde: über Nordnorwegen-Vardö-Murmansk-Karelien nach Leningrad.

Nexö hatte mit sowjetischen Stellen abgemacht, daß man uns von Vardö in einem offiziellen Motorschiff abholen würde. Die erste Enttäuschung unserer Reise war natürlich: das Motorboot kam niemals. Wir warteten von Tag zu Tag. Nexö versuchte Telegramme aufzugeben; immer war man freundlich und sagte, morgen – oder jedenfalls noch in dieser Woche werde das Motorboot bestimmt kommen. Es kam aber nicht. So mieteten wir schließlich für einige hundert Kronen ein gewöhnliches Fischerboot. Dieses Boot fuhr sowieso den Kola-Fjord hinauf, um in einem finnischen Kloster Heu zu laden. Es würde dann eben weiterfahren und uns in Murmansk an Land setzen.

Eis bildete sich schon in den kleinen Wasserlachen auf den engen Straßen, und die herbstlichen Nächte waren kalt, als wir unsere Fahrt antraten. Wir hatten uns vorher genügend verproviantiert. Es hieß, in Rußland gäbe es nicht allzuviel – außer Kohlsuppe. Ich hatte zwei Koffer mit, nicht besonders große, so daß ich sie leicht tragen konnte. Schokolade hatte ich eingekauft, aber auch sogenanntes Knäckebrot in großen runden Paketen. Wir hatten auch jeder eine große Flasche Schnaps mitgenommen, der uns bald gute Dienste tat.

Das Boot hatte einen altertümlichen Petroleummotor, der entsetzlich

stank und qualmte. Das Deck war schwarz und fettig von Fischtran. Nach zwei Tagen fuhren wir in das ruhigere Wasser des Kola-Fjords ein.

Die Einfahrt wurde schmaler, und bald sahen wir zu beiden Seiten das Land flach aufsteigen. Nirgends ein Schiff; nach weiteren Stunden Fahrt blinkte ein Leuchtfeuer. Wir kamen unserem Bestimmungsort Murmansk näher. Durch meinen Kopf zogen Geschichten und Erinnerungen an jene braven revolutionären Kämpfer und geheimen Emissäre, die denselben Weg genommen, damals, als der einfachere Weg zu Lande ihnen verschlossen gewesen war. Ich dachte an den tapferen Lefèbre, einen französischen Revolutionär, der hier oben bei einem Versuch, illegal nach Rußland zu fahren, mit seinen Gefährten untergegangen war, und an manche Sagen und Legenden, die ich gehört – dachte an die Romantik meiner Jugendbücher, und daß ich das ja alles selbst hatte ebenso erleben wollen. Der Zusammenstoß von geträumten Abenteuern und der eisigen, wasserbespritzten Wirklichkeit war ja ein wenig abkühlend, aber nichtsdestoweniger holte ich mir, vor Kälte zitternd an den Mast gelehnt, neues Vertrauen und Mut. Schließlich, dachte ich, ein wenig zuversichtlicher gestimmt: Schließlich ist unsere Fahrt ja nur eine Vergnügungsreise – also mit Gottvertrauen in die Zukunft! Mit einem kräftigen Schluck Whisky spülte ich alle unangenehmen Gefühle hinunter. Und komisch, der starke Whisky hatte keinen berausenden Effekt; hier hatte er eine medizinische Wirkung, er machte klarer und widerstandsfähiger.

Wir fuhren langsam den endlosen Kola-Fjord hinauf; es war schon Abend, und bald kam die Nacht, aber sie war verhältnismäßig hell. Wir erkannten Masten und Stangen, auch Häuser wohl. Unsere Geister belebten sich, eine gewisse Lethargie wich. Wir konnten uns auch besser bewegen, brauchten uns nicht mehr festzuhalten mit klammen Fingern, konnten ein paar Schritte hin und her gehen und uns ein wenig schütteln wie Hunde, die aus dem Wasser kommen. Es war doch eigentlich ganz schön, so ein Abenteuer. Die Uhr zeigte Mitternacht, als wir langsam in den schweigenden Hafen einfuhren und neben anderen Fischerbooten anlegten. Um uns war tiefste Stille. Wir hörten das leichte, lange Wellenziehen unseres Bootes, bevor wir festmachten. Einige Nachtvögel stiegen, aufgeschreckt, krächzend in die Luft. Kein Mensch weit und breit. Wie verlassen. . . ferne hie und da ein Licht, aber winzig, wie ein Stern in der Finsternis. Merkwürdig, nun, da wir das Land erreicht hatten, erschien uns die Dunkelheit finsterner. Oder war es die Dunkelheit der Erwartung dessen, was uns bevorstand? Denn dies war Rußland, das mysteriöse, gehaßte und geliebte Rußland, das wir nun betreten. Die beiden Schiffer kümmerten sich nicht weiter um uns. Nachdem

das Boot gut vertäut war, legten sie sich unten im Kajütenraum auf die schmalen, fettigen, nach Petroleum riechenden Bänke, deckten sich mit alten Mänteln zu und waren gleich entschlummert. Nexö und ich aber gingen an Land. Wir waren viel erfrischer, die lange, ruhige Einfahrt und die Nachtluft hatten uns gutgetan. Wir beschlossen, ein wenig auf Entdeckung auszugehen. Vielleicht finden wir irgendjemanden, so dachten wir; es muß doch hier irgendeine offizielle Persönlichkeit geben, der wir unsere Ankunft mitteilen können. Unsere Papiere und Pässe und besonders gestempelten Einreisegenehmigungen hatten wir ja sorgfältig eingewickelt bei uns.

Wir stolperten – es war wirklich viel dunkler als draußen auf dem Wasser – über alte Eisenbahnschienen, gingen diesen nach, auf ein Licht zu, das in der Dunkelheit das Fenster einer rohen Holzhütte anzeigte. Durch die Scheiben blickend, sahen wir einen Mann schlafend an einem Tische sitzen. Wir gingen um das Haus herum, fanden die Tür, klopfen an. Es war mittlerweile drei Uhr nachts, wie ich auf meiner Uhr im trüben Schein des Fensterlichts feststellte. Es wurde nicht geöffnet. Martin machte die Tür auf. Da sprang der in einen unförmigen Pelz gehüllte Mann erschreckt auf, griff hinter sich in die Ecke nach einem dort angelehnten Gewehr und überschüttete uns, das Gewehr auf uns gerichtet, mit einem Schwall von Worten. Wir verstanden kein Wort. Er rührte sich nicht von der Stelle, redete aber in einem fort auf uns ein. Martin und ich versuchten ihm durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß wir eben angekommen seien, machten Zeichen nach dem Hafen hin, dann wieder, den Kopf in beide Arme nehmend, versuchten wir ihm klarzumachen, daß wir schlafen wollten und etwas zu essen – aber unser Mann, der aussah wie ein Mongole, sagte nur «Nitschewo, nitschewo». Dann erkannte wohl auch er unsere Harmlosigkeit und bugsierte uns sanft, aber doch ein wenig mißtrauisch zur Tür hinaus, zeigte in eine bestimmte Richtung, auf ferner gelegene Hütten zu, und schloß die Tür. Öffnete noch einmal, wies uns abermals mit Flinte und Hand die Richtung, verriegelte dann von drinnen. Das Licht ging aus. Wie im Märchen, dachte ich.

Wir gingen in die bezeichnete Richtung, fielen über Eisenbahnschwellen und – so schien es mir – Draht, der sich in meinem Mantel verhedderte. Wir stolperten weiter, sahen eine lange Reihe von Eisenbahnwagen, die jedoch teilweise wie Häuser ohne Räder aussahen und mit Gräsern und Gesträuch bewachsen waren. Kein Mensch. . . Wir beschlossen, zum Boot zurückzukehren und dort am Pier, vielleicht auch an Deck, die Nacht zu verbringen. Mühsam stolperten wir den Weg wieder zurück; es war uns gar nicht zum Bewußtsein gekommen, wie weit wir uns entfernt hatten. Schließlich fanden wir die Anlegestelle wieder, und eingewickelt und zu-

gedeckt mit altem Segeltuch und Säcken, eng nebeneinander, ich schweigend an meiner Pfeife ziehend, erwarteten wir den Morgen. Unten aus der Kajüte hörten wir das gesunde Schnarchen unserer Bootsmänner.

Wir mußten denn doch ein wenig eingenickt sein, jedenfalls wurden wir gegen Morgen durch Rufe und Hallos und Gespräche geweckt. Wir waren drei Tage nicht aus den Kleidern gekommen, hatten weder Wasser zum Waschen gehabt noch sonst irgendwelchen Komfort. Der Mund war sauer und wie verrostet. Wir waren ein bißchen müde und abgekämpft. Aber die Schiffer hatten schon heißen Kaffee gemacht; Knäckebrot und Schokolade, die ich aus meinem Koffer holte, waren unser belebendes Frühstück. Mittlerweile sammelten sich allerhand Russen oben am Pier, gestikulierten und sprachen miteinander, immer auf uns herunter zeigend.

Nun sahen wir erst, wo wir waren. Es muß wohl ein Stück des Fischerhafens gewesen sein. Obwohl viele richtige Fischerboote neben uns lagen, hatte die ganze Anlage etwas Unwirkliches. Es erschien uns, als wären wir in etwas völlig Unaufgeräumtes hineingeraten. Überall sah man Spuren von Angefangenem, aber nicht Fertiggestelltem. Es war, als hätte man hier eine große, neue Hafenanlage geplant, dann aber mitten in der Arbeit aufgehört und einfach alles stehen und liegen gelassen. Boote waren halb versunken oder lagen kieloben im Wasser, eine halbfertige Mole war zu erkennen, steinharte Zementsäcke und verbogene, verrostete Eisenteile ragten überall hervor. Eine Glockenboje lag umgekippt, ebenso der Kran, der sie hätte ins Wasser setzen sollen. Weiter hinten sahen wir ein ganzes Unterseeboot kieloben, wie ein großer Fisch, voller Muscheln, mit Tang bewachsen und mit abgeblätterter Farbe. Halbversunkene Holzschiffe, flach mit Steinen beladen im jauchigen Wasser steckengeblieben; aufgetürmte leere Petroleumfässer; ganze Reihen Eisenbahnwagen, die meisten ohne Räder, dafür aber bewohnt. Es war wie ein großer Müllhaufen. Hinten stiegen Hütten und Holzbauten ein wenig an, die Menschen dazwischen in lehmbräunen, hemdartigen Gewändern, viele barfuß, manche an ihren vertragenen Uniformen als ehemalige Soldaten erkennbar. Alles war grau, bräunlich-schwarz. Hin und wieder kleine, verkrüppelte Birken dazwischen.

Wir stiegen wieder an Land, es war aber niemand unter der gaffenden Menge, der uns verstand. Wir hatten den Eindruck von allen möglichen Rassen. Alle machten den Eindruck großer Armut. Sie wirkten wie Ameisen einer bestimmten lehmgelben Sorte, die plötzlich aufgescheucht aus der Erde hervorgekrochen waren – geradezu unheimlich. Das Bild war nicht gerade erhebend, aber es war ja Tag, und wir würden bald weiterreisen, nach Leningrad und Moskau.

Wir gingen durch die neugierigen, krabbelnden Ameisen, hatten aber kaum einige Schritte getan, als hinter einem Schuppen hervor drei Männer auf uns zukamen. Zwei sahen aus wie Kommissare, sie trugen gute Lederjoppen und hohe Juchtenstiefel, eine Art Militärmütze mit Hammer und Sichel auf dem Kopfe und hatten Mappen in der Hand. Ein dritter aber, der vorderste, war ein wildblickender, dunkeläugiger kleiner Matrose, der einen großen schwarzen Patronengurt umgeschnallt hatte. In den Händen hielt er einen großen Armeerevolver — auf uns gerichtet. Er schien wütend zu sein, achtete nicht auf unsere beschwörenden Zeichen, sondern beorderte uns, indem er uns den Revolver in die Rippen stieß, grimmigen Blickes auf das Boot zurück. Nexö, dessen Autorität sonst immer siegte, war wütend. Aber umsonst alles Erklären und Gestikulieren — es half alles nichts, wir kletterten ins Boot zurück und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Unser Matrose stellte sich vor dem Boot auf Posten, immer noch das Riesending von Revolver auf uns gerichtet. Bald stiegen die beiden anderen Männer in den schönen Lederjacken zu uns herab, beachteten uns aber gar nicht, sondern sprachen mit unseren Bootsführern. Das Gespräch muß recht negativ verlaufen sein, denn man hörte sie vergeblich erklären und anordnen; indessen trieb oben auf dem Pier unser Matrose die Neugierigen zurück, immer mit seinem Schießbeisen herumfuchtelnd. Wir saßen und warteten, bis die beiden Kommissare zu uns kamen. Wir verstanden das Wort «Interprete», das war alles. Sie zeigten dann noch auf unsere Koffer, die mittlerweile an Deck gebracht worden waren, und mit drohenden Gesichtern hin und wieder nach oben auf den Matrosenweisend, bedeuteten sie uns, auf keinen Fall die Koffer anzurühren und hier still sitzen zu bleiben. Das taten wir denn auch und machten gute Miene zum bösen Spiel. Unser Schwarzmeermatrose ging stolz oben auf und ab, den Revolver in der Hand, als wären wir kostbare Vögel oder womöglich gar Spione, bei Nacht und Nebel hier gelandet. Vielleicht waren wir ein wertvoller Fang, denn damals wimmelte es ja, zugegeben, von allerhand verkleideten Agenten. Und Sawinkow war ja noch frei und spann seine Intrigen gegen die verhaßten Bolschewiki.

In Rußland muß man immer sehr lange warten. Am späten Nachmittag kam eine neue Gruppe, diesmal mit einer Frau, die dänisch und englisch sprach. Wir wurden gehörig geprüft, ausgefragt, alle Dokumente, jeder Brief, jede Aufzeichnung, einfach alles, wurden beschlagnahmt. Die Koffer wurden geöffnet, alles genau durchsucht, wir mußten aber immer noch an Bord bleiben. Die Dolmetscherin deutete an, daß unsere Papiere erst ganz genau geprüft werden müßten. Eventuell müsse man auch nach Oslo an den Konsul telegraphieren, der unsere Einreiseclaubnis ausgestellt

hatte. Dies könnte zur Folge haben, meinte sie, daß wir noch zwei bis drei Tage hier auf unserem Schiffelein bleiben müßten, natürlich unter Bewachung. Denn, so erklärte sie uns mit ernstesten Falten über den humorlosen Augen, es sei eine große Unvorsichtigkeit von uns gewesen, einfach ein Fischerboot zu mieten und den beiden Fischern keine ordentlichen Einreisepapiere zu besorgen. Auf unsere heftigen Loyalitätsbeteuerungen und Entgegnungen (daß man uns von Murmansk ein Motorboot versprochen habe, daß wir wahrhaftig anderthalb, ja fast zwei Monate vergeblich darauf gewartet hätten, daß die Besorgung einer Einreiseerlaubnis für unser Boot und seine beiden Führer vielleicht weitere drei bis vier Monate gedauert hätte, und daß wir auch keine verkleideten Sawinkow-Leute oder Agenten eines bürgerlichen Staates oder Anarchisten waren) antwortete man: wir hätten abzuwarten, wie die Prüfung und die Anfragen nach Oslo, eventuell Berlin, ausgingen. Über unsere politische Unschuld und Loyalität könne man erst urteilen, wenn die Papiere bestätigt seien und alle unsere Angaben geprüft und für richtig befunden.

«Wenn die Papiere bestätigt sind», dachte ich laut mit Schrecken, «na, das kann ja lange dauern!»

«Jawohl», sagte die Frau mit Nachdruck, «wenn die Papiere bestätigt sind, nicht eher.» Hätten wir doch schon durch unsere leichtsinnige Einreise ohne Anmeldung und ohne die dafür notwendige Erlaubnis des Murmanskter Arbeiter- und Soldatenrats das Gastrecht der russischen Arbeiter und Bauern verletzt. Wir könnten von Glück reden, wenn wir noch so davonkämen; neulich erst habe man fünf Spione einer großen bürgerlichen Macht erschossen, sie seien auch als Schriftsteller verkleidet angekommen und hätten sogar die besten Papiere gehabt. . .

Die Arbeiter und Bauern standen oben versammelt am Pier und sahen neugierig auf uns herab, während ihre Vertreter uns ein bißchen Angst einflößten durch ihre erzieherischen und belehrenden Reden. Ein angebotenes Stück Schokolade und ein Stück Seife wurden mit proletarischem Stolz angenommen, stimmten aber nicht freundlicher. Als Martin Andersen Nexö noch einen letzten Versuch unternahm, man möchte uns wenigstens erlauben, oben auf dem Pier zu warten, wo wir ein paar Schritte auf und ab gehen könnten, wurde uns bedeutet, daß im Lande der Arbeiter und Bauern Ordnung herrsche und daß es hier nicht wie in den kapitalistischen Bourgeoisien zugehe, wo Chaos wäre und keine Arbeiter- und Soldatenräte das Volk vor Spionen und Saboteuren schützten. Damit kletterte unsere brave Dolmetscherin aus dem Boot und war bald mit den drei Volksvertretern unseren Blicken entschwunden. Oben stand noch immer der Matrose, und wie mir schien, sah er böse auf die Schokolade, die ich wieder einsteckte.

Es war dicke Luft. Unsere guten Bootsführer hatten mit einem solchen unfreiwilligen Aufenthalt nicht gerechnet; sie hatten sich gedacht, gleich am Morgen wieder zurückzufahren. Nun war alles anders gekommen, und wir waren an Deck unseres kleinen Bootes wie Gefangene. Es müssen aber doch nicht alles nur Arbeiter und Bauern gewesen sein, die sich oben auf dem Pier neugierig drängten. Ihr Kreis wurde plötzlich durchbrochen von einer alten, in Lumpen gehüllten Frau mit Kopftuch – man sah auch, wie bei vielen anderen Frauen, daß die Haare ganz kurz abgeschnitten oder durch eine unbekannte Krankheit ausgefallen waren. Sie drängte sich rufend und schwatzend nach vorn, beugte sich zu uns nieder und hielt uns einen geflochtenen Weidenkorb entgegen. Wir sahen, daß der Korb angefüllt war mit roten Beeren und ziemlich unappetitlichen, grüngrauen Kuchen. Die Frau wollte uns den Inhalt des Korbes verkaufen. Da mir mein Geld abgenommen worden war, suchte ich nach etwas, was ich jener Hexe geben konnte, nur um sie loszuwerden. Ja, ich besaß noch einige Tafeln Schokolade, die man mir gelassen hatte, nachdem sie der eine Kommissar durchgebrochen hatte (wegen eventuell noch darin verborgener Dokumente) – also gut, ich griff in die Tasche, nahm ein Stück Schokolade und gab es der alten Frau.

Sie ergriff es sofort mit ihrer baumwurzelnhaften, schmutzigen Hand, sah uns grinsend fragend an, stellte den Korb vor sich hin und fing an, die Schokolade mit beiden Händen umzudrehen, so wie ein Stück Seife beim Händewaschen. Sie hielt die Schokolade für Seife. . . Ich machte ihr Zeichen, holte ein anderes Stück Schokolade hervor aus meiner Tasche und biß ein Stückchen ab. Sie begriff denn auch und lutschte mit ihrem zahnlosen Munde befriedigt an der Schokolade, umringt von einigen sie erwartungsvoll beobachtenden Arbeitern und Bauern. Ich sehe noch, wie der eine, ein barfüßiger, lehmgelber Mensch mit dünnem Bärtchen, Sommerprossen und pfiffigen Augen, unserer Alten plötzlich die Schokolade aus der Hand riß und selbst daran lutschte und wie danach die Schokolade von Mund zu Mund wanderte und jeder daran leckte wie an einem Eisstengel, begleitet von dem Kreischen der alten Vettel, die sich um ihren Genuß betrogen sah. . . Komisch, dachte ich, wie in einem Film, den ich einmal gesehen hatte und der im tiefsten Afrika spielte – ein Expeditionsfilm. . . Wer weiß, wie lange diese Menschen hier keine Schokolade oder keinen Zucker mehr gekostet hatten? Es war tragikomisch. Derlei Szenen wirken ja selten «rührend». Ich hatte den Eindruck, einem Naturschauspiel beizuwohnen – auch dachte ich an russische Soldaten, die ich einmal in einem deutschen Gefangenenlager beobachtet hatte, in jenem schrecklichen Kriegswinter 1917/18, als es nur noch «Ersatz» gab, Dörngemüse und

blaue Kartoffeln, jedenfalls für uns gemeine Soldaten. Ich sehe sie noch, diese russischen Gefangenen, wie sie mit ihren verrosteten Blechbüchsen sich um eine Abfalltonne drängten und in der gärenden, von Maden wimmelnden Brühe herumsuchten und begierig davon aßen und tranken, so stark war der Hunger. . .

So war also mein erster Eindruck der des Hungers, des direkten körperlichen Hungers. Es gibt ja verschiedene Sorten von Hunger; in Amerika kennt man Gott sei Dank diesen direkten, knurrenden, die Eingeweide zwickenden, den Kopf dumpf machenden Hunger nicht. Wir alle haben damals in Europa eine Ahnung davon bekommen. «Siehst Du», so sagten die Bauern bei uns in Deutschland, «siehst Du, wirf niemals Brot fort oder auf die Erde. Das tägliche Brot ist gesegnet und damit heilig. Wenn Du das aber nicht weißt und unachtsam Dein Brot mißbachtest und fortwirfst in den Abfalleimer – dann George, dann kommt die große Heuschrecke, und die frißt alles auf – alles frißt die auf –, die pickt die Körner aus dem Getreide, die frißt das Gras und frißt die Rinde von den Bäumen, und alles Vieh hat nichts mehr zu fressen und geht ein – und dann, wenn nichts mehr da ist, fressen sich die Menschen untereinander auf. Und siehst Du», so sagten sie weiter, «die große Heuschrecke, die ist überall dort, wo die Menschen Kriege machen; die zieht mit den Armeen durch das Land und die Länder und macht es so, daß sie nun alle kleine Heuschrecken werden und immer fressen und fressen müssen, bis nichts mehr da ist – nur noch die abgeschälten Bäume und die nackte, verkrustete Erde. . . »

Ja, da oben, das waren auch Heuschrecken, dachte ich tagträumend; vielleicht ist dies hier sogar das Heuschreckenland, und da oben, diese sich um die Schokolade drängenden lehmgelben, barfüßigen Insekten fliegen plötzlich, die Flügel aneinanderreibend, schnarrend in die Luft, dem Geruch der Schokolade nach. . . Um Gotteswillen, dachte ich und fühlte es in meiner Tasche lebendig werden, als krabbelten die Heuschrecken wahrhaftig schon darin herum.

Wir saßen beide, einsilbig unseren Gedanken nachhängend, oben auf der Luke. Wir waren schlechter Laune, ungewaschen, hungrig und durstig. Die beiden Fischer waren ungehalten, daß sie hier warten mußten, und der Gedanke, daß sie womöglich noch als Strafe ein paar Tage eingesperrt würden oder daß man ihr Boot beschlagnahmte – all das war schon vorgekommen –, trug nicht zur Besserung ihrer Stimmung bei. Grau war der Tag, kalt, und eine fahle Sonne schien nüchtern, als traute sie sich nicht recht hervor, weil sie dafür vielleicht keine Erlaubnis hatte vom Arbeiter- und Soldatenrat.

Endlich – nach einigen Stunden – kam unsere Dolmetscherin zurück.

«Da haben Sie aber Glück gehabt, daß alles geklappt hat», rief sie uns entgegen. «Sie können jetzt mitkommen zum Ortssowjet».

Wir kamen in ein einfach möbliertes Bürozimmer in einer Baracke. Hier merkte ich zum erstenmal den eigentlichen russischen, säuerlich-faden Geruch, der schwer zu beschreiben ist – so ungefähr wie saures Bier, ausgespuckte Sonnenblumenkerne und nasse Stiefel. Es roch aber auch angenehmer nach frischem Holz. Die Luft war stickig – kein Wunder, denn ich bemerkte Doppelfenster, und dazu verklebte; nur eine winzige, viereckige Luke oben im Fensterrahmen war zum Aufmachen. Wir wurden nochmals verhört, ausgefragt und bekamen dann eine Art Passierschein und waren frei.

Vorher hatte unser Kommissar telephonierte, und als wir weggehen sollten, erschien ein freundlich lächelnder junger Mann in einem langen, schwarzen Mantel mit Samtkragen und mit einer blauen Mütze ohne Abzeichen auf dem kahlgeschorenen Schädel. Er bezeichnete sich selbst als einen «Ingenieur». Man hatte ihn wohl für uns ausgesucht, erstens, weil er deutsch und dänisch sprach, zweitens, weil er so eine Art Mentor und Führer sein sollte, und drittens, weil er uns auch ein wenig aushorchen sollte, ob wir eventuell bürgerlich zersetzende Bemerkungen machten oder gar an dem Fortschritt und der Befreiung des Proletariats zweifelten. Er hatte sich deswegen auch eine besondere Technik im Sprechen und in unserer Behandlung zugelegt. Er tat so, als ob er sich von vornherein auf unseren Standpunkt stellte, das heißt, er setzte voraus, daß wir mit vielem nicht einverstanden wären.

Das waren wir ja teilweise auch, aber lange nicht in dem Maße, wie er uns unterschob. Seine Technik war, einfach alle Reden mit einer Art Herabsetzung zu beginnen. Wir kamen beispielsweise an einer Gruppe Soldaten vorbei, die um einen großen Haufen geräucherter Fischstücke herumstanden. Gleich daneben war ein Haufen graugrüner Brote, teilweise aufgeweicht, denn beide Haufen waren auf die bloße Erde geschüttet worden. Unter Aufsicht eines höheren, besser gekleideten Soldaten mit einer Art Tatarenhelm und Stiefeln griff sich jeder Soldat mit bloßen Händen ein Brot und ein Stück geräucherten Fisch. Unser neuer Freund und Mentor benutzte sofort seine Chance, und falsch, aber befiß, so tuend, als wären wir ihm ganz nahestehende Vertraute, als sage er es nur uns ganz allein, wies er auf den Haufen Fische und sagte, die Stimme dämpfend und sich unseren Ohren nähernd: «Sehen Sie einmal, Genossen, sehen Sie dort die geräucherten Lachsstücke – sehen Sie, die Hälfte davon ist so schlecht geräuchert, daß sie schon anfängt zu verfaulen! Sehen Sie,

so sieht die neue Ordnung aus, Genossen, alles auf dem Papier. Dabei haben wir hier die schönsten Fische, die es gibt – Unfähigkeit, Genossen», fuhr er fort.

Ich warf ein: «Aber Genosse – den Soldaten scheint es doch nichts auszumachen, die sind doch ganz zufrieden und lustig.»

«Ach», sagte er darauf, «das sind ja gar keine richtigen Soldaten, das sind Verbannte, die hier in der Fischerei helfen. Die sind hierher strafversetzt, und denen gibt man natürlich das Verdorbene und Schlechte. Meinen Sie denn», so fuhr er fort und sah sich um, als sage er etwas sehr Kühnes, Verbotenes, «meinen Sie denn, die Kommissare da drinnen –?» Er deutete mit seinem Daumen über die Schulter nach der Baracke: «Die, die bekommen nur das Allerbeste – da würde so ein halb und schlecht geräucherter Fisch gar nicht auf den Tisch kommen. Die, die haben alles, alles haben die!»

Unser neuer Freund sah allerdings auch ganz gut ernährt aus. Seine Backen waren dick und rund, ja er hatte sogar einen kleinen Bauch. Sein Mantel und seine Kleidung waren neu und die hohen Stiefel von tadellosem Leder. Er hatte sogar verhältnismäßig saubere Nägel, was auf Seifengebrauch schließen ließ, und rasiert war er auch.

Nexö und ich hatten natürlich sofort denselben Gedanken: Dieser Genosse will uns prüfen, er will uns zum Kritisieren, zum Miesmachen verleiten. Die befreiten Arbeiter und Bauern haben sich gar strenge Herren gewählt, und die vertragen keine Kritik. Ich stieg denn auch nicht auf unseres Freundes Bemerkungen ein, sondern parierte mit einigen versöhnlichen Floskeln – na ja, es möge wohl so sein, wie er es da sagte; ich könne das ja nicht jetzt gleich beurteilen; er solle uns doch noch Zeit lassen – auch verstünden wir die Sprache nicht und so weiter.

«Die Sprache?» sagte er schneidend und höhnisch; was brauche man Sprache, wenn ein Haufen halb verfaulter Fische zum Himmel stank – «wie, Genosse? Sprache, haha – hehehehe –.» Er spielte seine Rolle sehr gut; seine Entrüstung erschien fast echt. Hahahehe, Sprache – Himmel – Sprache, die brauche man doch nicht, wenn man nur seine Augen gebrauche und die dort ohne Stiefel und barfuß, aber die Kommissare mit dem feinsten Juchtenleder bekleidet sehe – und nicht nur ein Paar, nein, mehrere. . .

Ich antwortete, als es gar zu dick kam, das seien doch Ausnahmen und man müsse doch bedenken, daß der dort, wenn er keine Stiefel habe und schlechten Fisch essen müsse, das Höchste, das Würdigste und Heiligste von allem dafür eingetauscht habe, die menschliche Freiheit und die Menschenwürde. Angesichts dieser kolossalen Not, dieses Schmutzes, dieser gespenstischen Elendsgestalten wurden mir meine so schön klingenden Phrasen von der Menschenwürde und von der Freiheit ganz unheimlich. Aber ich

sprach sie aus, wie man magische Zauberworte ausspricht, wie Gebetsformeln, die einem das schwindende Vertrauen wiedergeben sollen. Außerdem waren uns alle diese dummen, abgebrauchten Phrasen so geläufig und mir durch meine politischen Freunde vertraut geworden, ja man glaubte beinahe selbst daran, so oft hatte man sie wiederholt und angewandt. Wir waren überzeugt, daß unser Mentor, unser neuer Freund, es sogar ganz ehrlich meinte. Wir sahen auch, daß die anderen da, die Kommissare mit den schönen Lederjacken, ihn in geschickter Weise benutzten. Man hatte ihn einmal erwischt, als er alles herunterkancelte und nichts Gutes an den Sowjets ließ. Da die Schüler Lenins oft sehr machiavellistisch dachten, sagten sie zu unserem Mann: «Höre mal, Freundchen, eigentlich wollten wir Dich erschießen, denn Du paßt nicht in die neue Sowjet-Fröhlichkeit und in den mühseligen proletarischen Aufbau. Aber wir haben uns überlegt: Du schimpfst und lamentierst und kritisierst ja so gerne – da haben wir Dir auch einen Posten gegeben anstatt einer Kugel, und auf diesem Posten kannst Du schimpfen und kritisieren nach Herzenslust. Du wirst nämlich den Delegationen der ausländischen Genossen beigegeben werden und wirst uns dann alles hinterher schön erzählen, was die gesagt haben. So, nun gehe hin, geselle Dich zu den beiden Neuankömmlingen, mache alles recht schlecht, schimpfe fleißig und sieh mal zu, ob die beiden dabei mitmachen oder einer von ihnen . . .» Wir waren natürlich ebenso klug wie unsere werten russischen Genossen, denn dieses Lockspitzelspiel, obwohl in Rußland am meisterhaftesten ausgebildet, wurde bei uns in Deutschland auch gespielt, und die damaligen radikalen Parteien wimmelten von solchen Figuren.

Man zeigte uns unser Zimmer. Wir bewohnten zusammen einen Raum in einer Holzbaracke, die seinerzeit von den Engländern errichtet worden war und in der englische Offiziere jener verunglückten internationalen Invasionsarmee von 1918 gewohnt hatten. Martin und ich schliefen in einem Bett, denn es gab nur ein Bett. Einer lag mit dem Kopf zu Füßen des anderen. Nach all den Strapazen schliefen wir bald fest und friedlich. Ein großer, ziemlich neuer russischer Militärkavalleriemantel diente als gemeinsame Decke, wir hatten aber einen Teil unserer Unterkleidung anbehalten. Weil kein Feuer da war, brachte unser neuer Freund eine Flasche Wodka – merkwürdigerweise ohne Gläser. Als ich bescheiden fragte – ich wollte ja nicht mäkeln –, ob wir vielleicht ein Wasserglas oder etwas Ähnliches haben könnten, machte er sofort wieder eine bezeichnende Geste und sagte schneidend: «Die, die dort, die Genossen Kommissare, die haben Gläser – mehr als sie in den Spiegel werfen können! Ich werde aber welche für Euch besorgen, Genossen.»

Da merkte ich ganz deutlich, daß wir geprüft werden sollten. Auf einmal wußte ich, daß unser Mentor nebenan, wo sein Zimmer war, viele Gläser aufbewahrte, daß wir aber auf unsere Widerstandsfähigkeit geprüft wurden und daß er derselben Genossen einer war, über die er sich immerzu scheinbar entrüstete. Ich wurde darüber ganz heiter. Nexö, der ein wenig langsamer, weil viel gläubiger als ich war, zweifelte an meiner Feststellung und meinte, er hielt ihn für einen «wirklichen» Konterrevolutionär, beschloß aber trotzdem, vorsichtig zu sein. Nexö war eben noch aus einer vergangenen Generation, er war, mit einem Wort, ein Idealist. Er wollte und konnte einfach nicht glauben, daß man solche machiavellistischen Tricks brauchte – Nichtgenossen gegenüber. «Wo bleibt denn sonst die Wahrheit?» fragte er mich schärfer als sonst.

Die Wahrheit, mein lieber Martin, ist nach Lenin ein bürgerliches Vorurteil, also damit für einen gläubigen Genossen endgültig abgeschafft.

Am nächsten Tage besuchten wir die Stadt. Sie bestand fast ausschließlich aus langen, aneinandergeskuppelten Eisenbahnwagen, in denen Sowjetbürger aller Rassen wohnten. Die Wagen wirkten wie große Kaninchenställe, und ein merkwürdiger saurer Kohlgeruch verstärkte diesen Eindruck. Oft fehlten die Räder, und unter vielen, meistens waren es Güterwagen, befanden sich Verschlüge für Hühner oder auch Schweine. Überhaupt sah man hier recht häufig eine kleinere Sorte schwarzer Schweine. Sie wälzten sich friedlich in irgendeiner Pfütze oder liefen zwischen den Beinen der Leute herum.

Die Bewohner dieser Stadt auf Rädern setzten sich, wie schon gesagt, aus Angehörigen aller möglichen Völkerstämme zusammen. Ich bemerkte sehr viele chinesische Gesichter, aber sonderbarerweise auch Köpfe, die Negern gehören konnten. Alles war außerordentlich primitiv. Ich versuchte, nicht zu genau hinzusehen, das Bild mehr malerisch-positiv zu sehen. Ich folgte auch einmal der Einladung einiger Bewohner, halber Chinesen, an ihrem einfachen Mahle teilzunehmen. Ich konnte nicht ablehnen, auch hätte ich diese einfachen, ameisenartigen Menschen tödlich beleidigt, wie mir unser Begleiter ins Ohr raunte.

Es gab grünlichgelbe, unappetitlich aussehende kleine Pfannkuchen, ähnlich wie ich sie im Korbe der alten Hexe am Bootspier gesehen hatte. Mit Mühe würgte ich einen hinunter; den zweiten nahm ich in den Mund tat so, als ob ich äße, schlich mich einen Augenblick in eine Ecke und spuckte ihn wieder aus. Es war scheußlich. Monatlang bin ich den Geschmack dieses grünlichgelben Leichenfetts nicht losgeworden.

Wir machten uns für unsere weitere Reise fertig. Es dauerte wiederum eine ganze Weile, bis alles erledigt, alles wie vorher genau nachgeprüft war,

bis Fahrkarten und Reisegenehmigungen ausgestellt und alle von oben und weither kommenden Vorschriften befolgt waren. Diesem neuen Land und dieser neuen proletarischen «optimistischen» Bewegung war ein tiefes Mißtrauen eigen. Man mißtraute nicht nur den übriggebliebenen Konterrevolutionären; klugerweise mißtraute man auch dem unteren Volk, das man eben befreit und bewaffnet hatte. Man mußte sich bedroht fühlen, und um sich zu schützen, gab man gestempelte Zettel aus, die Amulette der Macht darstellten. Wieweit alle diese Zettel, Nummern, Pässe, Ausweise, Ehrlichkeits- und Treuezeugnisse ein Ausdruck von Angst waren oder der langsame Beginn jener später oft gerühmten proletarischen Ordnung und Ruhe, das konnte man damals nicht wissen. Als Reisender empfand man all diese bürokratischen Maßnahmen jedenfalls als lästig, redete sich aber ein, sie seien notwendig.

Die Bahnstation wirkte schon ganz asiatisch. Ich meine damit die Art, wie dort, zusammengekauert, tagelang, schmutzigen Bündeln gleich, ganze Familien herumlagen. Geduldig hockten sie vor dem Bahnhof, unempfindlich und abgehärtet gegen Unbilden der Witterung, Schmutz und Ungeziefer. Aber dieses Bild hatte nichts Rührendes – es bot sich dar wie ein Stück Natur, jenseits von Gut und Böse. Die Menschen der eisigen Steppe da oben waren keineswegs zu vergleichen mit westeuropäischen Bauern oder Proletariern unter denselben Umständen. Sie gehörten natürlich zur untersten Schicht, fuhren auch in einer anderen Wagenklasse. Denn, so erklärten mir höhere Funktionäre, es sei absolut unmöglich, in denselben Wagen zu reisen wie sie – was ich gern glaubte, was mir aber trotzdem einen kleinen Stich gab. Es war zwar begreiflich, verstieß aber gegen jene Gleichheit, die man damals überall predigte.

Ich gebe zu, es war damals schwer, Positives in Rußland zu entdecken. 1922 war alles wie eben kurz nach einem langen Kriege. Das ganze Land war, wo wir auch hinkamen, in einem für westeuropäische Begriffe schrecklichen Verfall. Die Murmanbahn, auf der wir jetzt fahren, war erst während des Krieges weiter ausgebaut worden. Deutsche Kriegsgefangene hatten daran mitgebaut, und man erzählte sich, fast unter jeder Schwelle läge einer begraben.

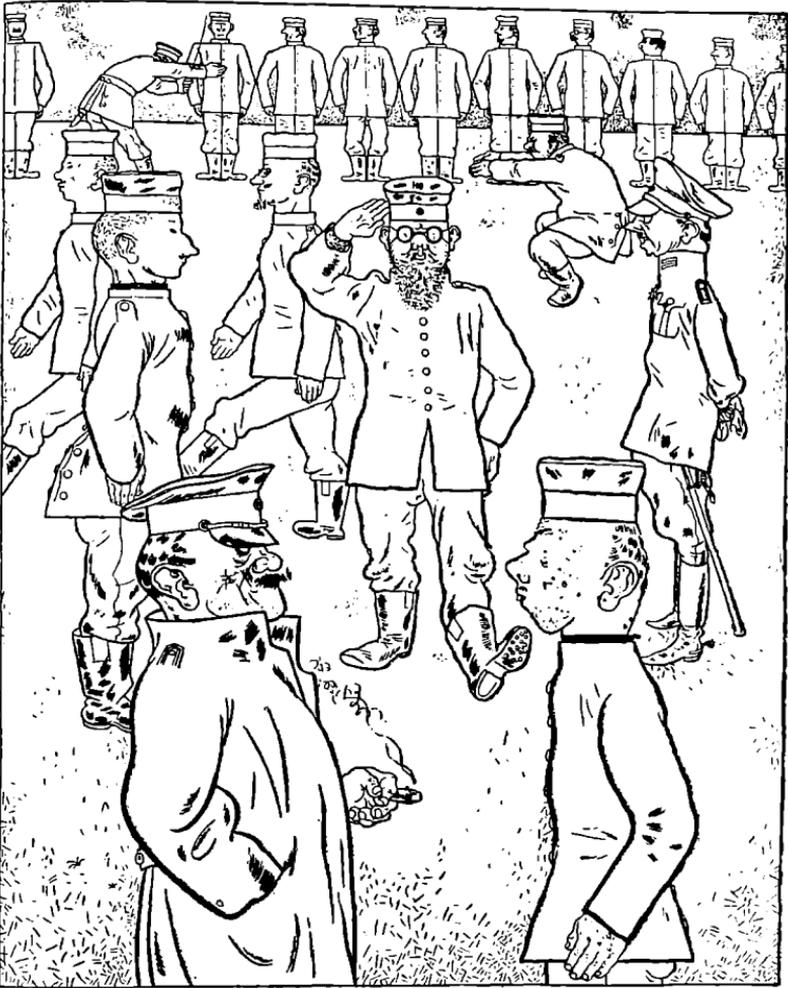
Der Zug wurde durchweg mit Holz geheizt; an den Depots und einzelnen Stationen waren deshalb riesige Holzstöße aufgeschichtet, das Brennmaterial für die Lokomotive. An jeder Station stiegen die Russen aus und holten in ihren mitgenommenen Teekesseln heißes Wasser für den Tee, den sie sich in ihren Abteilen brauten. Kein richtiger Russe reiste damals ohne Teekessel. Das heiße Wasser war frei. Immer warteten an den Stationen

Bauern aus nahegelegenen Dörfern. Sie standen oder hockten mit ihren Körben und Waren nahe den Geleisen und hofften, etwas einzutauschen von den fremden Reisenden, die ja oft auf dieser Strecke fuhren — Tabak zum Beispiel, oder Schokolade oder gar ein Stück Seife oder was es sonst gab, denn damals war ja fast alles knapp. Sie boten als Gegenwert gebratene kalte Hühner an, eine Art dicken Kuchen, sehr oft auch eingemachte Pilze und, soweit ich mich erinnere, hie und da auch Obst. Sie waren verhältnismäßig sauber gekleidet; immer wieder sah man die lehmgelbe Khakifarbe (man hatte große Vorräte des für die Invasionsarmee bestimmten Uniformstoffes erbeutet und an die Bevölkerung verteilt), und man bemerkte, wenn auch selten, gestickte weiße Leinenblusen und erinnerte sich an alte, farbige, längst vergessene russische Gemälde. Neben feinen hohen Schaftstiefeln sah man Bastschuhe, mit Bindfaden umwickelt. Am besten waren die verschiedenen Kommissare und Funktionäre angezogen. Die Frauen trugen alle Kopftücher; man sagte mir, viele hätten ihre Haare verloren oder abgeschoren, weil es soviel Typhus gab, deswegen trank auch niemand ungekochtes Wasser.

Die Holzfeuerung hatte zur Folge, daß dauernd glühende Funken aus dem Schornstein den Zug entlang regneten. Trieb der Wind sie auf die Fensterseite, so konnten wir das Fenster nicht öffnen, denn die Funken wären in unser Abteil hereingeflogen und hätten überall Löcher gebrannt. Das war unangenehm, weil in unserem Abteil, das wir mit zwei Russen teilten, die nach Leningrad wollten, eine Luft herrschte wie im Kielraum eines Schiffes. Auch förderten das grau-grünliche Brot und die gelegentlichen Beeren die Ausdünstungen und inneren Winde in unangenehmer Weise, so daß sich allmählich ein fast unerträglicher Stallgeruch entwickelt hatte. Die Toilette am Ende des Wagens war sehr, sehr lange nicht gereinigt worden; sitzend konnte man sie nicht benutzen.

Schön war die Landschaft, durch die wir fuhren, ein wenig bewohntes Gebiet. Weite Wälder und immer wieder Seen mit kleinen Inseln, bis ans Ufer bestanden mit Fichten, Tannen und Föhren. Leider war damals mein Denken zu verbohrte auf das rein Politische gerichtet, und so hatte ich wenig Sinn für die Schönheit des glitzernden, kühlen Sees, für die schlanken Tannen und Fichten, für die lustigen Birken, die so charakteristisch für die russische Landschaft sind.

Dann kamen wir nach Kem, oder war es Kandalakscha — der Leser mag verzeihen, wenn ich in Nebensachen nicht ganz genau bin, denn die Notizen und Tagebücher, die ich auf der Reise führte, habe ich nicht zur Hand. Es war jedenfalls eine wichtige karelische Stadt, vielleicht sogar die



«Alles kehrt einmal wieder...» (1923)

Hauptstadt. Gulling hieß der damalige Präsident. Ob er heute noch lebt, weiß ich nicht, damals starb man noch nicht ganz so schnell wie später. Wir waren bei ihm eingeladen. Es war da noch ein anderer finnischer Revolutionär, der eine Engländerin zur Frau hatte. Sie besaß etwas sehr Wertvolles, nämlich ein Paket mit Zucker, und es war eine ganz besondere Ehre, als wir zu unserem Tee jeder ein ganzes Stück Zucker bekamen.

Das Leben im Hause des Präsidenten war einfach, aber man war zufrieden und guter Dinge. Hatte Gulling einmal Zeit, so blätterte er gern in einem verhältnismäßig neuen, sehr dicken Katalog der Firma Sears & Roebuck in Chicago, den ein Freund ihm dagelassen hatte. Er blätterte mit Liebe darin und sagte zu mir und Martin, auf den Katalogweisend: «All das und noch viel mehr werden wir einmal produzieren!» Es war fast rührend, den Präsidenten zu sehen, wie er, den Sears & Roebuck-Katalog auf dem Schoß, seinen Blick in ein kommendes verheißungsvolles Land des Überflusses schweifen ließ. Neben den Schriften von Lenin und Karl Marx war dieser Katalog des verhaßten bürgerlich-kapitalistischen Systems für ihn Bibel und Richtschnur.

Wir sahen viel Interessantes und lernten allerhand Menschen kennen. Die Eingeborenen saßen in ihren Holzhäusern um den riesigen Samowar, und das Gewehr stand griffbereit in der Ecke. Karelien war gewissermaßen ein Pionierland. Aber die Fremden, die ich dort antraf, damals 1922, waren durchaus nicht alle Pioniere. Von vielen hatte man den Eindruck, daß sie sich in den kapitalistischen Ländern nicht zurechtgefunden hatten. Man hatte ferner den Eindruck, als seien manche dieser Ingenieure, Landmesser, Schriftsteller, Organisatoren und Berater oft nicht so ganz freiwillig hier oben im wilden Norden, als hätte man manchen von ihnen aus Moskau oder Leningrad sanft hierher abgeschoben. Eine Revolution zieht ja neben gesunden, hochachtbaren und talentierten Menschen immer auch viele solche an, die im bürgerlichen Leben als sogenannte Weltverbesserer, Exzentriker, harmlose Irre und als unentwegte Pläneschmiede und Erfinder bekannt sind. In dieser Beziehung verstand man in Sowjetrußland keinen Spaß. Daß oft auch die Besten und Tüchtigsten später versagten oder daß der Kampf um die Macht viele von ihnen verschlang, steht auf einem anderen Blatt.

Mancher meiner hohen Bekannten von damals ist in diesem Kampf untergegangen: unter anderen Grigorij Sinowjew, der einmal als unumschränkter Diktator über Leningrad herrschte. Er war ein mittelgroßer Mann, eher zur Rundlichkeit neigend. Wie bei fast allen höheren Kommissaren hatte man den Eindruck von großer Überarbeitung und zu wenig Bewegung in frischer Luft. Er sah bleich aus und herzkrank. Es war eine Zeit der tausend Büros, in denen Tag und Nacht gearbeitet wurde — besonders nachts, da die meisten Russen die Nacharbeit sehr lieben. Sinowjew war ein freundlicher Mann und sprach sehr gut deutsch. Er lud uns mehrere Male ein, und in seinem Auto besichtigten wir Leningrad und Umgebung. Leider kann ich wenig Persönliches von ihm berichten, denn eigentlich waren alle Volksbeauftragten und hohen Funktionäre sehr farblos. Sie

hatten auch meist kein Privatleben, und ihre Gespräche mit Fremden waren immer auf die Fremden abgestimmt. Viele wirkten wie lebende, rot eingebundene Broschüren und waren darauf noch stolz. Natürlich versuchten sie, da es eine Zeit der Massen sein sollte, ihr bißchen Individualität gänzlich zurückzudrängen, und hätten am liebsten als Gesichter graue Pappscheiben gehabt, mit roten Nummern darauf an Stelle von Namen.

Eines Tages versammelte man eine kleine Gruppe ausländischer Schriftsteller und Künstler, um das Projekt einer kulturellen Annäherung zwischen den Sowjetliteraten und den sympathisierenden Schriftstellern der westlichen Länder zu besprechen. Während Sinowjew noch auf sich warten ließ, unterhielt uns sein Sekretär Tivel. Es war dies ein kleiner, charmanter, papageienartiger Mensch. (Man hatte ihn außerdem in eine papageienartige kaukasische Uniform gesteckt; dies sollte den Eindruck von Breite machen, und es wirkte auch exotischer und für uns Westler belebender als die üblichen khakifarbenen Blusen.) Er mußte tatsächlich in einem früheren Leben einmal ein Papagei gewesen sein, denn er konnte so geschickt hin und her hüpfen wie ein Vogel. Er sprang von Bank zu Bank, auf den Tisch, und saß plötzlich auf dem Fensterbrett wie auf einer Stange. Ein hin und wieder in den Mund gesteckter Sonnenblumenkern machte die Ähnlichkeit noch unheimlicher. Er war nie ganz still und zwitscherte in allen Sprachen der Welt, wie eben ein kluger Papagei.

Er hatte den Auftrag, der kurzen Rede seines Herrn später die richtige Interpretation zu geben. Sinowjew sprach mit einem hohen Stimmchen, das so klang, als wäre es zwischen zwei nassen Tüchern hindurchgequetscht. Aber das, was er sagte, war nicht gequetscht. Es war, wie üblich, scharf intellektuell, oft ein wenig herablassend. (Wir sympathisierenden Westler waren ja nur eine unsichere Gesellschaft — so dachte er, ohne es auszusprechen; man fühlte es aber.) Er legte uns ein großzügiges Projekt dar: alle literarischen Bestrebungen sollten auf eine große Superkolossalzeitschrift konzentriert werden. Da er uns sowieso nicht für voll nahm, kam es ihm auf ein wenig Aufschneiderei und Übertreibung nicht an. Der Sitz der Redaktion sollte in Berlin und Paris sein. Die Zeitschrift sollte die «enorme Größe der kulturellen Front der Sowjetunion» allein schon in Aufmachung, Druck und Bildmaterial widerspiegeln. Die allerbesten und größten Geister würden daran interessiert sein oder doch in ganz kurzer Zeit schon, durch den kulturellen Niedergang in ihren eigenen Ländern enttäuscht, mit Freuden bereit sein, sich der kulturellen Front der Arbeiter- und Bauernunion anzuschließen. Eine internationale Redaktion müsse sofort gebildet und mit allen nötigen Vollmachten, ja auch mit Geld, und zwar viel Geld, versehen werden, denn die Zeitschrift sollte alles zusammenfassen, was

bisher zerstreut und unwürdig vertreten war. Wir sollten nur das Weitere unter uns erst einmal durchsprechen, sein Sekretär Tivel werde uns mit Rat und Tat zur Verfügung stehen. Er, Sinowjew, müsse sich nun leider von den Genossen verabschieden, er habe an einer sehr dringenden Sitzung des Leningrader Arbeiter- und Soldatenrates teilzunehmen, das Auto warte schon – es lebe die Sowjetunion und die Weltrevolution! «Weltrevolution», krächte der Papagei Tivel vom Fensterbrett, da war auch schon hinter dem Volksbeauftragten die Tür zugefallen.

Wir waren ungefähr acht Schriftsteller und Künstler aus verschiedenen kapitalistischen Ländern. Arthur Holitscher wurde zum Sekretär für Deutschland gewählt, denn erstens war er alt und würdig, zweitens glaubte er fast alles, was man ihm erzählte. (Dies führte späterhin, als er die Wahrheit erfuhr, zu einer argen Verbitterung und Enttäuschung.) Martin Andersen Nexö war der natürliche Beauftragte für Dänemark. Er glaubte zwar alles nicht so schnell und nicht so heftig, aber er war von Natur zum Bürovorsteher geschaffen. Auch Max Eastman war dabei; er fiel mir auf durch seine besonders schönen amerikanischen Stiefel mit roten Gummisohlen. Ich kann nicht viel mehr über ihn sagen, denn er beteiligte sich wenig an der Diskussion, sondern las dauernd in einem englisch-russischen Wörterbuch, während wir anderen mit heißen Köpfen diskutierten. Wußte er vielleicht mehr als wir? Er sah auch sehr gut aus, hatte weiße Haare und immer ein freundliches Lachen, was angenehm abstach von manchem fanatisch-gläubigen Apostelgesicht unter uns.

Natürlich war dieses ganze Superkolossalprojekt – der Leser ahnt es schon – ein Potemkinsches Dorf, Wortkulisse und Rederei, wahrscheinlich nur ein Mittel, uns abzulenken und zu beschäftigen. Denn in Wahrheit, das merkten die «Künstler» unter uns sehr bald, hatten die Arbeiter und Bauern keinerlei Verwendung für irgendwelche «individualistische» Kunst. Sie wollten reine Gebrauchsware und hätten am liebsten ein Dutzend amerikanischer «commercial artists» importiert, um ihre Parolen zweckentsprechend und gefällig zu illustrieren.

Leningrad wirkte sehr «russisch» im Sinne jener Schriftsteller, die wir alle gelesen hatten. Ich sah hier jene Häuser, wie sie der große Humorist Dostojewskij beschrieben hat. Es wohnte ihnen derselbe unerbittliche, etwas melancholische Humor inne, aber dabei auch vergangene Vornehmheit, Breite und Größe. Ich wohnte bei einem gewissen Rotkegel, einem ehemaligen deutschen revolutionären Matrosen. Der hatte, als der Sozialdemokrat Noske in Deutschland im Bunde mit den sehr reaktionären Freikorps die Ruhe und Ordnung wiederherstellte, seine Heimat verlassen

müssen und, da er außer seiner revolutionären Energie auch organisatorisches Talent besaß, hier in Leningrad eine Verwaltungsstelle gefunden. Er lebte in einer jener großen, vornehmen, ehemaligen Bourgeois-Wohnungen. Man sah verblichene Glanz, ein bißchen vermottet: mannshohe vergoldete französische Spiegel, wo oben jemand hineingeschossen hatte und deren Glas Sprünge zeigte wie ein Spinnweb, auf vergoldetem Tablett davor Kämmen und Bürsten mit adligem Namenszug und Doppeladlern, silberne Flaschen und Flakons und unabgestaubte Plüschrahmen mit signierten Photographien, langsam brüchig gewordene kostbare seidene Vorhänge mit Rokokomustern. Im großen französischen Doppelbett lag der gute Rotkegel behaglich ausgestreckt und ließ sich sein Frühstück auf silbernem Tablett servieren, während er in der «Prawda» die Fortschritte der Weltrevolution studierte. Schneeflocken trieben vor den Fenstern, im riesigen Kachelofen brannte ein gemütliches Feuer, und ein kleiner Wodka am Morgen war auch nichts schlecht.

Natürlich wohnten nicht alle Proletarier so komfortabel; man mußte schon seine besonderen Verdienste haben. Es gab Restaurants. Bier gab es auch, in merkwürdigen langen Flaschen. Delikate Krebse konnte man bekommen, auch gute Suppen, zum Beispiel verschiedene Arten Borschtsch, mit saurer Sahne oder mit Fleisch, mit Fisch, Gemüse oder Gurken. Sehr gut waren eingemachte saure Steinpilze und die vielen Sorten Kaviar; in einem Schaufenster drehten sich an einem Spieß Hammelstücke und Nieren: Schaschlik, das Nationalgericht der Kaukasier. In den Restaurants aßen viele Ausländer, aber auch wohlgenährt aussehende Männer in Lederjacken, die sich ein gutes und reichliches Essen leisten konnten.

Einmal gingen wir in ein Hotel, man hatte gerade das Ende der sogenannten «neuen ökonomischen Politik» verkündet. Wir saßen unter alten, etwas staubigen künstlichen Palmen, alter Damast deckte den Tisch bis zum Boden, und warteten auf das Essen. Plötzlich sah ich drüben über die weiße Kante des Tischtuchs einen kleinen braunen Punkt mit Beinen herankrabbeln. Ganz gemächlich nahm er seinen Weg quer über das Tischtuch. Keiner von uns sagte ein Wort. Der höhere Russe, der uns eingeladen, sagte auch nichts. Es war so, als hätten wir uns stumm geeinigt, diesen krabbelnden Punkt, der nichts weiter war als ein Wanzlein, nicht zu beachten. Diese Indifferenz gegen Ungeziefer traf man damals häufig an, als sagte man: «Selbst wenn wir die eine hier töten... was tut's... nitschewo... hat ja doch keinen Zweck... hinterher kommen Millionen, immerzu... immerzu. Laß sie laufen...»

Es gab damals eine Kunstrichtung, die nannte sich Konstruktivismus. Sie hatte diesen Titel offenbar gewählt, um damit auszudrücken, daß ihre

Anhänger auf der Seite der konstruktiven Kräfte standen, im Gegensatz zu den destruktiven Kräften. Sie stand unter dem Einfluß der technischen Zivilisation und zog den Anblick einer elektrischen Turbine dem Anblick einer Landschaft vor. Der Mensch wurde auf ihren Bildern weggelassen, oder wenn einige ihn doch darstellten, so verwandelten sie den Menschen in ein Rad, in einen Zylinder oder in eine gehorsame Puppe, der Maschine untertan.

In Rußland hatte der Konstruktivismus zahlreiche Anhänger, und als ihren Führer bezeichnete man einen gewissen Tatlin, einen seltsamen, naturburschenhaften Russen. Tatlin kam aus einer wohlhabenden Familie und hatte vor dem ersten Weltkriege Deutschland bereist. Er war damals Mitglied einer berühmten Balalaika-Kapelle und eines Chors gewesen und erzählte mir, sie hätten sogar vor Kaiser Wilhelm bei Hofe gespielt. Er wurde dann Maler und studierte auch an einer technischen Schule; weiteren Kreisen wurde er aber erst bekannt, als er sein großes Denkmalsprojekt in Moskau ausstellte. Das heißt, er würde es kaum Denkmal genannt haben – dieses Wort wäre zu altmodisch-romantisch gewesen; er nannte es den «Turm der Dritten Internationale». Das Modell dieser ganzen gewaltigen Konstruktion war über drei Meter hoch. Es bestand aus allerlei Stangen, die mit Absicht schief über- und untereinander angebracht waren. Der «Turm der Dritten Internationale» stieg nicht etwa senkrecht zum Himmel – o nein, er neigte sich stark nach links, eine Neigung, die von begeisterten Kritikern als symbolisch gedeutet wurde. Wie es in einer den Besuchern überreichten Broschüre hieß, würde dieser schiefe «Turm der Dritten Internationale» zweimal so hoch werden wie das Woolworthgebäude – das war damals der höchste Wolkenkratzer in den USA. Aber er würde nicht stillstehen, sondern sich dauernd in sich selbst bewegen, und zwar würde sich ein Teil des Turmes von rechts nach links drehen und der andere entgegengesetzt; diese Bewegungen wären eben der Ausdruck der permanenten Kräfte der Revolution. Obendrauf sollten als Verzierung Hammer und Sichel angebracht werden (es war dies vom rein orthodoxen Standpunkt ein Kompromiß und Verstoß gegen die konstruktivistische Lehre), und diese Verzierung würde aus Glas sein.

Man war begeistert. Donnerwetter, sagten unsere modernen Kritiker, die Russen – kolossal, kolossal. . . Nur einer goß Wasser in den Wein des allgemeinen Entzückens. Dieser eine war Leo Trotzki, damals noch nach Lenin – der sich um Kunst, soweit sie nicht Propaganda war, wenig bekümmerte – der stärkste und beliebteste Führer. Trotzki, der einen scharfen Verstand hatte und gelegentlich schneidend höhnisch sein konnte, sah sich den «Turm der Dritten Internationale» an und fragte, warum sich

denn das Ding drehen sollte und warum immer im Kreise um sich selbst und auf der Stelle? Diese Frage konnte nicht zu Trotzki's Befriedigung beantwortet werden, und so fiel das gigantische Projekt der Vergessenheit anheim, wie der gesamte Konstruktivismus überhaupt. Tatlin verschwand vollkommen in der Versenkung. Andere Konstruktivisten gingen, wenn sie konnten, ins Ausland – erst nach Berlin und dann nach Paris oder London. Mittlerweile siegten die Massen. Sie siegten insofern, als man mehr als früher auf sie hörte und alte verbitterte Maler, die man bisher als kleinbürgerlich bezeichnet hatte, aus der Verbannung zurückholte. Sie erwiesen sich nun als bessere Illustratoren als alle modernen Hitzköpfe und Intellektuellen.

Ich besuchte Tatlin, den großen Narren, noch einmal. Er wohnte in einer alten, kleinen und vernachlässigten Wohnung. Die Hühner, die er sich hielt, schliefen zum Teil in seinem Bett. In einer Ecke legten sie Eier. Wir tranken Tee, und Tatlin plauderte von Berlin, vom Kaufhaus Wertheim und von seiner Vorstellung bei Hofe. Hinter ihm, an der Wand, lehnte eine völlig verrostete Stahldrahtmatratze, ein paar Hühner saßen darauf und schliefen, den Kopf in die Federn gesteckt. Dies rahmte den guten Tatlin ein, und als er dann auf seiner selbstgemachten Balalaika spielte – draußen, vor dem vorhanglosen Fenster, dessen Scheiben teilweise durch kleine Holzbrettchen ersetzt waren, wurde es schon dunkel –, da erschien er mir keineswegs als einer jener ultramodernen Konstruktivisten, sondern als ein Stück echten, alten Rußlands, wie aus einem Buch von Gogol, und ein melancholischer Humor war plötzlich im Zimmer. Ich habe ihn nie wiedergesehen und auch nie wieder von ihm und dem seinerzeit so viel diskutierten «Tatlinismus» gehört. Er soll einsam und vergessen gestorben sein.

An Lenin erinnere ich mich gut. Er stand plötzlich mitten unter uns, die wir, sorgfältig ausgewählt und gesiebt und mit besonderen Pässen ausgestattet, in einem der rot dekorierten Säle des Kreml versammelt waren. Er war nicht sehr groß, sein Gesicht wirkte leicht tatarisch, es haftete seiner ganzen Erscheinung nichts Bedeutendes an. Man hatte den Eindruck, dieser Mann sei immer so und nicht anders gewesen. Es war auch nichts Ehrfurcht- oder Schreckenerregendes an ihm, eher schon spielte ein kleines undeutbares Zwinkern in seinen Augen, aber tatarische Augen haben das ja oft, ohne daß es ein Lächeln bedeutet.

Er schüttelte uns die Hände, begleitet von einigen Sekretären; ich bemerkte Bucharin und Radek. Alles ging sehr schnell und ohne große Förmlichkeit. Lenin sollte sprechen. Neben mir stand der amerikanische

Korrespondent Albert Rhys Williams, ein sympathischer Mann, der mir vertraulich erklärte, daß Lenin — er hielt seine Rede auf deutsch — infolge seiner Krankheit hin und wieder den Faden verliere oder ein Wort nicht finden könne. Ab und zu — wir standen ziemlich weit entfernt von Lenin — konnte man hören, wie man ihm Worte oder auch ein Datum leise zurief.

Ich war ein wenig deprimiert. Die Worte von Williams hatten mich beeindruckt, und ich sah dort oben nur einen kranken Mann, der hin und wieder den Faden verlor. Merkwürdigerweise dachte ich an eine Tante von mir, die einen Tumor im Gehirn hatte und bei der plötzlich ähnliche Sprachstörungen auftraten. So etwas umflorte das Bild ein wenig. . . Lenins Zustand verschlechterte sich auch bald darauf, und er sollte sich nicht wieder erholen. Als er seine, ich glaube einstündige, Rede beendet hatte, brach starker Beifall aus, und gleich darauf verließ Lenin, von seinem Arzt unterstützt, die Rednertribüne. Er soll meine Arbeiten geschätzt haben, besonders mein Buch «Das Gesicht der herrschenden Klasse». Er sah darin wohl ein weiteres Mittel, den verhaßten Kapitalismus zu zersetzen. Wie viele täuschte er sich über die Wirkung solcher Zerrbilder in jenem neuen Mittelalter, in das wir jetzt eintreten. Die Zeit der Karikatur als Instrument im Kampf für den «Fortschritt» ist vorbei. Will man heute schon hetzen, so tut eine Photographie mit passender Unterschrift sehr viel bessere Dienste.

Leo Trotzki hatte äußerlich mehr von einer sogenannten «Diktatorenhaltung». Als ich ihn damals sprechen hörte, trug er eine ganz einfach geschnittene Uniform aus dem lehmgelben Tuch der Roten Armee — keinerlei Orden, es gab damals auch nur wenige. Beim Sprechen hielt er sich sehr gerade; als glänzender Redner wußte er, daß man beim Sprechen auch auf die Figur achten muß. Er machte im Gegensatz zu Lenin einen soldatischen Eindruck und unterstrich seine Worte mit knappen Gesten. Er sprach russisch und ließ seine Ausführungen sofort übersetzen.

Radek lud mich zu sich in den Kreml ein. Er war ein sehr kluger Mann und wußte, wie man «Künstler» zu behandeln hat. So sah ich denn auf seinem Schreibtisch einige meiner Werke liegen, als hätte er sich gerade mit ihnen beschäftigt. Natürlich sollte ich den Eindruck bekommen, als ob er, Radek, jeden Tag mindestens ein- bis zweimal darin blättere. Er sagte mir Schmeicheleien, und ich nahm sie demütig beglückt in Empfang — denn er war ein großer Mann damals, und wir Künstler, ehrgeizig wie wir nun einmal sind, werden ja sofort weich, wenn wir der Macht nahekommen; ob diese Macht rot war oder eine andere Farbe hatte, das war, solange sie als milde Sonne auf uns niederstrahlte, ganz gleichgültig.

Ich brachte als Gegengeschenk guten englischen Tabak in Büchsen mit, denn Radek war ein großer Pfeifenraucher. Hinter seinen enorm dicken

Brillengläsern blickten die Augen trübe, der Backenbart gab ihm etwas Biedermeierhaftes, man dachte an die Jahre und Menschen um 1825; im ganzen wirkte sein Kopf wie der einer seltsamen neuen Art von Eule. Sein Studierzimmer im Kreml war voller Bücher, Magazine und Zeitungen. Diese Zeitungen und Bücher, diese Magazine und Broschüren aus allen Ländern der Welt benagte er hie und da wie ein großer Käfer und fügte sie dann, verdaut, zu Leitartikeln und Polemiken zusammen.

Lunatscharski, den damaligen Volkskommissar für Bildung und Kultur, lernte ich auf der Fahrt nach Leningrad in einem Sonderzug der Regierung kennen. Es war ein pompöser, ganz neuer Eisenbahnzug. Die Lokomotive hatte vorne ein großes Emblem, Hammer und Sichel, mit großen Scheinwerfern beleuchtet. Die Wagen waren nagelneu, alles war erstklassig und sehr sauber, Papierblumen standen auf dem kleinen Tischchen am Fenster. Ich teilte mein Coupé mit dem schon erwähnten Arthur Holitscher, der einige gute Bücher über Rußland geschrieben hatte und einer der wenigen wertvolleren bürgerlichen Schriftsteller war, die sich für die Sowjetunion einsetzten. Um Mitternacht durften wir Lunatscharski in seinem Abteil einen Höflichkeitsbesuch machen. Ich sehe ihn noch – immer wieder mußte ich auf seine kleinen Damenfüßchen blicken, die in kleinen, kokett wirkenden schwarzen Schuhchen mit Lackspitzen steckten. Neben ihm saß ein echt russischer Volkskommissar, ein richtiger Arbeitertyp, dessen Füße in groben, dicken Filzsoldatenstiefeln verschwanden, wie man sie so häufig in Rußland sieht. Der Gegensatz dieser westlichen Schuhchen und der derben russischen Stiefel erschien mir wie ein Sinnbild.

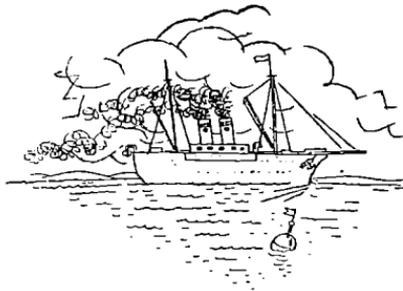
Lunatscharski – er war in kulturpolitischen Dingen immer sehr westlich ausgerichtet – versuchte, Brücken zu schlagen. Ich dachte dabei an Dostojewskij und Turgenjew, und an den Hohn, den Dostojewskij über diesen westlich orientierten Schriftsteller in einem seiner Bücher ausschüttete. Lunatscharski war ein sehr kultivierter Mann; er trat übrigens, wo er nur konnte, für die Bewahrung alter russischer Kulturwerte ein – und das war damals gar nicht so einfach, denn eine gewisse nihilistische Strömung hätte gern tabula rasa gemacht und alle überkommenen Werte zerstört.

Wir sprachen über den sogenannten Proletkult, eine neu gegründete Organisation mit dem Zweck, von unten her, aus den Proleten, eine eigene proletarische Kultur zu entwickeln. Der Name war schlecht gewählt; eine proletarische Kultur konnte es doch nicht geben, wenn man den Sinn des Wortes nicht grob verfälschte. Entwickelte sich der Prolet nach oben, zur Kultur hin, so war er eben kein Prolet mehr in dem Sinne, wie man bisher das Wort verstanden hatte – denn dieses Wort bezeichnete ja gerade etwas

Untenstehendes, Ungebildetes, Gemeines im Gegensatz zum Gebildeten. Der Proletkult fiel auch bald zusammen, weil man eben Talente und Begabungen auf kulturellem Gebiet, wie Dichtung, Malerei und Musik, nicht von Klassen und vom Wirtschaftlichen, vom sogenannten Milieu, herleiten kann. Zum Künstler, Dichter und Maler gehört eben heute, wie immer, Begabung, aber die ist angeboren, ein Geschenk der Musen und nicht die Folge sozialer Umgebung oder unverbrauchter Volkskräfte.

Mein Aufenthalt näherte sich dem Ende. Eines Tages bekam ich die nötigen Papiere und fuhr auf einem kleinen Dampfer von Leningrad nach Stettin. Wir hatten schwere See. Ich teilte meine Kabine mit einem Grafen Zeppelin, einem jener merkwürdigen Agenten, die damals so häufig zwischen Deutschland und Rußland hin- und herreisten. Er sagte, er habe Flugzeugmotore nach Rußland verkauft. Es war übrigens ein recht reaktionärer Herr.

Meine Reise war kein Erfolg gewesen. Das geplante Buch kam nicht zustande. Ich war nicht enttäuscht, aber auch nicht gerade erfreut über all das, was ich gesehen hatte. Den Splitter, der damals in meinen Augen saß, und mit dem ich die westlichen kapitalistischen Länder sah, diesen Splitter wurde ich auch in Rußland nicht los. Es war kein Land für mich und meine Art, das fühlte ich deutlich. Und da ich kein Proletarier war, konnte ich auch nicht «befreit» werden. Man kann mich unterdrücken, man kann meine Arbeiten verbieten, man kann mich verhungern lassen oder körperlich bestrafen — meinen Geist kann man nicht unterdrücken. Man kann weder Gedanken ins Konzentrationslager sperren noch die Bilder in meinem Kopfe, und damit schalte ich natürlich als Anhänger jedes Massenbefreiers aus. Für die Politik der Übermenschen habe ich ein tiefes Mißtrauen, keine Liebe.



XII

Mit wem ich umging



ICH KAM ZURÜCK in die Stadt, die für das nächste Jahrzehnt mein Daheim sein sollte, bis New York an ihre Stelle trat. Das Berlin der Zwanzigerjahre wurde für mich fruchtbar und sehr faszinierend. Ich war damals geselliger als heute, immer neugierig auf interessante Menschen, unbekannte Plätze und ungewöhnliche Erlebnisse. Ich hatte Eva kennengelernt, bei Professor Orlik an der Kunstgewerbeschule, hatte mich in sie verliebt und sie geheiratet. Das war 1920 gewesen, und seither führten wir ein gastfreies Haus. Meine Mutter pflegte zu sagen: «Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen», und danach richtete ich mich.

Unsere Wohnung glich manchmal einem Bahnhof und oft einem Wartesaal. Ich lernte ständig neue Menschen kennen, Freunde für einige Zeit, aber viele davon sind meinem Gedächtnis entschwunden. Denn nicht jeder, den man trifft, kommt einem wirklich nahe – und wie wenige sind überhaupt richtige Menschen? Viele sind doch nur Schatten, nebelhaft und zerfließend. Manche sind aus Gallert und schwanken beim geringsten Anstoß hin und her; andere sind aus Lehm, weichen im Regen auf und fließen in die Erde. Und die paar, die in der großen Fabrik aus Hartholz gemacht wurden, in denen ist dann auch noch meistens der Wurm drin. . .

Pascin in Paris: Licht, Stimmengesumm, Sommerabend am Boul'Miche und Boulevard Montparnasse, Fremde aller Länder auf den Terrassen, Teppichverkäufer. . . Die Zeit ist 1924. Die Bäume sind grün, wie gefärbt, grün wie der Menthe à l'eau. Es drängt und schiebt sich aus allen Nationen. Viele sind Amerikaner. In der Bar du Dingo sitzt ein amerikanischer Kunststudent, das seit ewiger Zeit nicht benutzte Skizzenbuch unter dem Arm, die ganze Benediktinerflasche am Munde – vielleicht ein früherer Cowboy. Jazzmusik klingt aus den kleinen bunten Bars. Le Jockey hat eine gestrandete Schiffsbesatzung als Kapelle. Da sehe ich Pascin wieder. . .

Eintretend, mich zwischen tanzenden Paaren durchzwängend, sehe ich zur Musik hinüber. Ein kleiner, schwarzgekleideter Mann, den steifen Hut

auf dem Kopf verrutscht, bedient das Schlagzeug. Er spielt aber nur damit. Die Arme schwingen wie bei einer vom Alkohol gelähmten Puppe; gleich platzt einer, und Sägemehl oder Watte fällt heraus. . . Alles ist wie verschwommen hinter dickem Zigarettenrauch. Der kleine Mann ist glücklich. Weil er betäubt ist. Und betäuben wollte er sich, wollte von etwas fort, freiwillig fort. Er lief in den Rausch hinein – wußte er, daß die Welt schon anfang, sich zu verdunkeln? War das hier ein Totentanz, der Totentanz einer Schmetterlingswelt? All die süßen, kleinen, bunten Schmetterlinge, die dicken Totenkopfschmetterlinge, die gelben Zitronenfalter – flatterten die noch einmal wie Motten um das zum letzten Mal hell strahlende Licht von Paris-Montparnasse?

Die Getränke schimmerten so süß und bunt, die Frauen rochen wie aufgeblühte oder schon verwesende Blumen. Aber sie waren doch zauberhaft, wenn sie so halbnackt waren – waren sie das nicht, Freund Pascin? Hattest Du sie nicht immer und immer wieder so dargestellt? Waren Deine Blätter nicht wie mit Schmetterlingsstaub gemalt? (Aber einen kleinen ironischen Stachel hattest Du auch – Du, den ich oft wie einen seltsamen Mistkäfer sah!). Du lebstest ja selbst das Leben eines flatternden Schmetterlings. Ja, hier warst Du zu Hause – kaum in Amerika, das Du so liebtest. . .

Hunderte von Blättern kritzelte Deine unermüdliche Hand, aber Du kümmerstest Dich wenig darum. Sie lagen überall verstreut, auf den Tischen und Stühlen Deines Ateliers am Boulevard Montparnasse, Ablagerungen gleichsam, verstaubt und ungenutzt, wie ein Vogel Federn verliert. Ich sehe Dich noch, als Du 1913 im alten Café du Dôme kleine Zeichnungen auf Zeitungspapierfetzen machtest, sie mit einem angenäbten Streichholz rötlich koloriertest und von hinten leicht anräucherstest. Kleine, niedliche, obszöne Dingerchen, und so unheimlich geschickt, daß wir alle an Deinem Tisch staunten: was für ein Meister! Da saß Professor Orlik, der mein Lehrer gewesen; da saßen der Maler Levy, genannt Levy vom Dôme, der Deutsch-Franzose mit der väterlichen Baßstimme, und der Bayer Paul Theising, der wie ein alter Korpsstudent und Säbelwetzter seinen Spazierstock an die Bordsteine schlug, weil er raufen wollte und jemanden dazu brauchte, und der Bildhauer Ernesto di Fiori und der Schwede Niels de Dardel. Hin und wieder saß auch Matisse dort und sah aus wie ein deutscher Professor.

Aber das ist lange her, und Montparnasse war noch unentdeckt. Du gingst dann nach Amerika, und nach dem großen Krieg war es zwar viel lustiger und vielleicht auch ein wenig wilder, aber wir waren alle verändert. Oft zog eine geheime Sehnsucht Dich plötzlich fort; da hieß es dann, Pascin

sei in Italien gewesen und habe Raffael neu entdeckt. . . Zum letzten Mal sah ich Dich an einem jener Abende, als wir die ganze Nacht hindurch von einem Lokal ins andere zogen, bis zum frühen Morgen, faire la bombe. Und immer mehr Freunde und Anhänger kamen dazu, denn Du bezahltest alles. Du warfst das Geld weg wie schmutzige Lappen, aber es flatterte Dir immer wieder nach und in Deine Taschen zurück. Du konntest es einfach nicht loswerden. Ich saß neben Dir; unsere Köpfe schwammen in Musik und Alkohol, und mit Deiner leisen Stimme erzähltest Du mir dieses einzige Mal, wie es in Dir aussah. Und nicht lange danach schnittest Du Dir die Pulsadern durch, wie Du die schmutzigen Enden Deiner Manschetten abschnittest. . .

Mit Walter Mehring wurde ich durch Theodor Däubler bekannt; der brachte ihn eines Tages in mein Atelier, das damals in Südende lag und eher einer romantischen Höhle glich. Wir verstanden uns gut, Walter und ich, vom Beginn unserer Freundschaft. Er war der Sohn eines Berliner-Tageblatt-Redakteurs und hatte von seinem Vater Witz, Sarkasmus und Berlinertum geerbt. Als ich ihn kennenlernte, stand er ein wenig unter dem Einfluß futuristischer Dichtung, doch hatte er schon damals seine eigene Linie und sein eigenes Talent für Tempo und dramatische Bewegung. Er war eine gute Mischung: ein François Villon von der Spree, mit etwas Heinrich Heine versetzt. «Weiße mit Schuß», würde der Berliner sagen.

Nur lebte Walter nicht wie Villon im Schatten von Notre-Dame, sondern im Schatten der Gedächtniskirche und der geschmacklosen, aber protzigen Häuserkulissen des Kurfürstendamms. Dort trug er seine Gedichte und Chansons vor – auf Friedrich Holländers Bunter Bühne, in Trude Hesterbergs Kleinkunsttheater, in Max Reinhardts Schall und Rauch. Für ein von Erwin Piscator inszeniertes Ernst-Toller-Drama schrieb er das Chanson »Hoppla, wir leben!«, das überall Sensation machte und von links bis ganz nach rechts Anstoß erregte.

Er wurde viel nachgeahmt, und seine Nachahmer unterboten nicht immer seine Preise, wenn auch meist sein Niveau. Walter Mehring hatte zum Chanson unserer Zeit etwas hinzugefügt, etwas aus moderner Dichtung Stammendes, denn ein richtiger, versteckter Dichter war er auch. Eine dichterische Form, die in Deutschland geschlummert hatte, wurde durch ihn wiedererweckt und auf eine neue literarische Höhe gebracht. Sein größter Schlager aber war und blieb ein Seemannslied, das überall gesungen wurde. Wie manche Nacht saßen wir in der Taverne und gröhlten:

Wir haben die ganze Welt gesehn,
Von Boston bis Trapezunt;
Wir sahen Walküren, wir sahen Feen –
Die Welt ist überall rund – !

Ja, rund ist die Welt – und so durchfuhr Walter sie denn auch bald auf dem kleinen, immer dem Umkippen nahen Boot seiner Lieder. . . Er fuhr nach Frankreich, das er von allen Ländern am meisten liebte und am Ende doch verlassen mußte, er fuhr über den Ozean, ins sagenhafte Hollywood, aber das war nichts für ihn. Und dann fuhr er nach Manhattan und lebte jahrelang im Schatten der großen, kalten Häuser am Riverside Drive, die so ganz anders und doch ein bißchen so ähnlich aussahen wie die des Kurfürstendamms im fernen, verschollenen Berlin von 1923. . .

Kurt Tucholsky hatte ich sehr gerne. Er war einer der wenigen, die den wirklichen Berliner Witz verstanden und auch wirkliche Berliner Dialoge schreiben konnten – ein Erbe Glasbrenners und des vormärzlichen Humors. Und in einer Zeit, da der Humor in Berlin von oben befohlen wurde und säuerlich schmeckte, gab es solche Leute bald überhaupt nicht mehr!

Ich habe ihn in Frankreich besucht, wo er in Le Vésinet bei Paris wohnte. Wir verbrachten den Abend mit einer Gruppe von Franzosen, die den Herausgeber der Zeitschrift «L'Europe nouvelle» umgaben und von mir Zeichnungen brachten – nicht etwa des künstlerischen Wertes wegen, sondern wegen der vermeintlich antideutschen Tendenz. Mir war das nicht sehr lieb, denn ich hatte meine schrecklichen Blätter nicht gerade gezeichnet, um einem französischen Chauvinismus Vorschub zu leisten.

Tucholsky liebte Frankreich, wie viele deutsche Intellektuelle jener Zeit; er glaubte immer noch an ein schon damals nicht mehr existierendes Frankreich von 1793. Von Schweden aus, wohin er sich schon 1929 zurückgezogen hatte, schaute er in die Zukunft. Und die war so schauerlich, daß er es vorzog, sie nicht mehr mitzumachen. Heute ist er auferstanden. Noch zur Zeit?

Ein anderer Freund von mir war Bert Brecht, der in Deutschland und sogar im Auslande durch Chansons und Balladen im alten Bänkelsängerstil bekannt wurde. Es waren wirkliche kleine Kunstwerke – wenn auch nicht so durchschlagend erfolgreich wie seine von Villon und der altenglischen «Beggars' Opera» angeregte, von Kurt Weill vertonte «Dreigroschenoper», (Eine Zeitlang hörte man überall, wo man abends hinkam, seine Lieder: «Und der Haifisch, der hat Zähne –» oder «Ein Schiff mit acht Segeln und

180

dreißig Kanonen» oder das beste von allen: «Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm —».)

Brecht war ein seltsamer Mann. Im Wohlstand geboren, begann er als expressionistischer Dramatiker. Seine Stücke «Baal» und «Trommeln in der Nacht» wurden von der jüngeren Kritik gepriesen. Seine Balladen machte er nebenbei und sang sie im Freundeskreise, sich selbst sehr eigenartig auf der Laute begleitend. Er blieb aber nicht im Expressionismus stecken, sondern beschäftigte sich mit Aufklärung, Statistik und Sozialismus, um das, was er da gelernt hatte, in sogenannte Lehrdramen umzusetzen. Er schwärmte für Pestalozzi und ließ seine Bücher wie Schulbücher drucken, damit sie nach außen hin nüchtern und sachlich wirkten. «Ich schreibe Schulbücher», sagte er mir einmal, «darauf kommt es heute an.» Auch seine Gedichte wurden immer schärfer auf Erziehung und Zweck eingestellt — denn es war damals in gewissen Kreisen Mode, nicht einfach hinzunehmen, was einer zu dichten oder auch zu malen hatte. («Bevor Du die Medizin einnimmst», sagte man, «laß uns erst mal untersuchen, was drin ist und was für soziale Bestandteile sie enthält. . .»)

Brecht interessierten englische Schriftsteller und chinesische Philosophen. Er las Swift, Butler und Wells, aber auch Kipling. Alles, was er schrieb, verriet irgendeinen Einfluß. Er vertrat offen den Standpunkt, man solle Vorhandenes ruhig benutzen, wobei er unter anderem auf Shakespeare hinwies. Das nahmen ihm manche Kritiker und sentimentalere Kollegen sehr bel, aber ohne Erfolg, denn Brecht war ein intelligenter Mann, der genau wußte, was er tat. Er umgab sich auch gern mit Menschen, die nicht eigentlich zu seinem Fach gehörten, wie zum Beispiel dem Boxer Samson-Körner — das erfrischte ihn und gab seinen Gedanken oft eine unliterarische Originalität.

In seinem Zimmer hatte er eine große Landkarte, denn er dachte nicht nur an den Berliner Stadtplan. Er liebte die Moskauer Untergrundbahn und war stolz darauf, daß die «Prawda» ein langes Gedicht von ihm auf der ersten Seite abgedruckt hatte. Er war nicht milde melancholisch wie die meisten Lyriker; er war gar nicht passiv. Was er sagte, war stets originell und oft besser als das, was er schrieb, und obwohl er alles andere als ein farbloser Mensch war, liebte er das Graue, nicht das Undurchsichtige, sondern das nüchtern, unromantisch Graue des Theoretikers, Erklärers und Schulmeisters. Er hätte gewiß an Stelle des Herzens gern einen feinen elektrischen Zhlapparat gehabt und an Stelle der Beine Speichen wie ein Automobilrad.

Er kleidete sich persönlich. Wie ein Mann, der viel mit Maschinen zu tun hat oder mit der lkanne unter Autos liegt, trug er stets eine dünne Lederkrawatte — ohne Fettflecke natürlich. Im Gegensatz zu anderen

Westen ließ er sich welche mit Tuchärmeln anfertigen; im Schnitt seiner Kleidung betonte er etwas amerikanisch Sackartiges, wenn ich so sagen darf, mit wattierten Schultern und keilförmigen Hosen. (Richtige Amerikaner gingen natürlich längst nicht mehr in solcher Tracht. Nur in Deutschland wirkte sie amerikanisch.) Er trug nie einen Hut, meist eine Ledermütze und bei kühlem Wetter eine Lederjoppe. Ohne das mönchartige Gesicht mit dem in die Stirn gekämmten Haar hätte er ausgesehen wie ein Chauffeur mit einem Schuß russischen Volkskommissars.

Brecht war ein glänzender Autofahrer, einer der schnellsten und unvorsichtigsten meiner Bekanntschaft. In Langeland in Dänemark, wo ich ihn in den Dreißigerjahren besuchte, fuhr er ein uraltes Fordmodell, das man noch ankurbeln mußte, worauf es, wenn es überhaupt ansprang, heftig zu zittern anfang. Aber dem Brecht war es völlig untertan und gehorchte ihm trotz Altersschwäche. Als ich ihn damals wiedersah, wie er in Arbeitsanzug und Ledermütze neben dem schlotternden Ford stand, mußte ich laut lachen; es war wie ein Bild einer Brechtschen Varieténummer: «Bert und sein komisches Automobil», mit Kurbelmusikbegleitung.

Ich denke gern an jene ferne Zeit und an unsere unvergeßlichen «Gespräche im Wald von Langeland». Noch war Frieden, wenn es auch ab und zu am Horizont schon wetterleuchtete. Ich fuhr bald wieder zurück nach Amerika. Später kam auch Bert als Flüchtling dorthin, auf dem Umweg über Rußland. Er ließ sich in Hollywood nieder, doch gelang es ihm nicht, in dieser großen Maßschneiderei einen Zuschneiderposten zu bekommen, obwohl er doch immer für Maßschneiderei und die Umarbeitung des Menschen gewesen war. . . . Nach dem Kriege ging er nach Deutschland zurück, mit einem amerikanischen Literaturpreis in der Tasche und dem Dank eines amerikanischen Untersuchungsausschusses für die Bereitwilligkeit, mit der er schwor, er sei nie Kommunist gewesen.

Wieland war mein erster Verleger. Schon vorher war er mein Freund, und er blieb es, obwohl er mein Verleger wurde.

Er war klein von Wuchs, wie auch sein Bruder John Heartfield, der «Dadamotor» der Dada-Bewegung; er hatte einen feinen Kopf und trug, als ich ihn kennenlernte, sogenannte Ponyfransen. Diese und ein ihm eigenes, süffisant überlegenes Lächeln gaben ihm etwas Kokettes, aber wenn er, damals noch zur Schule gehend, mit seinen Büchern unter dem Arm der Straßenbahn nachrannte und sich im Fahren auf die rückwärtige Plattform schwang, erschien er mir als ein Bild jugendlicher Kraft. Für seine Freunde einzutreten, war ihm selbstverständlich. Sprach jemand respektlos über sie, so setzte es oft Backpfeifen und kleine Schlägereien. Die

Dichterin Else Lasker-Schüler hatte ihn «Roland» getauft. Als ein bekannter Literat sich einmal über sie lustig machte, warf Wieland-Roland ihn aus dem Café des Westens hinaus. . .

Während des ersten Weltkrieges verlegte Wieland, wiederholt durch Einziehung zum Militär unterbrochen, eine literarische Zeitschrift: «Die Neue Jugend». Darin veröffentlichte er Gedichte seiner Freunde, Gedichte von sich, Gedichte von mir und ganzseitige Zeichnungen von mir. Er liebte meine Blätter und sah damals vielleicht mehr darin als ich selbst, denn er begann sich schon zum Politischen hinzuentwickeln. Die Zeitschrift machte er allein. Er trieb das Geld dafür auf und war stets auf den Beinen, in der Druckerei, bei den verschiedenen Buchbindern – man mußte oft wechseln, wenn Kredit und Gutmütigkeit erschöpft waren. Die Hauptmitarbeiter waren Däubler, die Lasker-Schüler, die Maler Dawringhausen und Mense, ich, der Dr. Friedländer, der unter dem Namen Mynona Grotesken und Satiren schrieb, und gelegentlich der Jugendbewegungsführer Blüher und der Pazifist Kurt Hiller, der zum sogenannten «Aktivismus des Geistes» aufrief.

Als Wieland eines Tages wieder ins Feld mußte, trat ein neuer Mann der Redaktion bei: der Dichter und Gewaltmensch Franz Jung. «Die Neue Jugend» bekam gleich ein anderes Gesicht. Sie wurde sehr aggressiv. Ihr neues Format war amerikanischen Zeitungen entnommen und Heartfield entwickelte aus Collagetechnik und einer kühnen Typographie einen ganz neuen, äußerst amüsanten Stil. Schwarze Zeigefinger standen zwischen willkürlich verrückten großen und kleinen Buchstaben, daneben zwei gekreuzte Riesenknochen, ein kleiner Sarg, eine schelmisch lächelnde Frau hinter einer Maske, ein Stück Ziehharmonika, ein Bleisoldat. All das ergab einen Sinn, der das ungewohnte Auge schreckte und über einfache Klebekunststückchen hinausging. Es lag ein Stück Zeitgeist darin: so zerstückelt war unsere Welt!

Wir lachten wenig und weinten nur heimlich. Unser Ausdruck war ein herausforderndes Grinsen. Zwischendurch schrieb Jung Artikel voll anarchistischen Vitriols. Ich schrieb ein Essay: «Kannst du radfahren?» und viele Varietékritiken. (Wir alle liebten die damaligen Varietés.) Unter dem Einfluß scharfer Getränke verliefen unsere Redaktionsitzungen meist stürmisch. Ab und zu knallte Jungs Revolver über jemand hinweg in die Wand oder ins Bücherregal. . .

Wieland hingegen war eigentlich Optimist. Er sah nicht nur sich; er sah Massen antreten, die er in seiner Phantasie mit seiner eigenen Gläubigkeit und Noblesse begabte. Er kam immer mehr ins politische Fahrwasser, dichtete weniger, ließ Dada Dada sein und gründete einen Verlag, der nach

einem Roman der Lasker-Schüler «Malik-Verlag» hieß und fast alle meine frühen Mappen und Karikaturenbücher brachte, sowie die Werke Leonhard Franks, Upton Sinclairs, Maxim Gorkijs und Tolstois. (Einer damals grassierenden Unsitte zufolge beschnitt er leider manche seiner Autoren, darunter Tolstoi und Goethe. Mir gefiel das nie; ich wollte immer auch die Stellen lesen, in denen ein Dichter etwa von der «Linie» des Verlegers abwich.) Auch die «Roten Malikbücher» erschienen da, eine Sammlung von Freiheitsgesängen aller Zeiten und Länder.

All das hörte natürlich mit Hitlers Machtantritt auf. Wieland wurde ein Flüchtling wie hunderttausend andere. Der große deutsche Verleger mußte sich jahrelang als kleiner amerikanischer Briefmarkenhändler abplagen. Und doch: was lange währt, wird endlich gut. Heute ist er Professor . . .

Ein gewisser Ignaz Jezower war ein Mann aus demselben Kreis, mit dem ich mich bald anfreundete. Jezower hatte Geld, lebte in einem Vorort und beschäftigte sich mit Literatur. Zeitweilig arbeitete er in dem alten Berliner Verlag von Richard Bong. Er kam aus Polen und sprach von seiner Frau stets in der dritten Person mit Vor- und Zunamen. Er fragte niemals: «Haben Sie meine Frau gesehen?» sondern: «Haben Sie Trude Jezower gesehen?» Oder er sagte: «Trude Jezower wird uns jetzt Kaffee machen. Langen Sie nur zu, Herr Grosz; Trude Jezower hat diesen Kuchen erst gestern abend gebacken!»

Es klang wie eine barocke, eigenwillige Form. Ignaz trug graue Gehrocke, wie sie kaum noch Mode waren, dazu rosafarbene Hemden und graue Gamaschen. Es lag etwas Biedermeierhaftes in dieser grauen Tracht, als hätte Ignaz zur Zeit Jean Pauls oder E.T.A. Hoffmanns gelebt. Er wirkte wie ein großer, grauer Käfer. Die tief heruntergehenden Gehrockschöße hätten tatsächlich Flügel sein können – aber keine Vogelflügel, sondern Insektenflügel, Käferflügel. Er sah manchmal aus, als ob er zu einem Kostümfest gehen wollte oder sich verkleidet hätte, um etwas zu verstecken. Merkwürdig.

Vielleicht war es auch nicht so merkwürdig. Denn er hatte ja wirklich einiges zu verstecken . . .

Auch an Gutkindt erinnere ich mich. Der wiederum war in erster Linie mit Däubler befreundet und war einer der wenigen, die wirklich die drei Lexikonbände des «Nordlichts» gelesen hatten; er konnte es auch auslegen und wußte bei jeder Zeile den geheimen, mystischen Sinn, der sich in ihr verbarg. Mit seiner Frau, die einen Madonnenscheitel mit einem Knoten

tief im Nacken trug, wohnte er in einem netten Haus in Neubabelsberg, ruhig, vegetarisch und kinderlos. War man mit Däubler dort, so vergingen Nachmittag und Abend in Gesprächen über das «Nordlicht», und bei sternklarem Wetter trat man ab und zu an ein großes Fernrohr, das im Zimmer stand, und Gutkindt sprach über astronomische Probleme und höhere mathematische Berechnungen.

Er mußte etwas Geld haben, denn er konnte sich ganz seinen eigenen Neigungen und Studien widmen. Er war ein sogenannter Privatgelehrter. Die Inflation muß ihn überrascht haben, denn ich sah ihn einmal am helllichten Tage am Café Josty vorbeigehen, in eine andere Welt versunken und in Frackmantel und Cape gekleidet. Es war damals nichts Besonderes, daß einer sich keinen richtigen, einfachen Mantel leisten konnte und deshalb seine frühere Ballkleidung auftrug – und doch erschrak ich, als ich Gutkindt so abgehärmten Gesichtes in der Menge verschwinden sah. Wo mag sein Fernrohr jetzt sein? dachte ich. Und seine schönen Bücher? Versetzt, für ein paar Lappen wertlosen Papiers –?

Eduard Fuchs war ein ganz anderer Typ. Er hatte auch manches von einem Käfer, aber von der Sorte, die immer etwas herumschleppt. Er war Sammler und besaß die größte Daumiersammlung in Europa, als Teil einer riesigen Karikaturesammlung von vielen tausend Blättern. Fuchs sammelte alles Mögliche, Gutes und Schlechtes, doch seine Liebe gehörte Daumier.

Da konnte er vor einer kleinen Daumierskizze stehen und fragen (er sprach süddeutsch): «Wisse Se, wo der Daumier immer ang'fange hat? Hajo – des wisse Se net – des könne Se aach net wisse. . . » Hier betrachtete er schief, ganz nah von unten nach oben, das Daumierblatt und legte den Zeigefinger auf ein paar undeutliche Striche. «Sehe Se, Herr Grosz, sehe Se, der Daumier, hajo, der hat bei die Naas ang'fange, hat der, der Daumier – bei die Naas», fuhr er fast schreiend, als wäre man schwerhörig, fort, «bei die Naas hat der ang'fange!» Er strahlte mich an, über seine Entdeckung triumphierend.

Er hatte schlechte Augen, und das führte oft zu komischen Situationen. Einmal zeigte er meinem Freund Fiedler und mir seine Sammlung von Thomas Rowlandsons. Die Blätter waren, schon der Reihe nach geordnet, aus dem extra dafür gemachten Kasten genommen worden zu näherer Besichtigung, als Fiedler und ich beim Umwenden plötzlich auf eine recht eindeutige Rowlandsonsche Schaukelszene stießen. Wir sahen gleich, was da dargestellt war. Fuchs beugte sich über das Blatt, hob es dicht vor seine Augen und dozierte: «Des hier» – er wurde fast würdevoll, wie vor einem

ganz unschuldigen Publikum – «des hier isch ein hocherotisches Blatt, isch des. . . Mache Se de Tür zu; Fraue brauche des nit zu sehe!» Todernst erklärte er das Herstellungsdatum und noch einige Details. Es war hochkomisch.

Eduard wurde allgemein «der Sittenfuchs» genannt wegen seiner immer wieder neuaufgelegten Sittengeschichte. Dafür sammelte er seine vielen Blätter und schrieb dazu dann einen populären Text mit allerlei Auszügen aus Büchern, Biographien, Gedichten, Memoiren und Werken der Philosophie und Medizin. Er wies nach, daß alle Kunst auf Erotik beruhe. Wenn zum Beispiel Daumier seiner Meinung nach jede Zeichnung bei der Nase anfang: «Hajo – des isch ein Symbol, isch des,» erklärte er. Doch gehörte er nicht zu der späteren psychoanalytischen Schule, die ja auch fast alles dem Sexualtrieb in die Schuhe schob, sondern er durchsetzte seine Erklärungen mit sozialer Bedeutung, als hätte ein fortschrittsgläubiger Sozialdemokrat sie verfaßt. Eine merkwürdige Mischung!

Nacktheit, Sinnlichkeit und die tiefer damit verbundenen erotischen Kräfte waren für ihn etwas Schönes. In seinen Büchern wenigstens hatte er nichts gegen griechisches Heidentum oder gegen das vorchristliche Rom mit seinen Phalluskulten. Das Pech war, daß seine Bücher ganz anders aufgenommen wurden, als es wohl seine Absicht war, obgleich ja auch diese sich nicht so eindeutig feststellen läßt; denn ich zum Beispiel glaubte immer, daß er an seinen Büchern den gleichen Spaß gehabt haben muß wie seine Leser. . . Die Bücher hatten jedenfalls einen enormen Erfolg, vor allem durch die abgedruckten Bilder und die mitgelieferten Ergänzungsbände, die noch deutlicher auf das Thema eingingen und wirkliche erotische Abbildungen aus allen Kulturepochen Westeuropas enthielten, bis zu gewissen Photographien aus unserer Zeit.

Alles Material dazu hatte Fuchs im Lauf der Jahre fleißig gesammelt und hob es nun in seiner von einem modernen Architekten gebauten Villa auf. Es war wie ein richtiges Museum; sogar im Badezimmer hingen Bilder, Kupferstiche, Handzeichnungen – eine neben der anderen, vom Boden bis an die Decke und manchmal noch an der Decke. Und überall lagen geschickt versteckte Drähte, an die man unbedingt rühren mußte um, wenn der Strom angestellt war, die Polizei herbeizurufen, denn es waren ja unwiederbringliche Schätze, die hier lagerten.

Eduard Fuchs war eines der ganz wenigen wirklichen Originale unserer Zeit. Ich bin froh, daß ich ihn noch gekannt habe.

Es gibt Mäzene und Mäzene. In einem früheren Kapitel sprach ich von meinem Freund Falk, der Unsummen an Krieg und Scheußlichkeit ver-

diente und sie in Schönheit anlegte, der uns Künstlern zukommen ließ, was er der Heeresleitung abnahm, und in dessen Haus ein Kommandierender General und ich, der Urlauber vom Ersatzreserveregiment, gemeinsam ins Klosett kotzten. Es gibt aber auch geborene Mäzene. So einer war Lix. . .

Ich lernte Dr. Felix Weil durch unseren gemeinsamen Freund Mark Neven Dumont kennen, der eines Tages mit einem verlockenden Plan zu mir kam: «Böff» — das war mein Spitzname — «wie wär's, wenn Ihr ein paar Wochen mit mir nach Italien kämt, Eva und Du?»

«Wäre großartig,» sagte ich. «Aber wie? Bin nämlich gerade etwas knapp; Du weißt ja, wie das geht — neue Wohnung und so . . .»

«Wenn's weiter nichts ist, da laß Dir keine grauen Haare wachsen,» erwiderte Mark. «Das sage ich Lix, und es ist erledigt. Der ist enorm reich — Weizen aus Rio, weißt Du — und Deine Sachen kennt er auch.»

«Kannst's ja versuchen,» meinte ich. «Versprich Dir bloß nicht zu viel, Mark. Jedenfalls nett, daß Du an uns gedacht hast.»

Wenige Tage später kam jedoch ein eingeschriebener Brief: zwei Fahrscheine nach Portofino an der italienischen Riviera, Schlafwagen für Eva und mich, ein Scheck für kleine Reisespesen, ein paar liebenswürdige Zeilen. Ganz *comme il faut*, dachte ich, als ich noch hörte, Dr. Weil hätte für sich und seine Freunde das berühmte Castello Brown in Portofino gemietet.

Deutschland war damals noch immer auf Hungerrationen. Um so mehr genossen wir im Züricher Bahnhofsrestaurant die heißen Kasserollengerichte und bei Huguenin den Bohnenkaffee mit Schlagsahnebaisers. Wohlgelaunt reisten wir weiter. Die Fahrt über die Corniche war unvergeßlich. Wir hatten in Genua herrlich zu Abend gespeist, und nun zog ein altmodisches Pferdegespann uns durch die fast theatralische Szenerie der italienischen Dämmerung. Ein schmiedeeisernes Tor ging auf, ein galonierter Diener übernahm unser Gepäck. Dann begrüßte uns unser Gastgeber.

Er war ein hochgewachsener junger Mann, jünger als wir ihn uns vorgestellt hatten. Er gefiel uns auf den ersten Blick, sprach nett von unserem Freund, dem Sittenfuchs, und seinen Forschungen und erzählte begeistert von der sozialwissenschaftlichen Hochschule, die er seiner Geburtsstadt Frankfurt am Main schenken wollte. Aber Lix war nicht nur ein an wirtschaftlichen und sozialen Fragen interessierter Bücherwurm — diese Seite seines Wesens war mir so fremd wie alle statistischen und spekulativen Gebiete, über die mich aufklären zu lassen ich gar nicht versucht bin. Er hatte auch etwas Knabenhaftes und Verspieltes. Wir gingen zusammen

schwimmen und rudern und hatten unseren Spaß daran, einander über Bord zu werfen und durchnäßte Strohkörbe, wie sie um die Chiantiflaschen geflochten sind, um die Köpfe zu schlagen. Ich sehe ihn noch auf seinem winzigen Balkönchen stehen, hoch über uns, die wir einer Boje im klaren, blauen Mittelmeer zuschwammen, und mit lauter Stimme vor den angeblich dort lauenden Haifischen warnen. . . Und erst die Mahlzeiten, die uns in großem Stil im alten Refektorium des Castello Brown serviert wurden, bei offenen Fenstern und Türen und im Mondschein lauer, fast unwirklich traumhafter Nächte!

Lix hat der Stadt Frankfurt ihre Hochschule geschenkt und in New York ein sozialwissenschaftliches Institut begründet, mit einer Zweigstelle in Kalifornien, die ihn immer noch beschäftigt. Später war er oft auch mir behilflich, wenn mein Weg als Künstler etwas zu steinig wurde. Ich malte ein lebensgroßes Porträt von ihm, das jetzt in seiner New Yorker Wohnung hängt, aber erst eine Zeitlang zusammengerollt auf einem Speicher lag, weil es in die kleinen Räume unserer Zeit nicht paßte.

Von Zeit zu Zeit treffen wir uns noch mit ihm und seiner Frau Helen. Bei ihnen findet man immer interessante Leute und interessante Gespräche. Lix sieht nicht mehr so knabenhaft aus wie in Portofino. Heute trägt er eine Art Schnurr- und Spitzbart und hat etwas von einem El-Greco-Typ – nur weltlicher, möchte ich sagen. Und um die Mitte hat er sich neuerdings etwas gerundet. Aber wenn wir nicht aufpassen, neigen wir dazu ja alle. . .

Alfred Flechtheim war mein Kunsthändler und gleichzeitig mein Freund. So ein Verhältnis ist vollkommen unnatürlich, aber wie manchmal bei Hund und Katze machte in unserem Fall die Natur eine Ausnahme, und wir vertrugen uns immer ganz gut.

Eigentlich war Flechtheim ein Fossil. Das heißt, er war einer der letzten Überlebenden einer älteren, nun längst ausgestorbenen Kunsthändlergeneration, die in Kunst nicht nur Ware sahen und sich oft überhaupt nicht wie Händler verhielten, sondern wie Mäzene. Solche Typen gab es früher hie und da in Europa, damals, als die Fürsten aufhörten, sich für lebendige Kunst zu interessieren, und reiche Bürgerliche und somit auch Kunsthändler an ihre Stelle traten.

Flechtheim war Kunsthändler, Kunstliebhaber, Mäzen, Sammler und Spekulant. Er war ein «man about town», der jeden kannte und überall zu Hause war; er war Zeitschriftenverleger (Begründer und Herausgeber des «Querschnitts») und Weltreisender, Gourmet und Gourmand, Weinkenner und Förderer des neuerstandenen deutschen Boxsports, in dessen Auftrage ich damals Max Schmeling mit dem blauen Meisterschaftsgürtel malte.

Aus reichem Hause, in seiner Jugend zum väterlichen Getreidehandel bestimmt, legte er, wie er mir einst erzählte, die gesamte Mitgift seiner Frau auf seiner Hochzeitsreise in Paris – es muß so um 1905 gewesen sein – in moderner französischer Kunst an. Zum Schreck seiner Schwiegereltern kam er ohne einen Pfennig heim. Dafür brachte er einen Haufen unverständlicher kubistischer Bilder mit, die außerdem noch schön und sogar wertvoll sein sollten. Aber seine Spürnase, die auch äußerlich enorm war, hatte ihn nicht betrogen. Was er vorausgeahnt hatte, traf nach ein paar Jahren ein, und seine modernen französischen Bilder brachten das Doppelte und Dreifache der in ihnen angelegten Mitgift.

Im Gegensatz zu manchen ähnlichen Typen war Alfred kein Geizhals. Seine Privatwohnung war eigentlich eine intimere Fortsetzung seiner Galerie am Lützowufer; die Wände hingen buchstäblich von oben bis unten voller Bilder, meist moderne Franzosen, denn die liebte er am meisten. (Auch ein paar deutsche Maler hingen da, aber die wirkten wie Stiefkinder und kamen nicht recht gegen die Franzosen auf.) Er war sehr gastfreundlich, und seine Diners waren berühmt. Man traf dort immer einen Kreis interessanter Menschen, und wem die Menschen nicht behagten, der konnte sich an Speise und Trank gütlich tun. Neigte Flechtheims Kunstgeschmack zum Ultramodernen, so übertrug er dies nicht auf seine Tafel: bei ihm wurde nicht nach Kalorien und Vitaminen gegessen, sondern man wurde noch mit altrheinischer Gastlichkeit bewirtet.

In diesem gemütlichen Hause lernte ich eines Abends «Svengali Joe» kennen.

Es war dies der Spitzname des Regisseurs Josef von Sternberg aus Hollywood, der Marlene Dietrich für den Tonfilm entdeckt und weltberühmt gemacht hatte. Er verdankte den Spitznamen einem ironischen Berliner Kritiker, der fand, Sternberg habe wie der unsterbliche Svengali die damals kaum bekannte kleine Schauspielerin und Kabarettistin unter seinen Einfluß gebracht und seinen geheimsten Wunschorstellungen nachgebildet. Sein Einfluß war so mächtig, daß sich Marlene nie davon befreien konnte oder wollte. Sie blieb verzaubert, eine lebendige Verwirklichung der Sternbergschen Phantasie – seine Beatrice, wenn ich so sagen und einen Filmregisseur mit einem Dichter von Gottes Gnaden vergleichen darf.

Aber wenn man von Hollywood spricht, werden ja die Vergleiche sofort dementsprechend. Später, als Svengali Joe längst nicht mehr mit ihr arbeitete, suchten gar viele andere Ritter, Prinzen und Filmleute Marlenen aus seinem Bann zu erlösen, aber keinem gelang es. Die Fee mit den schönen Beinen, die ja ein Stückchen des Sternbergschen Wunschtraums waren,

mußte bis an ihr Lebensende dieselbe bleiben – im Film jedenfalls. Und ich stelle mir Svengali Joe vor: hinter sorgfältig verhängten Fenstern in seinem Glashaus sitzend, inmitten eines magischen Kreises, ein lebensgroßes Bild seines Traums über sich, die dunklen Mächte beschwörend, daß der Traum immer so bleiben und keiner außer ihm imstande sein möge, ihn zu verändern.

Auf mich hatte Sternberg dadurch Eindruck gemacht, daß er auf seinen Photos in den illustrierten Zeitungen nie lachte. Das fiel mir auf. Warum lacht er nicht? fragte ich mich. Alle seine amerikanischen Filmkollegen lachten doch immer, wenn sie sich photographieren ließen. Hatte er Sorgen? Aber nein, das hätte ein so erfolgreicher Mann sich nie öffentlich anmerken lassen, und ein Amerikaner schon gar nicht. Vielleicht war er eitel wie alle Filmregisseure, kannte sein Gesicht genau und hatte festgestellt, daß Lachen ihm nicht stand? Oder war er feinfühlig und anpassender Natur, hatte bemerkt, daß man in Europa und besonders in Deutschland lange nicht soviel lachte wie in seiner Heimat, dem Land der Heiterkeit und des «Keep smiling», und sah ein, daß hierzulande ein ernstes Dreinschauen würdiger wirkte als fortwährendes Zähneblecken?

Was mich weiter an Svengali Joe beeindruckte, war seine Garderobe. Die menschliche Individualität, die heutzutage so geschätzte kleinere und größere Verschiedenheit des einen vom anderen, die man oft auch Persönlichkeit nennt, drückt sich häufig zuerst in der Kleidung aus. Sternberg machte von dieser Regel keine Ausnahme. Seine Oberkleider waren nie ganz so, wie die allgemeine Konfektion sie hervorbringt. Selbstredend waren sie von erstklassigen Schneidern nach Maß gearbeitet, nur die Reverse der Jacketts waren abweichend, als Schalkragen geschnitten und ohne das übliche Knopfloch für die Ansteckblume. Auch trug er Westen mit Ärmeln von gleichem Anzugstoff, wie ich sie schon bei dem ebenfalls sehr individualistischen Bert Brecht gesehen hatte. Darunter trug Sternberg weiche, weite, bequem geschnittene Hemdkragen mit langen, ein wenig heraushängenden Ecken. War er empfindlich gegen Druck am Halse? Modern und romantisch zugleich, war seine Krawatte stets irgendwie «künstlerisch» gebunden, als wäre sie dereinst eine lustig flatternde Lavalliere am Halse eines kecken, freien Künstlers aus der Zeit des Alfred de Musset gewesen. Eine verborgene, unbürgerliche Welt wurde dadurch dezent angedeutet, ohne die Gesetze des gutgekleideten Gentleman zu sehr zu überschreiten.

Er ging nie ohne einen Spazierstock, dieses letzte Überbleibsel des einst von den Rokokokavalieren durch die Rocktasche gesteckten Zierdegens. (In Amerika längst außer Mode, galt der Stock in Deutschland immer noch

als Zeichen eines «Herrn» – und in Verbindung mit Handschuhen und Ledermappe als Zeichen eines Ex-Korpsstudenten, Generaldirektors oder Bergsteigers. Mit einem Wort, er war ein Symbol von etwas Höherem.) In Sternbergs Hand aber war jener einfache Spazierstock mehr noch als bloße Imitation einer europäischen Sitte. Er war eine Art Fetisch für seinen Besitzer, ein Zauberstock, der Glück brachte, wenn er getragen, und Unglück, wenn er einmal stehengelassen oder vergessen wurde. Es hieß, daß sich eines Tages, während Josef einen neuen Film drehte, jener merkwürdige Stock von selbst unsichtbar gemacht hätte und trotz verzweifelten Suchens nirgends auffindbar gewesen sei. Und richtig: der Film fiel durch. Nachher sei der Spazierstock plötzlich wieder zum Vorschein gekommen.

«No – ich bin nicht abergläubisch», sagte Joe, als ich einmal darauf zu sprechen kam, «nicht im gewöhnlichen Sinne – aber, see here, dieser Stock hat gewisse unerklärliche Fähigkeiten wie zum Beispiel eine Wünschelrute – was ja der Ast, aus dem er gemacht ist, einmal gewesen sein mag, ohne daß man es beim Absägen wußte. Reden wir lieber von etwas anderem», fuhr er fort, «zu viel sprechen zerstört das Geheimnis. . .»

In Babelsberg bei Berlin besuchte ich ihn im UFA-Atelier, wo er den Tonfilm «Der Blaue Engel» drehte. Er ließ vor ein paar Freunden einige eben gedrehte Szenen daraus vorführen; dann nahm er uns mit in den Raum, wo sein Gehilfe dabeiwar, einige Filmstreifen zu «schneiden». Den Gehilfen hatte er aus Hollywood mitgebracht. Sie hatten beide Baskenmützen auf und dicke Wollshawls um den Hals, als frören sie. Von uns nahmen sie keine Notiz. Wie ein Zaubermeister und -gehilfe im Märchen, dachte ich mir. Sie unterhielten sich in einer unverständlichen Pfeifsprache, wie die Vögel. Und plötzlich bekam der Raum, in dem wir uns befanden, und alles darin etwas ganz Exotisches, Treibhausartiges.

Ein anwesender Freund von mir, ein richtiger Professor, der sich nebenbei mit Studien über Seelenwanderung befaßte, behauptete später, jener Regieassistent müsse in einem früheren Leben einmal ein Kanarienvogel gewesen sein. Als aufgeklärter Mensch hielt ich das natürlich für glatten Unsinn. Dachte ich dann aber an das leise, kanarienvogelhaftige Pfeifen – und sonderbarerweise erinnerte ich mich sehr oft daran –, so überkam mich doch ein leicht unheimliches Gefühl, als habe der Professor recht gehabt. . .

Nun, wie gesagt, hatte ich Sternberg eines Abends bei Flechtheim kennengelernt. Sein Deutsch war besser als mein Englisch; er sprach so gut deutsch, daß ich manchmal den Eindruck hatte, er hätte eine Zeitlang in der Nähe von Wien gelebt. Ich wußte leider wenig von seinen filmischen Leistungen, aber ich hatte mich vorsichtshalber bei einem Freunde, der alle in Berlin aufgeführten Sternbergschen Filme kannte, vorher danach erkundigt, und

so war ich unterrichtet. Wir sagten uns beide Komplimente und faßten sofort Zuneigung zueinander — ich, weil er mein «Ecce Homo» kannte und mich als Zeichner bewunderte, und er, weil ich das «Künstlerische» seiner Filmregie so artig zu betonen verstand. Unter Beteurungen gegenseitiger Bewunderung setzten wir uns zu Tisch. Bei mir war natürlich ein Hintergedanke die Hoffnung, er werde mir eventuell etwas abkaufen, denn Joe sammelte Kunst. Und zwar war er auch in dieser Hinsicht anders als die anderen: er sammelte moderne deutsche Kunst. Das war damals nicht allgemein üblich; wer reich war und die Marotte des Kunstsammelns hatte, der sammelte in erster Linie Franzosen.

An jenem Abend war es wie immer bei Flechtheims: erlesene Speisen, Weserlachs, ein wunderbarer, richtig gekühlter Mosel dazu, ein extra servierter Rheinwein dazwischen, der Bordeaux zum Braten. Als Tischdekoration standen Plastiken der Renée Sintenis auf dem Damasttisch Tuch, zwischen altem Silber und Kristall, in dem das Kerzenlicht funkelte. Es war erstklassig, aber nicht etwa steif und langweilig. Der Wein tat bald seine Schuldigkeit und brachte eine lebhaftere Unterhaltung in Gang. Nur unser Freund Sternberg saß etwas verloren zwischen seinen zwei Tischdamen, die offenbar keine Ahnung von seiner Bedeutung hatten, zumal er, exzentrisch und eigenwillig wie immer, in einem saloppen Anzug erschienen war und sie den Gast mit dem losen Künstlerkragen und melancholisch hängenden Bärtchen auf der Oberlippe sicherlich für einen tief sinnigen jungen Maler oder vielleicht Musiker hielten. Bei Flechtheims traf man ja die merkwürdigsten Leute.

Ich saß Svengali Joe gegenüber und sah, wie es ihn verstimmte, nicht ins Gespräch und nicht richtig zur Geltung zu kommen. Er wartete direkt fühlbar auf eine Gelegenheit, in vollem Glanz hervorzutreten und zu zeigen, wer er war. Nach einiger Zeit stockte momentan das Gespräch. Sternberg beugte sich über den Tisch — sein Gegenüber war der fischköpfige, als geldgierig bekannte Bildhauer Rudolf Belling, der ihn sicher etwas Finanzielles gefragt hatte — und sagte mit erhobener Stimme, so daß es auch keinem der Tafelrunde entging: «Ich, dear Rudolf? Nein, ich verdiene gar nicht so sehr viel. Höchstens vielleicht dreimal soviel wie der Präsident der Vereinigten Staaten.»

Wir hatten es alle deutlich gehört. Dem Mädchen, das eben Joes Glas neu auffüllen wollte, blieb vor Ehrfurcht der Mund offen, und fast hätte sie vorbegegossen. Wir sahen Joe, der mit seinem Dessertteller beschäftigt war, überrascht und beeindruckt an. Dem geldgierigen Bildhauer klappte das Kiemenmaul auf und zu, und man konnte förmlich seine neidischen Gedanken lesen: «Dreimal soviel — dreimal soviel —». Sternbergs Tischnachbarin-

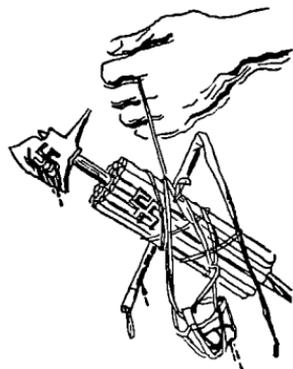
nen kam es erst jetzt zum Bewußtsein, was sie da versäumt hatten, und meine eigene Tischdame, eine langweilige, etwas mauflaule Bankiersfrau, stieß mich an und fragte leise: «Was hat er gesagt? Dreimal soviel wie der Präsident? Ja, womit denn? Ich dachte, das wäre so ein Künstler —?»

Ja, Svengali Joe war auf einmal interessant geworden. Das mit dem Präsidenten hatte gewirkt. Sehr geschickt übrigens, weil jeder nun sich selbst fragte: «Wieviel verdient eigentlich der Präsident der Vereinigten Staaten?»

Denn an Flechtheims Tisch saßen gar manche Großverdiener; aber die hätten sich lieber die Zunge abgebissen, als offen zuzugeben, was sie im Jahre verdienten, und dabei womöglich noch den damaligen deutschen Präsidenten zu zitieren.



XIII Ein Märchen



ES WAR EINMAL EIN MANN, der hieß Schulze. Da er in Deutschland lebte, wo gar viele Menschen Schulze heißen, nannte er sich zum Unterschied von den anderen Schulzes Schulze-Leipzig, denn in dieser Stadt war er geboren. Da er zudem kunstgewerbliches Talent hatte, das heißt, ein wenig zeichnen konnte, wurde er Gebrauchsgraphiker. Auf einer großen Schule in seiner Vaterstadt lernte er allerlei Nützliches, schnitt in Holz, lernte Buchtitel entwerfen und Lampenschirme bemalen und konnte auch kleine Vignetten zeichnen, zum Schmücken von Büchern. Die vielfache Beschäftigung mit ihrer Ausstattung hatte zur Folge, daß er auch gelegentlich in den Büchern las, für die er die Titelpföpfe oder die Anordnung der Schrift entwarf.

Es fügte sich, daß Deutschland damals das freieste Land der Welt war, und da die Freiheit immer viel mit Büchern zu tun hat – man kann sich Freiheit ohne Bücher ja eigentlich kaum vorstellen –, also kurz und gut, unser Held las besonders gern in Büchern, in denen von Freiheit die Rede war. Dann sank ihm das Holzschnittmesser aus der fleißigen Hand, und Schulzes Backen glühten vor Begeisterung über die feurigen Strophen der freiheitlich gesinnten Dichter und ihre flammenden Manifeste. Oder er saß bis in die späte Nacht, vertieft in die strengen, dogmatischen Auseinandersetzungen der damaligen Hohen- und höchsten Priester des dialektisch-materialistischen Fortschritts, der seit hundert Jahren angesagt war und nun anfangen sollte. Ja, es gab ein Büchlein eines besonders großen Aufklärers, das Schulze immer mit sich herumtrug, um es hie und da bei einer Auseinandersetzung mit unaufgeklärten Freunden oder Zweiflern aufzuschlagen und anzuführen.

Freiheit und ein, oh, so prächtiges, wärmeres, besseres Übermorgen! Das waren die Themen, die in jener Zeit jeden angenehm bewegten und erregten. Überall disputierte man darüber, wie herrlich es sein werde, wenn erst der neue Tag angebrochen sei. Der neue Tag, der schon einmal ange-

brochen war und viele Menschen befreit haben sollte, hatte ein wenig an Glanz eingebüßt, und so sah man denn häufig im Chor singende und im Gleichschritt sich bewegende Kolonnen junger, zukunfthoffender Menschen durch die Straßen ziehen. Da Schulze von Vatersseite aus einer freiheitsliebenden Familie stammte – sein Vater war Soldatenrat im letzten großen Kriege gewesen –, war es nur natürlich, daß er alsbald vom Gesang gepackt wurde. Er spielte auch wunderhübsch auf der Zupfgeige und gehörte daher sofort zu einer der Gruppen, die so schöne Freiheitslieder sangen und, den dicken Stock geschultert, soldatisch ausgerichtet einhermarschierten.

Nachdem die Menschen nun einige Jahre marschiert waren und in Gruppen oder einzeln für sich von Freiheit und Weltverbesserung gesungen und geträumt hatten, wurden sie der ewigen Freiheitsgesänge plötzlich müde. Auch standen über Nacht einige sogenannte Führer auf, die als gute Menschenkenner einmal zur Abwechslung das genaue Gegenteil singen ließen. Und siehe da, die meisten Gruppen und Vereine merkten gar nichts, denn sonderbarerweise ließen sich ebenso gut auch andere Worte zu derselben Melodie singen. Nur der Gleichschritt und der Knüttelstock über der Schulter blieben unverändert.

Zu diesem Zeitpunkt beginnt eigentlich unsere Geschichte. Schulze war – zu seinem Unglück müssen wir es anführen – einer, dem zwar die Melodie noch so gut gefiel wie ehemals, nicht aber der neue Text. Er konnte ihn nicht leiden, und da sein Vater ein Soldatenrat gewesen war, fühlte auch er in sich etwas Rebellisches – wohl ererbt. «Schulze», sagten seine ehemaligen Marschgenossen, «Schulze, mach Dich bloß nicht unglücklich mit Deiner Opposition!» Schulze wurde immer einsamer. Er ging viel im nahen Walde spazieren und nährte innerlich einen tiefen Groll. Er zweifelte an etwas, wußte aber nicht genau, woran. Er wurde auch individualistischer und las die Zeitschrift «Aktion», die für die Abschaffung der Maulkörbe für Hunde in aller Welt eintrat. Mit einem Wort: Schulze wurde verboht.

Es traf sich außerdem, daß man plötzlich oft auch mit einer Million Mark nichts mehr kaufen konnte. Denn es gab da irgendwo – es sollte im Rheinland sein, flüsterte man sich zu – einen Mann, der war so mächtig, daß er alles, aber auch alles kaufen konnte, und zu dem kam auf unheimliche, mysteriöse Weise auch das kleinste Stückchen Seife. Bei diesem Mann, hieß es weiter, gäbe es haushohe unterirdische Gänge und Riesenvorratskammern, in denen meilenweite Reihen von Seife lagerten, Fässer mit der schönsten Molkereibutter, kilometerweit Brote und Hunderttausende von Zucker-, Kaffee- und Teesäcken und amerikanischer Büchsenmilch. Die Leute sagten, der Mann, den niemand beim Namen nannte oder gar kannte, sei eben unermesslich reich, und wer unermesslich reich

sei, dem liefen eben der Zucker oder der Kaffee von selbst zu. Es gab jedoch auch gelehrte Männer mit Brillen, die Tag und Nacht vor statistischen Tabellen und Berechnungen saßen, manche von ihnen sogar in der Regierung, und die bewiesen haargenau, daß das alles nicht ewig so weitergehen könne und ein nur ihnen verständliches Geheimgesetz von ökonomischer Ebbe und Flut die Seifen, den Zucker, das Mehl, die Butter und die Büchsenmilch ganz von selbst wieder zu dem seit Jahren ungewaschenen, ausgehungerten und durstigen Verbraucher zurückführen müsse, wenn der nur noch ein wenig warte und sich gedulde.

Dies war die Zeit, die viele aufs Land ziehen sah. Da gab es Felder, auf denen Mohr- und Zuckerrüben wuchsen und die herrlichste aller Früchte, die Kartoffel. Und ein jeder, der so hinauszog, sagte sich: «Während ich auf das Zurücklaufen der guten Sachen warte, mache ich mich einstweilen selbständig und baue meine Mohrrüben. Davon habe ich schönen Mohrrübenkaffee, und die Zuckerrüben, die sind wie Koteletts, und jeder weiß, daß man Kartoffeln auf hunderterlei Art bereiten kann – das gibt mir Auswahl, und wenn ich die hundert Arten durchprobiert habe, fange ich wieder von vorne an. So habe ich gesunde Abwechslung in meiner Diät.»

Solche Gedanken hatte denn auch unser jugendlicher Held. Er hob seine letzten Ersparnisse ab, die allerdings nur wenige Millionen betrugten, aber das Glück war ihm hold: In einem alten Anzug, den ihm seine Schwester aus Kalifornien geschickt hatte, fand er beim Ausbürsten – er war bis zu seinem schrecklichen Ende ein sehr ordentlicher und sauberer Charakter – zufällig 25 amerikanische Cents. Heiß! Schulze war ein reicher Mann. Flugs wechselte er die Devisen um – das heißt, er kaufte erst noch einen leeren Waschkorb mittlerer Größe, denn die Summe, die er bei der Umwechslung bekam, war so gewaltig, daß eine einfache Reisetasche nicht gereicht hätte. Nachdem ihm der Schalterbeamte noch zu seinem Glück gratuliert hatte, packte er den Waschkorb auf einen Schubkarren und verließ guten Mutes seine Vaterstadt, um hinaus auf das ersehnte Land zu ziehen. In einem zusätzlichen Koffer hatte er alle seine Bücher. Da von den Gebrauchsgraphikern, die nicht umgesattelt hatten, in jenen Jahren viele an Unternahrung zugrunde gingen, sagte sich unser Schulze mit vollem Recht: «Ach, die vielen Bücher nehme ich mit, vielleicht kann ich hin und wieder mit den Bauern tauschen» – denn man tauschte in jenen Tagen allgemein, womöglich sogar Eier oder Kartoffeln. Hungrig, wie ja damals jeder war, sah er im Geiste die freundliche Vision eines gewaltigen, lieblich brutzelnden Bauernfrühstücks aus mindestens sechs oder acht Eiern und drei Pfund Bratkartoffeln.

Wie er nun hinauskam aufs Land, da war alles so schön grün, die Vögel



Justiz

sangen in den Bäumen, die kleinen Seitenwege waren mit lustigen roten Backsteinen gepflastert, und die Häuschen der Bauern und Kleingrundbesitzer wirkten schmuck und sauber; in den Fenstern standen nett bemalte ehemalige Konservenbüchsen mit all den bunten Blumen, die gerade blühten; karierte Laken und blaue Arbeitskleidung flatterten überall, und dazwischen pickten und gackerten Hühner. Das gefiel ihm gleich groß-

artig. Er hatte sich als geborener Binnenländer – Leipzig ist ja nur im Studentenlied eine Seestadt –, also er hatte sich für ein hübsches kleines Ostseedorf entschieden. Reich war er ja nun, dank der 25 amerikanischen Cents, von denen er vorsichtigerweise nur 15 gewechselt hatte. Die restlichen 10 hatte er für ein paar Notmilliarden sorgfältig in sein Sacktuch eingeknüpft – also passieren konnte da gar nichts. Am nächsten Tage ging er auf die Häusersuche und kaufte noch am selben Nachmittag von einem uralten Bauern, der schwerhörig war und noch in einer vergangenen Welt lebte, für mehrere Milliarden Mark eines jener netten Ostseebauernhäuschen mit großen Bäumen drum herum und einem leicht verwahrlosten Gemüsegarten dabei.

Er kaufte es, wie es war, mit den alten, beschnitzten und verzierten, vom Alter und den Seewinden gekrümmten und gebeizten Balken. Besonders erfreute ihn ein altertümlicher Türklopfer, denn als Gebrauchsgraphiker liebte er derlei ornamentale Dinge. Er war da grundverschieden von den Bauern, die wollten ja alles neu und poliert haben, obwohl sich einige Herren, die einen «Verein zur Erhaltung alter Bauernhäuser und volkstümlicher Trachten» gegründet hatten, vergeblich bemühten, den immer mehr aufs Städtisch-Mode:ne sich richtenden Geschmack der Dorfbewohner zu heben.

Die Dinge nehmen eben ihren unbeirraren Lauf. Noch war das Schicksal Schulzen wohlgesinnt: er arbeitete im Garten; das Bäuchlein, das oft gerade Gebrauchsgraphiker durch vieles Sitzen bekommen, verschwand; seine Haut wurde braun, seine Augen gewannen wieder die Fähigkeit, wie Katzen im Dunklen zu sehen, in seinem Garten gediehen Mohrrüben und Salate, Erdbeeren und Kartoffeln, an den Büschen hingen die reifen Johannisbeeren, munter scharften die Hühner im drahtumspannten Hühnerstall, und eine zwischen zwei schönen Kirschbäumen gespannte Hängematte lud zum Schläfchen im Freien ein. Es war friedlich, und die Stadt war verblaßt, wie die unechte Farbe eines billigen Hemdes. Möbel waren angeschafft oder teilweise voller List erhandelt worden: alte, unbeachtet in Hinterzimmern oder Bodenkammern stehende Möbel, die in ihrer noch schönen Gliederung und Verzimmerung von einem heute nicht mehr vorhandenen Stil zeugten. Die Bücher standen reihenweise in Regalen, und viele neue waren dazugekommen. Ein sonniger Bodenraum war als Atelier ausgebaut, und das Handwerkszeug des Graphikers hing schön säuberlich geordnet an der hellblau gestrichenen Wand oder lag gebrauchsfertig auf dem alten, soliden Holztisch.

Schulze war zufrieden und glücklich, war er doch eigentlich heiterer Natur und, wenn auch rebellischen Wesens, ein an sich optimistischer

Charakter. Hätte er die Gabe gehabt, in die Zukunft zu blicken, die ja manchen Menschen verliehen ist, er wäre wohl vor Schauder erbleicht; aber da er ein durchaus aufgeklärter Mensch war, glaubte er weder an Kartenlegen noch an Kaffeesatz. Leider glaubte er auch nicht an Gott – im Gegenteil. Seine Aufklärungssucht und sein Freidenkertum schienen durch den Aufenthalt in Gottes freier Natur, im Garten und an der See, nur zuzunehmen. Man fragt sich, ob da vielleicht etwas im Seewasser oder in den Hühnereiern war, etwa ein Phosphor oder Jod oder sonst irgendein Salz oder Vitamin, das besonders auf die rebellischen Drüsen Einfluß nimmt? Das fragte sich Schulze wohl selbst. Denn wie jeder Aufgeklärte pflegte er zu behaupten, der Mensch bestehe eben aus Salz, Wasser und Eiweiß und einer Art elektrischen Leims, weswegen denn auch ein verwesender Leichnam so süßlich nach Leim rieche. Schulze war allmählich durch das viele Lesen ein recht gebildeter Mann geworden. Es gebe da auch noch so etwas wie Komplexe und Verdrängungen, wußte er, die durch richtiges Aussprechen erst mal erkannt und dann gedeutet und aufgeklärt werden müßten, dann erfolge die Heilung ganz einfach von selbst. Eine Seele gebe es ebensowenig wie Gott; überhaupt entspreche die Auffassung des Menschen als einer reinen Maschine dem modernen fortschrittlichen Weltbilde. Man solle da ruhig einmal unbeeinflußt den Blick nach dem Osten lenken, meinte er, und sehen, wie da in Rußland die Bauern sich unter dem wohlthätigen Einfluß allgemeiner Aufklärung von oben fast wortwörtlich in Maschinenteile verwandelten. Das sei doch durchaus eine herrliche Weiterentwicklung der Darwinschen Theorie und ganz zum heutigen Kulturbilde passend.

Dem Wort «Kultur» gab Schulze, wie aus meinen Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht, eine besondere Betonung und meinte, er fände den ewig menschlichen Ausweg rührend, wie dort in jenem «größten Experiment der Weltgeschichte» – diesen Satz habe ich mir extra notiert – «selbst Kosenamen und Liebesworte vom Leben und Weben der Maschine abgeleitet» wurden. So hatte er von einem Mann, der dort weit unten im großen Magnitogorsk gewesen, gehört, daß in Situationen, in denen man früher zu sagen pflegte: «Du mein zuckersüßes Kätzchen» oder «Du mein kleiner Honigpopo, Du Schnuckelputz» und so weiter, es jetzt hieß: «Du mein fein vernickeltes Schraubenschlüsselchen» oder «Du mein starker Dampfpflug!» Er erwähnte eine ganz neue Schriftstellerschule, in der dies auch theoretisch gelehrt werde, und sprach von einem Roman, in dem der ehemalige Bauer, der zum pflichttreuesten und schnellsten Industriearbeiter geworden, sich auf dem Totenbett nach dem nicht vorschriftsmäßig funktionierenden Kran erkundigt: «Genosse, was macht der Kran – ist – ist – ist er wieder in Ordnung?»,

bis sein Sohn hochatmend zur Tür hereinstürzt, dem sterbenden Vater zuschreit: «Vater, Vater, unser Kran arbeitet wieder!» und der Alte verklärt die Augen schließt: «Er arbeitet . . . dann kann ich ruhig sterben. . . »

Ich gebe das nicht nur deshalb so genau wieder, weil unser Held so dachte und solche Ideen und Spekulationen sein Innenleben ausmachten (verzeih mir das Wort, Freund Schulze; Du hättest nur gekichert: «Innenleben? Seele? Quatsch – zieht Blasen, das ist alles!»), sondern auch, weil gar viele damals so dachten. Jener Roman war ein Zeitdokument, seine Wirkung gab der Zeit das Kolorit.

Mit den Bauern in seinem Dorf traf Schulze schon zusammen. Aber es stellte sich bald heraus, daß viele, die wie Bauern oder gewissermaßen verbauert wirkten, gar keine richtigen, waschechten Bauern waren, sondern meist ebensolche Stadtflüchtige wie er selbst, oder auch pensionierte Schiffskapitäne, die ihre Häuser und Lauben während der Sommersaison vermieteten. Die Fischer wiederum waren ein anderes Kapitel; die wohnten in einem ganz anderen Dorf, das man in zwei Stunden mit dem Fahrrad erreichte. Schulze lernte einen dicken Arzt kennen, einen starken Alkoholiker, der immer halb im Rotweinrausch seine Sprechstunde in der Kneipe des Dorfes abhielt. War er betrunken, so legte er sich in der Sägemühle nebenan in das Sägemehl und schlief seinen Rausch aus. Von weitem, das stiebende Sägemehl aus der Nase pustend, sah er da aus wie ein verwunschener Walfisch auf dem Trockenen. . .

Mit dem Arzt hörte Schulze eines Abends in der Dorfkneipe unter der Petroleumhängelampe – Elektrizität gab es nicht – auch die Schauer geschichten eines damals unterirdisch in den Ostseedörfern agitierenden patriotischen Geheimbündlers. Sie saßen in der Hinterstube auf dem gemütlichen Wachstuchsofa und aßen das Nationalgericht des Landes, warme geräucherte Flundern mit Salz und köstlichem, dunklem Landbrot. Die Flundern wurden der Sitte gemäß direkt mit den Händen aus dem Papier gegessen, und dazu trank man einen stärkenden Kartoffelschnaps, der schön wärmte und angenehm zu Kopf stieg. Währenddem hörte man durch die halboffene Türe, wie die Franzosen unseren Agitator angespuckt, seinen Mund als Aschenbecher benutzt und ihm zum Schluß unmenschlich den unteren Rücken vermöbelt hätten. Als der Agitator nach feurig beendeter Rede seinen Rücken entblößte, begann die Apothekersfrau leise zu weinen, und viele Frauen weinten mit. Schulze erzählte mir später in seiner aufklärenden Art, es sei eine einfach tolle Hetze gegen Polen und Frankreich gewesen, und so wirksam, daß er seinem Gott im Stehen gedankt hätte, daß er und sein Freund, der dicke Dorfarzt, keine Polen oder gar Franzosen gewesen. . .

Der Arzt war, wie man vielleicht schon erraten hat, unglücklich verheiratet. Saß er so recht beim Rotwein oder Schnaps in jener Hinterstube, so erschien stets die leicht hinkende Frau Doktor – sie praktizierte auch –, von Kopf bis Fuß schwarz angezogen, und wandelte wortlos und ohne jemand anzusehen, einem griechischen Gespenste oder einer Ibsen-Figur gleich, durch den Raum und verschwand. Sie kam pünktlich auf die Minute jeden Nachmittag um halb sechs. Schulze nannte sie nach einem Roman «die Geisterfee» und stellte seine vorgehende Uhr nach ihr, so regelmäßig kam sie. Der dicke Doktor sagte natürlich kein Wort, bestellte aber immer gleich nach ihrem Durchgang ein Rotweinglas voll Kartoffelschnaps, trank es in einem Zug mit zugeklappten Augen aus, schüttelte sich und machte: «Brrr».

So verging der Sommer und alles war nett und gut. Ach, Schulze, Schulze – wenn Du nur gehant hättest, was die Zukunft Dir bescheren sollte, Du würdest noch selbigen Tages nach Leipzig zurückgekehrt sein!

Hin und wieder ging er auch ein wenig landschaftern. Ich besitze noch einen kleinen Holzschnitt von ihm: «Fischerboot im Wind». Er zeichnete auch das «Einziehen der Lachsnetze», wobei er den Fischern selber half, und fertigte auf Bestellung Kopien alter Familienbilder und in einem benachbarten Hafen sozusagen auch Porträts von Schiffen an, das heißt, nicht ganz auf Bestellung. Er malte diese dänischen oder norwegischen oder Bornholmer Zwei- und Dreimaster sauber ab und bot die fertigen Bildchen gegen dänisches oder norwegisches Geld den Kapitänen an, die so ein Bild gern als Andenken mit nach Hause nahmen. So hatte er immer ein paar dänische und norwegische Kronen – und da es im Westen immer noch jenen sagenhaften Krösus gab, dem allmählich ganz Deutschland gehören mußte, so bekam Schulze für jeden Cent ausländischen Geldes viele Pfunde deutschen Papiers. . .

Hin und wieder kamen seltsame Menschen in diesen Teil des Landes, die nannten sich Abwracker. Sie kauften gestrandete Schiffe, ließen durch gemietete Arbeiter das Holz und alle Eisenteile zerlegen und machten das ganze alte Holz, Eisen, Messing und so weiter zu Geld. War das Schiff abgewrackt, gaben sie Riesengelage, zu denen jedermann eingeladen war. Sie waren abenteuerliche Figuren voller Lebenslust. Herr Direktor Schrage war einer von ihnen. Paßte Schragen irgend etwas nicht, so riß er das große Tisch-tuch mit allen Tellern, Weinflaschen, Gläsern vom Tische, stellte sich laut lachend auf einen Stuhl und brüllte in den Festsaal: «Ich sage nur, Schrage kann alles! Alles kann der, sage ich, nicht bloß ein Schiff abwracken!» Dann mußten die Dienstmädchen und der Wirt alles wieder aufbauen, neue Tischtücher herausgeben, neues Essen auftragen, und dann fing das

Ganze von vorne an. Das wiederholte sich oft mehrere Male am Abend, und da Schrage alles in ausländischem Geld bezahlte, war man ihm eifrig ergeben und dienstbar, und er galt vielen als ein wunderbarer Herr.

Schulze war anderer Ansicht. «Du siehst, mein Freund, schon allein deshalb muß man das Geld abschaffen, weil es jeden Unsinn und jede Ausschweifung erkaufen kann und den Menschen zu einem würdelosen Kobold erniedrigt» – also sprach er und bewies damit so recht seine feine, taktvolle Gesinnung. War jedoch das Gelage vorbei, so ließ Herr Direktor Schrage seinen Wagen anspannen und fuhr, auf die Pferde einhauend – es war ein leichter Zweispänner –, in wildem Tempo mit drei oder vier Saufkumpanen und leichtfertigen Frauenzimmern den Ostseestrand entlang, manchmal auch spaßeshalber tief in die Wellen hinein, bis alle weidlich durchnäßt wurden.

Schulze war, wie wir bereits gesehen haben, kein Schrage. Auch mit dem dicken Doktor verband ihn keineswegs nur die Rotweinflasche, sondern eine Art gemeinsamen Diskutierens über Ideen. Er hatte erfahren, daß der Arzt einem der damals überall bestehenden Geheimbünde angehörte, der auf einem versteckten Gutshof heimliche Waffenappelle und Schießübungen abhielt und als sein Ziel die Befreiung des Vaterlandes aus den Ketten der Tyrannei, des jüdischen Großkapitals und des Diktats von Versailles bezeichnete. Der Bund trug nach einem im geheimen Sabotagekampf während der Ruhrbesetzung erschossenen Mitgliede den seltsamen Namen «Schlagetot» – und darüber ließ sich selbstredend viel diskutieren. Der gutmütige dicke Doktor war keinesfalls ein Fanatiker; er mußte aber dabei sein, weil ihm sonst der einflußreiche Gutsherr, der Chef der Schlagetot-Bewegung, keine Patienten empfohlen hätte. Und ohne Patienten kein Rotwein.

Schulze begleitete den Doktor gelegentlich auf seinen Fahrten zu Patienten. Und so sah er denn wieder ein Elend und eine Verkommenheit, die man ansonsten nur in den ärmsten Bezirken der Großstädte antrifft. Er sah die häßlichen kleinen Zweifamilienhäuser und sprach öfters mit den Bewohnern, die kaum etwas Besseres waren als einstige Leibeigene. Manche hatten, obwohl sie nur ein paar Kilometer von der Ostsee wohnten, weiß Gott noch nie das Meer gesehen, soviel Arbeit wurde ihnen aufgepackt. Am Fenster lagen die Bibel und ein abgegriffener landwirtschaftlicher Kalender; in einer alten Zigarrenschachtel stand das ausgetrocknete Tintenfaß, und der Federhalter mit der verrosteten Feder war offenbar jahrzehntelang nicht benutzt worden. Schulze fand dieses Stilleben typisch, eben was das Bildungsniveau dieser ausgebeuteten Leute anging, und Tinte und Feder erschienen ihm bereits als Bildungssymbole.

In Schulze verdoppelte sich allmählich der alte Rebellerich. Im Sommer kam natürlich eine Menge Gäste, viele davon aus sogenannten intellektuellen Berufen, und da sich bekanntlich gleich und gleich einander gerne zugesellt und Schulze ja auch eine Art Intellektueller war, so bahnten sich bald neue Beziehungen an. Da gab es Sozialreformer, die Nacktkultur betrieben, ohne Hut und in ganz kurzen Hosen gingen und aus umgehängten, selbstgehäkelten Säckchen Nüsse aßen. Da gab es sozialistisch beeinflusste, heimlich malende frühere U-Bootkapitäne, junge Musiker, die für Hindemith schwärmten, heißblütige Lyriker und drogenessende Mitglieder eines modernen Künstlervereins. Eine fortschrittliche junge Dame turnte mit ihren Schülern nackt weiter unten am Strande, und abends traf man sich und diskutierte oder saß im Dorfwirtshaus, vor dessen Tür eine schwarz-weiß-rot angestrichene, ehemals englische Mine als Wahrzeichen lag.

Es fügte sich, daß eines Tages ein junger Verlagsbuchhändler aus Hannover in das Ostseedörfchen kam. Er verlegte hauptsächlich sogenannte «permanente» Literatur und war sehr stolz auf eine Goetheausgabe, die er von einem dialektisch gebildeten Professor im Sinne der neuesten ökonomischen Aufklärungstheorien hatte kürzen und bearbeiten lassen. Dieser junge Verleger war neben seinem Idealismus ein guter Kopf und sah geschäftlich überall danach aus, wo und wie er seine Bücher am besten vertreiben könne. Sein Wahlspruch hieß: «Ich bin erst zufrieden, wenn nicht nur jeder deutsche Arbeiter, sondern jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau, jedes deutsche Kind schlechthin ein Buch von mir besitzt». Und deshalb ließ er sich auch keine Möglichkeit entgehen, eines seiner Bücher dem Käufer näherzubringen.

Damals kamen die sogenannten Bücherstuben auf – kleine, intime Plätze, wo man nach Herzenslust in Büchern blättern konnte. Die jungen Buchhändler, die solche Stuben unterhielten, waren angenehme, verbindliche, gelegentlich aus anderen Berufen kommende Leute. Man konnte mit ihnen plaudern, und sie boten einem sogar manchmal im Hinterzimmer Tee und Zigaretten an. Die Bücherstuben trugen sinnige Namen, fast wie altertümliche Kneipen. Sie hießen zum Beispiel «Bücherbrille» oder «Goldschnittstube» oder auch nur schlicht «Zum Einband». Manche hießen «Die Rote Ecke – fortschrittliche Bücherstube»; andere wieder waren obskurer und deuteten in ihrem Titel nur ein wenig die Richtung der bei ihnen bevorzugten Bücher an, wie etwa die «Drei kreisenden Ringe» oder «Strumitz – Wer liest, läuft – Sei kein Wurm und krieche!»

So etwas hatte unser junger unternehmungslustiger Verleger im Kopf, als er die Dorfstraße entlang kam. Er war ein Mann, der seine eigene

Tüchtigkeit hegte und pflegte, ja sich selbst auch ein wenig bewunderte. Hatte er sich, vor ein Bücherstubenfenster tretend, erst einmal in der Scheibe gespiegelt, so sahen seine Augen ganz stolz zuerst nur seine von ihm verlegten Bücher. Und da seine Bücher, wie gesagt, damals in fast jeder Buchhandlung im Fenster standen, wies er immer mit befriedigter Armbewegung darauf hin: «Sehen Sie, wieder eines meiner Roten Rucksackserie – wieder ein Schritt vorwärts zur Sonne, zum Fortschritt! Sehen Sie nur das Titelbild, das hat der Gebrauchsgraphiker Schulze alles aus alten Magazinen geklebt – jaja, mir gefällt's gut – wie gefällt's Ihnen?»

Sein Verlag hieß der Rote Rucksackverlag, weil sein Besitzer sich von ganz klein emporgeschwungen hatte und man von ihm erzählte, er habe seine ersten Bücher eigenhändig per Fahrrad in einem rot angestrichenen Rucksack an seine Kunden geliefert. Wie alle Männer mit genialen Ideen war er ein einseitiger Mensch. Allüberall – im Wald, an der See, im Gebirge – sah er eine Buchhandlung vor sich, ein Schaufenster, und darin seine Bücher. Genau so ein Schaufenster sah er nun oben am Weg, der die Dünen entlang führte. Es war ein völlig leeres Schaufenster und hatte früher zu einem jener kleinen Geschäfte gehört, in denen man Andenkenkrimskram kaufen kann: Muschelkästen, Seelöwen, die eine Kugel aus Glas balancieren, kleine Schippen für die guten Kinder, mit Krabben und Hafensicht verzierte Blecheimer, Rettungsringe als Nadelkissen – kurzum alles, von dessen Anblick man sich so gerne an die schöne Ferienzeit erinnern läßt. Wieso ein paar leere Holzkisten, ein Packen schmutziger Holzwolle und ein Stapel zusammengebundener Exemplare der «Zeitung für Hinterpommern», die man durch die Scheibe sah, den Verleger plötzlich an Schulze erinnerten, wissen wir nicht. Vielleicht waren es die Zeitungen in Verbindung mit der Holzwolle, denn unter dem Einfluß einer damals sehr bekannten kunstgewerblichen Klebeschule hatte Schulze, der ja immer voran war, aus diesen Materialien das Titelblatt für ein aufklärendes Buch des Roten Rucksackverlages über die kapitalistische Holzindustrie gemacht. Herrgott, fiel es da unserem Verleger ein, dieser Schulze lebt ja hier im Ort, wenn ich nicht irre! Im Geiste sah er den leeren kleinen Pavillon schon wieder geöffnet, das blankgeputzte Schaufenster bis oben sinnvoll mit Roten Rucksackbüchern dekoriert – und da er Schulzen als aufgeklärten, fortschrittlichen Menschen kannte, beschloß er, ihn aufzusuchen.

Ehrenfried – so hieß unser Verleger – war ein Mann der Tat und schneller Entschlüsse. Gesagt, getan. Er hoffte dabei auch gleich allerlei zu erfahren: wie man hierorts über alles dachte, was so im Lande vorging, und ob man hier – und wer, wenn überhaupt – den Roten Rucksackverlag kenne. Die Unternehmungslust beflügelte seine Schritte, er fand im Dorf-

wirtshaus schnell Schulzens Adresse heraus, und bald sah man ihn vor dem Häuschen, den Türklopfer schwingend.

Schulze war zu Hause bei der Arbeit, war aber hocheifrig, den Verleger, von dem er schon allerlei gehört und der ja auch gelegentlich sein Brotherr gewesen, nun persönlich kennenzulernen. Man trank Kaffee und Kornschnaps und besprach alles zur Zufriedenheit. Schulze fand die Idee einfach großartig. Er meinte, man schlage so zwei Fliegen mit einer Klappe: man kläre die etwas zurückgebliebene Bevölkerung auf und mache gleichzeitig auch ein paar Prozente. Ehrenfried versprach, alles auf Kredit zu liefern; Schulze solle sich da vorläufig gar keine Sorgen machen, nicht im geringsten; die Abrechnung komme immer noch früh genug.

Der kleine Pavillon in den Dünen wurde also gemietet und knallrot angestrichen. Denn Rot war nicht nur die Farbe der gekochten Krebse, sondern auch die der Aufklärung und des Feuers. Den Namen «Rote-Rucksack-Bücherdiele» malte Schulze eigenhändig und sehr schön in Schwarz und Rot als Ladenschild auf die Türe und darunter: Hermann Berthold Schulze-Leipzig, Inhaber. — Dieses war der Beginn einer Kette von Ereignissen, deren einzelne Glieder sich lose aneinander reihten, deren letzter Sinn Zerstörung war und deren geheime, mit der Zeit nur in immer tieferes Dunkel gehüllte Kräfte wir wohl nie enträtseln werden. Sahen wir bislang Schulzen wie auf einem modernen impressionistischen Gemälde im hellen, zerstreuten Licht der Wissenschaft und Aufklärung erstrahlen, sozusagen im Sonnenlicht der Neuzeit, so wird nunmehr seine Figur der Mittelpunkt eines in geheimnisvolles Helldunkel getauchten und von Dämonen gekleckten Schreckbildes von Nacht und Untergang. Unergründlich schwarze Schatten huschten abwechselnd mit grellen Lichtern darüber hin. Es war, als habe eine verborgene Macht einen Fluch losgelassen, der blitzartig, obwohl unberechnet von irgendwoher ins blaue Dunkle gefeuert, gerade unseren Hermann Bertold Schulze-Leipzig getroffen. Aber greifen wir den Dingen nicht vor. . .

Schulze war also nun neben seiner Gebrauchsgraphik auch Buchhändler geworden. In seinem Schaufenster lagen die hübschen Holzschnitte und Radierungen von seiner Hand neben Reihen jener Roten Rucksackbücher, die soviel Fortschrittsonne ausstrahlten. Den Ehrenplatz erhielt ein damals weltberühmtes Buch: «Im Westen nichts Neues», eingerahmt von ein paar schwarz-rot-goldenen Bändern und Fähnchen. Zuerst fiel ein großer Stein ins Schaufenster. Dann fand Schulze ein Stück einer Gasröhre, an das ein Zettel gebunden war: «Für Dich, mein Freundchen, wenn Du nicht hören willst», von unbekannter Hand auf seinem Ladentisch deponiert. Nach ein paar Tagen, an denen nichts passierte, ging plötzlich gegen Abend das

Gas aus, und als er eines Morgens vor seine Haustür trat, lagen da Exkremente, als hätten zwei bis drei große Hunde hier ihre Notdurft verrichtet.

Viele, die er früher gut gekannt, sahen weg, wenn Schulze ihnen auf der Straße begegnete. Als er am Geburtstage der deutschen Republik als einziger die Kühnheit hatte, deren schwarz-rot-goldene Flagge zu hissen, hörte er zufällig durchs geöffnete Fenster, wie ein wild aussehender, bärtiger Mann in grüner Kleidung, die Flinte über die Schulter gehängt, erklärte: «Ich schwöre bei meinem Bart, daß dieser Herr seinen Dreckfetzen noch einmal eigenhändig herunterholen wird!» Was meinte der Mann wohl?

Ging Schulze nachts aus oder durch die Dünen nach Hause, so glaubte er hinter sich Tritte und Stimmen zu hören. An einer dunklen Straßenecke traf er einmal einen seiner Freunde; der sah sich scheu um und flüsterte Schulzen zu, er solle doch auf Urlaub gehen, eine Weile zur Erholung verreisen – er habe gehört, daß Schulze krank sei und an Halluzinationen leide. Am nächsten Morgen war sein Schaufenster mit einem braunen, stinkenden Brei beschmiert, ebenso die Türklinke. Als er mühsam mit Dünengräsern und Blättern den Brei einigermaßen entfernt hatte und aufschließen wollte, brach die Klinke mittendurch, und als er sich danach bückte, hörte er höhnisches Lachen. Er richtete sich schnell auf und sah sich um, doch niemand war zu sehen.

Schulze ging an den Strand, legte sich nieder und deckte sich, da es heiß war, mit einer mitgebrachten Zeitung zu. Geweckt wurde er unsanft dadurch, daß ein großer Mann in Badehosen ihm einen dicken Bambusstock in den Bauch stieß, böse schreiend: «Sie – wollen Sie gefälligst aufstehen und mitsingen?»

Die Sänger sah man gerade den Strand entlangziehen, angeführt von einem ebensogroßen Mann wie dieser hier, der Schulzes Zeitung, den «Berliner Aufklärer», auf seinen Bambusfahnenstock gespießt hatte.

«Da seh' mal einer her», rief er, von neuem auf den lendenlahmen Schulze einfuchtend, «deckt sich mit dem ‹Aufklärer› das Gesicht zu – na so was! Hast woll provozieren wollen, wie? Na, Dich werden wir schon kleinkriegeln. Deckt sich mit dem ‹Aufklärer› zu, gerade wenn die Musik ankommt, das ist doch die Höhe. Geh nur nach Hause, sage ich, und sei froh, daß Du noch so gütlich weggekommen.»

Schulze war gar nicht so gütlich weggekommen. Man hatte ihm eine Rippe eingestoßen, und sein Kopf war erschüttert und benommen. Verreisen wollte er aber nun erst recht nicht. Das Schlimme war, daß er etwas Anlage zum Märtyrer hatte – nämlich eben jene Märtyrertugend, die andere Menschen dazu bringt, einen zu demütigen und zu verprügeln.

Es wurde immer dunkler. Legte er zum Beispiel am Strande eine sogenannte Sandburg an (er liebte das, denn er war ja im Grunde ein ganz kindlicher Mensch), grub er also eine Kuhle – eigenartig, am nächsten Morgen stank der Sand und das Wasser im Graben auch. «Leider stinkt er, der Schulze», hörte er einmal von einer Frauenstimme, aber auch diesmal war niemand zu sehen. Mißtrauisch roch Schulze an sich selbst. Er stank nicht.

Schulze setzte sich auf einen Stuhl. Die Lehne gab nach, er fiel hintenüber und brach sich den Unterarm. Der Doktor erschrak sichtlich, als Schulze hereinkam. Er verriegelte die Tür, horchte zum Fenster hinaus, ließ die Vorhänge herunter, dämpfte seine Stimme: «Sagen Sie um Gotteswillen niemandem, daß Sie bei mir waren!» und setzte beschwörend hinzu: «Und fahren Sie doch ein bißchen nach Leipzig. Ich meine es gut. . . »

Schulze blieb.

Eine schwarzhaarige Freundin, die bei ihm wohnte, ging nachts auf dem spitzen Dach spazieren und war außerdem eine Hexe, die die umgebenden Hühner und Kühe verwünschte und den Schweinen den Rotlauf anhexte. Schulze wußte davon nichts, bis einer der wenigen Freunde, die er noch hatte, es ihm erzählte. Der Freund versicherte höflich, er glaube es zwar auch nicht, obwohl an sich solche Dinge ja schon vorgekommen sein sollten. Tatsache sei, sagte er, daß die Dorfbewohner davon sprächen; sie hätten es auch schon dem Förster und dem Pfarrer erzählt, und der Förster hätte gesagt, er habe von seinem Großvater noch ein paar silberne Kugeln. . .

Schulze blieb.

Es beunruhigte ihn schon, aber er blieb dennoch. Er fing etwas mehr zu trinken an, manchmal schon vormittags. Einige Freunde waren ihm angeblich treu geblieben: ein verkrachter Lehrer, der Hühner hypnotisieren und, wenn angetrunken, Heine auswendig zitieren konnte, ein ehemaliger U-Bootskapitän, der Nichtraucher war und nebenbei malte, zwei schwarzhaarige junge Tanzschülerinnen, die sich von rhythmischer Gymnastik ernährten, und ein materialistisch aufgeklärter stellungsloser Redakteur, der einen Brief von Romain Rolland besaß. Mit diesen feierte Schulze seinen Geburtstag. Das Grammophon ging noch, Gott sei Dank, und ein paar Platten waren auch noch ganz. Man aß, trank Kornschnaps und tanzte nach den Klängen einer damals sehr erfolgreichen Kapelle. Der verkrachte Lehrer trug ein wenig angedudelt Heine vor und erzählte von seinen hypnotischen Erfolgen bei Hühnern. Der Redakteur, etwas ängstlicher Natur, wollte beim Austreten hinter dem Hause Schritte gehört haben, aber gesehen habe er niemand. Also blieb man ziemlich lange beieinander und war den Umständen entsprechend fröhlich.

Am anderen Morgen wollte sich Schulze in die Hängematte legen. Bums – pardaux – und er lag unten in einem Haufen mit stinkendem Brei bedeckter Glasscherben. Es schien ihm, daß sie sehr sorgfältig mit Gras bedeckt gewesen sein mußten, denn er hatte nichts gesehen, und nach Dung roch es damals ja sowieso noch überall auf dem Lande.

Er ging ins Haus zurück, um die verunzierte Hose auszuziehen, und eben als er sie heruntergelassen hatte, klopfte es energisch an der Vordertür: «Herr Schulze, machen Sie sofort auf, im Namen des Gesetzes, oder ich muß Sie verhaften!» Schulze, kreidebleich noch und wütend von seinem Fall, öffnete. Da standen der Gendarm und zwei Förster, alle mit ihren Fahrrädern und umgeschnallten Revolvern.

«Kommen Sie mit, und zwar sofort, zum Landrat. Wenn Sie sich widersetzen, muß ich Sie fesseln oder von meinem Dienstrevolver Gebrauch machen – also fügen Sie sich im guten. Pfui Deibel, stinkt das aber hier», sagte der eine Förster.

«Kein Wunder bei so einem Landesverräter», fügte der andere hinzu.

Schulze – er wußte als Buchhändler genau, was man in solchen historischen Augenblicken der Demütigung zu sagen hat – sagte nur: «Ich bin bereit, meine Herren, und muß mich wohl fügen».

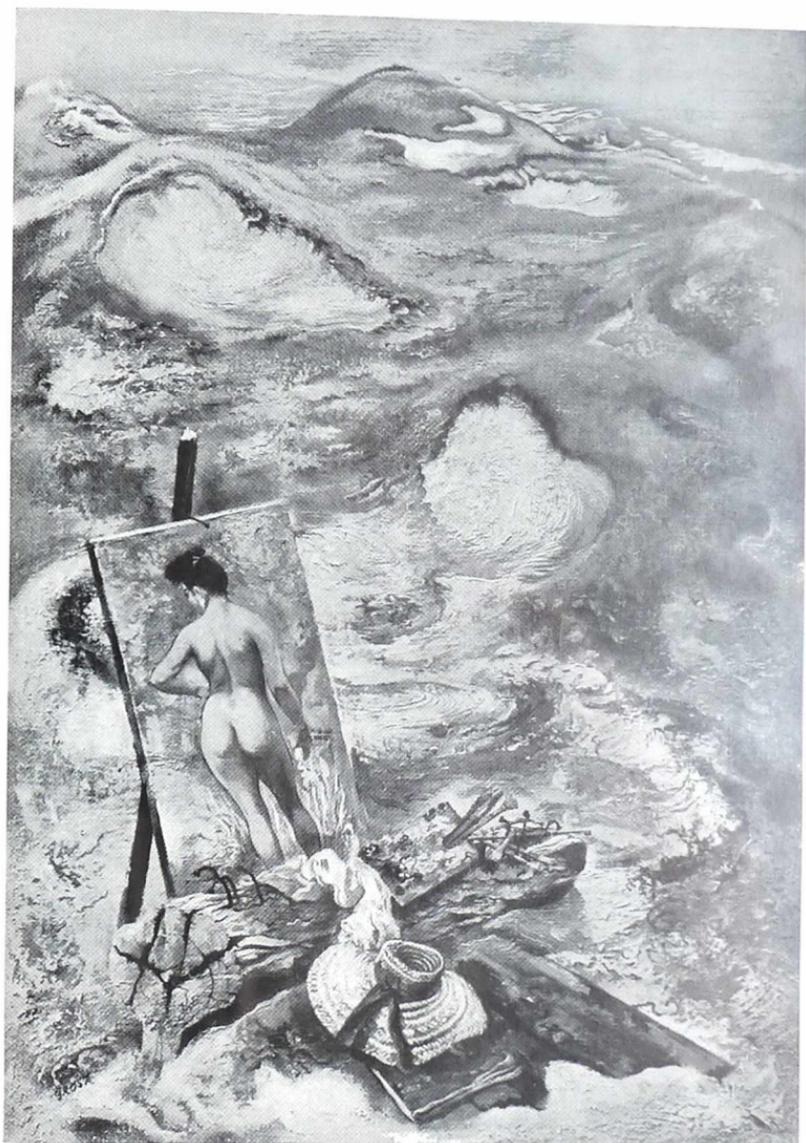
«Du hast Dich hier gar nicht zu fügen, Du hast das Maul zu halten», sagte der Gendarm.

Der Landrat, ein gemäßigt aufgeklärter und gemäßigt fortschrittlicher Mann, der der damaligen Regierung nahestand, empfing Schulzen mit hochgezogenen Augenbrauen und erhobenem Zeigefinger, indem er sagte: «Aber Schulze, Schulze, was hört man denn da nur für Sachen! Sie bringen ja nicht nur sich und mich, nein, unser ganzes, gutes Dorf in Verruf. Sind Sie sich denn eigentlich klar, daß das, was Sie da treiben, Landesverrat ist – jawohl, Herr Schulze, ich betone extra: Landesverrat – und daß darauf Zuchthaus steht, Herr Schulze? Na, nun setzen Sie sich mal hin und dann werden wir Ihre Aussage zu Protokoll nehmen. Aber die Wahrheit, bitte ich, die reine, klare, preußische Wahrheit – denn ich kann auch grob werden, Herr Schulze, und Freunde haben Sie ja sowieso nicht mehr allzu-viele. Dühling, Sie nehmen das Protokoll auf. Also Sie haben doch da, Herr Schulze, so 'ne kleine, so 'ne, wie soll ich denn das nennen –»

«Herr Landrat gestatten, daß ich unterbreche, eine Geburtstagsfeier war es. Es war mein fünfundzwanzigster Geburtstag, und da –»

«Ich habe das Wort, Herr Schulze. Reden Sie nur, wenn Sie gefragt sind. Also Sie haben da 'ne – na schön, nennen wir's mal Geburtstagsfeier gehabt. Waren da nicht auch Mädchen dabei, Herr Schulze?»

«Sie meinen die beiden Tänzerinnen von der Strohkorkschule?»



Sommer in den Dünen (Öl, Cape Cod 1950)



New Yorker Skyline (Öl, 1946)

«Soso, sehen Sie mal an, sogar Tänzerinnen – ist ja sehr interessant. Also fünfundzwanzig Jahre sind Sie geworden? Na, ich muß ja sagen, zu meiner Zeit waren bei meinem Geburtstage keine Tänzerinnen dabei. Haben Sie das, Dühling, mit den Tänzerinnen? – Herr Schulze, da haben Sie doch auch, wie mir berichtet wurde, Grammophonmusik gemacht? Der Förster Nietracht, der in der Nacht auf dem Fahrrad an Ihrem Hause vorbeifuhr, sagt, es hätte ganz so geklungen wie russisch. Was sagen Sie denn dazu, Herr Schulze?»

«Es kann gar nicht russisch gewesen sein, Herr Landrat, denn ich besitze gar keine russischen Platten –»

«Aber russische Bücher besitzen Sie doch, wie? Das wollen Sie doch nicht etwa abstreiten?»

«Die Platte, die da gespielt worden ist, Herr Landrat, das ist eine berühmte amerikanische Musikkapelle, die Revellers – die sind jetzt sehr bekannt und werden überall gespielt –»

«Erstens mal, Herr Schulze, ob derartige, na ja, Musik sehr bekannt ist, will ich dahingestellt sein lassen – ich kenne sie jedenfalls nicht. Und was das (überall) angeht, wo solche degenerierte Negermusik gespielt wird, das lassen wir hier lieber auch unerörtert. Höchst merkwürdig, Herr Schulze, daß ein deutscher Mann heutzutage an nichts anderes denkt, als sich an seinem Geburtstag amerikanische Negermusik vordudeln zu lassen. Und hat nicht außerdem ihr Freund, der Redakteur Wirrnitz, die Internationale gesungen und bolschewistische Gedichte rezitiert?»

«Herr Landrat, es war das Gedicht von den gefangenen Grenadieren und dem Kaiser –»

«Aha, von dem Juden Heine. Na, das sagt ja genug. Das wird wohl auch das letzte Mal sein, den Wirrnitz kennen wir ja schon lange –»

Das Protokoll wurde abgefaßt und unterschrieben und Schulze für dieses Mal noch entlassen.

Vielleicht wäre es besser gewesen, man hätte ihn gleich dabehalten. Alles, was er von nun an tat, bekam einen doppelten Sinn. Spielte er heimlich hinter geschlossenen Läden einen amerikanischen, damals beliebten Schlager, so hörte es das ganze Dorf, und die Tanzrhythmen wurden in den Ohren der Umwohnenden zu etwas Provokativem, Landfremdem und Staatsfeindlichem. Alles wurde in dämonischer Weise verwandelt. Schulze fing über Nacht zu altern an. Die Schläfen des Fünfundzwanzigjährigen ergrauten wie Eis. Jeder Tag war voll unbekannter und unvorhersehbarer kleiner Schrecknisse. Kalk fiel von der Wand, Geleimtes hielt nicht, Bilder purzelten herunter, Tische und Stühle fingen an, bedenklich zu wackeln, und das Brot verschimmelte schon beim Anschneiden. Schulzes Wohnung

wurde plötzlich feucht, und auf dem Fußboden, der sich mit einem Male senkte, bildeten sich kleine grüne Tümpel, in denen nachts kleine Frösche quakten.

Der Pavillon in den Dünen war längst aufgegeben und vom Vermieter mit starken Brettern vernagelt worden. Sonderbarerweise verblaßten eines Sonntags die bis dahin so schönen Einbände der Roten Rucksackbücher und nahmen eine fade grünrosa Farbe an. Manche platzten, wenn Schulze darin blätterte, wie giftige Bowispilze. Einmal krachte ihm die schwere Eichentür auf den Kopf, die Scharniere komplett vom Rost zerfressen. Das Ende nahte. Die Petroleumlampe brannte nicht mehr an; das Petroleum war wie dünnes, stinkendes Wasser. Die Hühner legten keine Eier mehr, und manche fand man mit kleinen Schlingen um den Hals, als hätten sie sich selbst erdrosselt. Die Obstbäume gaben kein Obst mehr. Als Schulze einmal nach Kartoffeln buddelte, hielt er nur die verwelkten Blüten und Blätter in den Händen. Die Kartoffeln schienen wie mit einem Messer fortgeschnitten und die losen Stengel dann sorgfältig wieder eingepflanzt.

Eines Mittags stürzte ein Stück Hausgiebel ein. Ein fremder Schiffszimmermann, der von allen Geheimnissen dieses Dorfes nichts wußte und somit gegen den bösen Blick gefeit war (auch hatte er gute norwegische Valuta), sah sich die Bescherung an. «Aber die Balken waren ja noch wie neu!», sagte er zum müde resignierenden Schulze. «Gute, dicke Eichenbalken, die hätten nochmal 300 Jahre gehalten. Wissen Sie, daß drei dieser Balken glatt durchgesägt worden sind, Herr Schulze? Oder glauben Sie etwa auch an den Sägekäfer, der Ihr Haus langsam, aber sicher zernagen wird, wie die Dorfbewohner mir sagten?»

Der Zimmermann sah mit seinem braunen Bart fast wie eine biblische Figur aus. Er sagte noch: «Lassen Sie doch alles stehen und liegen, packen Sie ein paar Sachen zusammen und kommen Sie mit mir aufs Schiff. Ich bringe Sie schon durch, und drüben bei uns können Sie nochmal neu beginnen. Morgen abend stechen wir in See.» Und er fügte hinzu: «Wenn der Sägekäfer im Haus ist, Herr Schulze, dann ist es höchste Zeit. Ich kannte da mal einen Kapitän, da war auch der Sägekäfer drin – im Schiff, meine ich – und weg sackte es, einfach ihm unter den Füßen weg; die Planken fielen auseinander wie Streichhölzer. Prost, Herr Schulze», sagte er.

Der gütige Bote ging. Das Schiff fuhr ohne Schulzen. Am nächsten Morgen ganz früh – es regnete und roch so süß und heimlich nach nassem Laub, fast wie auf dem Kirchhof, und kein Vogel sang – ging Schulze in den Darß hinaus. Alles wucherte dort auf einmal wild durcheinander, denn die

Regierung hatte befohlen, diese Gegend genau so zu lassen, wie sie zu Urzeiten gewesen. Schulzen war es plötzlich, als habe er lange, lange schon hier gelebt, eigentlich immer, wie im Traum. Nebel hing überall. Und die Revellers spielten. Ein Fahrrad fuhr an ihm vorbei, drohend, gespenstig, stumm. Schulze ging und ging.

Er wurde nicht mehr gefunden. Nur ein Kind fand einmal ein kleines hölzernes Schiffchen, darauf stand, offenbar mit einem Taschenmesser eingekratzt: «Es ist zuviel».



XIV

Luftveränderung



OFT FRAGT MAN MICH: «Ja, Herr Grosz, wie konnten Sie denn alles so genau vorher wissen? Und wie kam es, daß Sie rechtzeitig aus Nazideutschland fortgingen? Hatten Sie Informationen oder hatten Sie eine Vorahnung? Haben Sie vielleicht eine Wahrsagerin befragt oder sich die Karten legen lassen? Ist Ihnen das Buch des Sehers Nostradamus in die Hände gekommen? Wieso haben Sie sich gerade noch vor Torschluß davongemacht – sechs Wochen nach Ihrer Abfahrt fiel ja die Tür ins Schloß, der Reichstag brannte, und alle Menschen, die wie Sie auf der Liste standen. . . »

Was geschah jenen Menschen? Sie wurden von der damals so stark regierenden Volksmacht gepackt, eingesperrt, gequält und oft sogar dem unbekanntem, aber desto mächtigeren Volksgotte geschlachtet. Denn die Blutopfer – obwohl ein wenig anders ausgelegt – waren von den Massen wieder verlangte und geliebte Zeichen ihrer eigenen Unterwürfigkeit geworden. Die Lustgefühle der Angst, des Getretenwerdens, des Erniedrigt- und Beherrschtseins erfaßten beinahe jeden, als die neue Zeit anbrach.

Mich erfaßten sie nicht, denn ich gehöre nicht zur Masse. Nach schweren Kämpfen gelang es mir, aus dem amorphen, wesenlosen Haufen, dem auch ich einst angehörte, herauszukriechen. Und so beginnt denn auch die Geschichte, warum ich Deutschland rechtzeitig verließ, mit einem Traum, in dem mir eine höhere Macht, ein unbekannter «Mechaniker», ein Zeichen gab. Oder ist das alles schierer Unsinn, nichts als elektrischer Leim, der Blasen wirft, oder eine Geschichte, die man bei einem Glas Bier an der Theke erzählt?

Dies war mein Traum:

Ich biege in eine Nebenstraße ein. Es geht bergab – nicht steil, aber doch merklich; man verlegt immerhin ein wenig sein Gewicht. Die Straße wird enger und plötzlich auch dunkler, wie beschattet von einer großen Hand oder von Wolken – nein, es kommt mir vor, als sei da auf einmal

eine Hochbahn hinter mir; es saust und dröhnt auch – natürlich, das macht die Straße so dunkel. Wie beim Gleisdreieck, denke ich im Weitergehen.

Aber wie ich zurücksehe – da war nämlich eine Uhr –, ist keine Hochbahn da. Die Häuser, alle ohne Balkons, stehen ein wenig schief. Merkwürdig. Ich meine, Himmel sieht man nicht – weder Mond noch Sterne, gar nichts –, vielleicht sind die Häuser auch besonders hoch. . . Na gut. Das Licht ist kalt, weiß mit Preußisch-Blau. Ausgesprochen kalte Töne sind das, ein wenig ins Grünliche spiegelnd. Übrigens muß es hier geregnet haben, vielleicht wurde auch einmal gesprengt; es fühlt sich glitschig an unter den Füßen. Man rutscht ein bißchen. Ist es Leim? Vielleicht eine Leimfabrik und deren Abwässer. Es klebt ja sogar, man bekommt kaum die Füße hoch – unerhört, daß so etwas von der Obrigkeit geduldet wird!

Im Vorbeigehen sehe ich links in ein Fenster zu ebener Erde. In dem gelblich beleuchteten Viereck erkenne ich eine Art Frauenkörper. Das Hemd ist weiß und ganz unmodern mit blauen Bändchen durchzogen – klar erkennen kann ich es nicht. Es ist ein Bild ohne Schärfen, ohne Konturen, wie ein willkürlich verwischtes Ölbild. Ja, da hat jemand achtlos, ohne es zu wissen, seinen Anzug daran abgewischt. Vielleicht war der Maler auch unzufrieden mit seinem Ölbilde. Ich verweile aber nicht länger. . .

Herrgott, klebt der Leim an meinen Schuhen! Ich muß mich ja anstrengen, richtig mit Kraft ziehen, um die Füße zu setzen. . . Na, da ist ja endlich die Türe. Eine der Türen, will ich sagen, denn es gibt hier mehrere. Ich zähle ein ganzes Dutzend, und da hinten geht's immer noch weiter. Die Straße freilich stoppt hier, sie endet in Türen. Aber es sind Gott sei Dank keine Haustüren, gewöhnliche Zimmertüren sind das – also die sind ja sowieso offen. Schlüssel habe ich nämlich nicht. Wer sollte mir auch Schlüssel gegeben haben? Ganz abgesehen davon, daß ich hier niemand kenne und, außer jener völlig verwischten Frau gegenüber, auch niemand da ist, den ich eventuell um Schlüssel bitten könnte.

Ich will mich ja hier auch nicht zu aufdringlich benehmen. Ich bin also noch auf der Straße; da ist ja der Rinnstein. . . Ich drücke die Klinke herunter und bin in einer Art Passage zwischen großen Schaufensterscheiben. Hier müssen sicherlich mal Kaufläden gewesen sein. In einem der Schaufenster, das heißt dahinter, liegt eine alte Frau im Bett und strickt an einem ungeheuren Strumpf. Ihr Sohn, oder gar ihr Mann, das muß ein Riese sein – acht bis zehn Meter groß. Womöglich arbeitet er im Zirkus. Aber der dicke Wollstrumpf (aus Hasenwolle) fällt unten, wo sowieso alles ins Halbdunkel übergeht und unerkennbar wird, wieder auseinander. Die

eben gestrickten Maschen lösen sich – von selbst, denn wer sollte sie sonst auflösen? – lösen sich von selbst auf und steigen durchsichtig hoch, wie Blasen im Wasser. . .

Ich sehe nun auch, daß das Zimmer, wenn man das Schauenster überhaupt so nennen kann, feucht zu sein scheint. An der Schauensterscheibe tropft Wasser, wie bei einer beschlagenen Brille. Das Bett der alten, ehrwürdigen Frau nimmt den ganzen Raum ein. Es ist einfach riesig. Vielleicht schläft der Riese darin, für den sie den enormen Hasenwollstrumpf strickt. . . Schimmel ist an der Wand, das kann man wohl sagen. Jetzt sehe ich auch, daß sogar die Bettlaken verschimmelt sind – denn die Flecken da können nichts anderes sein, grünliche und bräunliche Flecken sind es – natürlich, da tropft es ja auch von der Decke in einen alten, verbeulten Emailtopf, den ich vorher gar nicht bemerkt hatte. Wie ungesund die hier wohnen! Es können ja auch arme Leute sein, denke ich, die an so etwas gewöhnt sind. . .

Die alte Dame hat mich bis jetzt komischerweise nicht bemerkt. Ich gehe also lieber gleich weiter. Aber ich finde auf einmal die Tür nicht mehr, durch die ich hereingekommen bin. Das kommt davon, wenn man nicht aufpaßt, denke ich; also gehe ich mal einfach da lang, sozusagen der Nase nach. . . Hätte ich mich vielleicht doch noch einmal umsehen sollen? Ach, Quatsch. Wozu denn? Diese Türe führt zum Gang. Ich lese ein Schild: Curt Hodapp, Bürstenmacher. Kommt mir mächtig bekannt vor. War ja ein Mitschüler von mir an der Oberrealschule! Aber daß der ausge-rechnet hier wohnt. . .

Die Tür führt in einen dunklen Gang. Also beileibe nicht stehenbleiben, sage ich mir, ganz ruhig weitergehen. . . Habe ich denn die richtige Tür aufgemacht? Jetzt ist keine Zeit mehr für weitere Überlegungen, aber daß ich die Türen vorher nicht so genau bemerkt habe – da sieht man doch, wie schlecht unsereiner beobachtet. Die Straße muß tiefer liegen als gewöhnliche Straßen; alles ist so ein bißchen kellerartig. Aber ganz tief liegt sie auch wieder nicht, denn unter mir müssen noch andere leere Räume sein; es klingt so eigentümlich hohl beim Auftreten. In diesem schlauchartigen Durchgang schimmert ganz hinten etwas Licht – da geht es ins Freie, denke ich, da geht's raus – richtig, der Gang führt ein wenig schräg nach oben. Also doch ein Keller. . .

Sollten das Fässer sein, links und rechts? Könnte sein. Ein Weinkeller, vielleicht. Aber wenn ich mir dann die arme alte Dame da unten in ihrem feuchten, verschimmelten Bett vorstelle – man erinnert sich ja so leicht an Häßliches –, nein, ich kann mir nicht denken, daß dies ein Weinkeller ist. Das sind eben nur Kübel, große Kübel, die hier aufbewahrt werden. Die



Selbstporträt (1926)

Feuchtigkeit macht, daß diese Kübel nicht in sich zusammenfallen, das ist es. Genau das.

Hauptsache, ich komme erst mal hier heraus. Mir ist, als habe ich keinen Sinn mehr für Entfernungen und als sei ich schon einmal hier gewesen; aber das muß unaufgeklärt bleiben. Ziemlich mysteriös alles; aber da tut

ja die schlechte Beleuchtung – nämlich gar keine, bis auf das bißchen Licht da hinten – das ihre dazu. Wenn ich nur eine Taschenlampe hätte! Die Schritte tönen ungeheuerlich, der steinerne Fußboden und der Kellerschlauch werfen ein Echo, was mich übrigens nur beruhigen kann, denn da fühlt man sich doch nicht ganz so einsam. . .

Menschen gibt es hier ja wohl überhaupt nicht. Vielleicht ist Sonntag, und die sind alle auf dem Feld zum Fußballspiel. Trotzdem werde ich den Verdacht nicht los, als folge mir jemand oder ich werde hinter den Kübeln hervor beobachtet, immer aus dem gleichen Abstand. . . Ich denke aber doch, es sind leere Weinfässer, einfach weil mir dieser Gedanke sympathisch ist. Wie ich im Freien bin und mich erst mal an das Licht gewöhne, mich blinzelnd umsehe, erkenne ich einen viereckigen Hof, mit Kopfsteinen gepflastert, zwischen denen langes Gras hervorstößt. Ist da jemand? Nein, hier ist niemand. Ringsherum haushohe Wände, darin Fenster, aber mit Holzläden von außen zugemacht. Jetzt plötzlich bemerke ich auch den faden Geruch. Also eine Fischtrocknerei ist das hier.

Na so was – nein, halte mal – richtig, das ist ja Sturms Proviantamt! Sturms Proviantamt ist das! Aber das ist doch schon so unendlich lange her, als ich ein kleiner Junge war. Ich versuche, den einen Fensterladen zu öffnen; die Riegel geben auch nach, und ein ziemlich großer, bleicher, gelblich vertrockneter Fisch fällt mir entgegen. Aber pfui Deibel – der lebt ja noch! Ich sehe, wie er sich bewegt, obwohl man das Fischgrätenskelett durch die lederartige Haut schimmern sieht. Wahrscheinlich eine optische Täuschung. Aber der Fischgestank wird unerträglich. Auch wird es plötzlich warm. . .

Da erst sehe ich in der einen Ecke drüben eine sich nach oben windende Wendeltreppe, wie bei einem Aussichtsturm. Ein kleiner, schwarzgekleideter Herr in einem sogenannten Tanz- oder Diplomatenanzug, mit schwarzen Borten an Jacket und Hosen und einem steifen Hut auf dem Kopf, springt äffchenhaft von Stufe zu Stufe die sich spiralförmig windende Treppe hinauf. Er winkt mir dauernd lustig zu: «Kommen Sie mit», höre ich ihn rufen, «kommen Sie um Gotteswillen – beeilen Sie sich, bevor es noch mehr stinkt. . .» Immer höher und kleiner werde ich ihn, in grotesker perspektivischer Verzerrung, mit den weißhandschuhten Händen winkend. Einige Fensterläden öffnen sich bereits, und mehr getrocknete Fische fallen heraus und um mich herum – wie die Herbstblätter, denke ich, obwohl der Vergleich nicht recht stimmt – wie die Herbstblätter. An mir vorbei, auf mich herunter fallen sie. Schon werden meine Schultern von den fallenden Fischen gestreift, einer bricht im Fallen mitten durch, und ein stinkendes, grätiges Stück Rückgrat bleibt an meinem Anzugstoff

hängen. Mehr Fensterläden gehen auf und es regnet buchstäblich Fische von allen vier Ecken des Hofes – doll. . .

Jetzt wird es mir selbst zuviel. Schon reichen mir die getrockneten Kadaver bis zum Knie; das Proviantamt muß ja wieder mal zu vollgepackt gewesen sein. Einfach oben reingeschüttet hat man die Fische, ganz unsinnig, wie in eine Kiste, und nun halten eben die Fensterläden den Druck nicht mehr aus. Anzeigen sollte man den Proviantmeister! Ich wate förmlich durch die getrockneten Fischleichen. . . Hatschi! Wie das in der Nase kribbelt, da muß man ja niesen, wahrhaftiger Gott – schöner Dreck, dieses Proviantamt. Na, und wie ich erst schön stinken muß! Aber vorsichtig sein. . .

Ich steige mit diesem Entschluß die Wendeltreppe hinauf, dem kleinen Mann in Schwarz folgend. Da bemerke ich erst, daß das Proviantamt eingegraben gewesen sein muß (sonst könnte ich doch kaum zur ebenen Erde hinaufsteigen!) wie eine versenkte Festung – gegen Fliegerangriffe, sage ich mir, oder weil es so stinkt. . . Aber solche Fragen darf ich jetzt nicht stellen, denn kaum stecke ich den Kopf über die letzte Treppenstufe, da kommen auch schon Kohlenstücke geflogen. Aha, denke ich, ich werde also hier schon erwartet. Aber ein bißchen unhöflich ist der Empfang; ist doch merkwürdig, daß man dich hier mit Kohlenstücken bewirft, denke ich. Dann fällt mir plötzlich ein, daß all dies vielleicht einen doppelten Sinn haben könnte. Vielleicht bedeuten die Kohlenklumpen etwas. . .

Ich merke auch, daß ich ja gar nicht das Ziel bin, nach dem hier geworfen wird. Darüber bin ich natürlich ein bißchen enttäuscht: bin also gar nicht so wichtig, sieh mal an. . . Um mich noch mehr zu verwirren, vermisze ich plötzlich meinen neugekauften Hut. Hatte ihn doch noch auf, als ich die eiserne Wendeltreppe heraufgerannt kam – komisch, die Treppe ist auch nicht mehr da! Es war also ein Fahrstuhl, keine Wendeltreppe – die Bilder verschieben sich so schnell, – wo nur der verdammte Hut geblieben ist? Meine Schuhe kleben am Boden wie in heißem Gummi; alles aufgeweicht, komme kaum vorwärts. . .

Was ist denn das? Der bärtige Mann dort – ja, Herrgott noch einmal, das ist aber wirklich die Höhe – wirft nach mir mit großen Kohlenstücken! Ist ja toll, wo hat er die nur her? In hohem Bogen kommen sie angefliegen, wie mit der Schleuder, und der Mann, der sie wirft und übrigens noch dazu lacht, sieht genau aus wie Lenin. Oder ist es etwa Eduard Fuchs, der sogenannte Sittenfuchs und Daumierkenner? («Wisse Se, der Daumier, der Daumier, der fing – hajo, der fing an bei die Naas, haha – hajo, bei die Naas hat der ang'fange. . .») Ich will ihm gerade zurufen: «Hör mal,» will ich rufen, «hör mal, Eduard, laß doch das, hier mit Kohlenstücken zu werfen» –

aber in dem Augenblick ändern sich Eduards Gesichtszüge, und es ist nicht mehr der Sittenfuchs, sondern Kurt Birr, und Kurt ruft mir laut und deutlich zu, ich höre es noch: «Warum gehst Du nicht nach Amerika?» —

Ich erwache und erzähle den ganzen dummen Traum meiner Frau. Kaum sitzen wir beim Frühstück, da klingelt es, und der Depeschenbote bringt ein Telegramm aus Amerika! Es ist abgesandt von der «Art Students League» in New York. Sie bitten mich darin, nach New York zu kommen und den Sommer über an ihrem Kunstinstitut zu unterrichten. Also habe ich im Traum eine Art Voraussicht gehabt — denn woher die Stimme? Es war das erste Telegramm, das ich bekam. Warnte mich da jemand? Doch nicht die Sekretärin der «Art Students League», der war der Sinn der Geschichte völlig verborgen. Aber wer?

Heute weiß ich, daß eine bestimmte Kraft mich aufsparen wollte. Wozu, weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht als Zeugen? Jedenfalls kam ich so nach Amerika.

Als neunjähriger Junge war ich von der Lektüre von Coopers «Lederstrumpf» so begeistert, daß ich das ganze Buch vom «Letzten Mohikaner» hintereinander fein säuberlich in Rundschrift abschrieb. Das Buch hatte mir ein Freund geliehen, dem ich es leider wieder zurückgeben mußte. Ich aber liebte diese Indianergeschichte, ich wünschte sie ganz für mich allein zu besitzen und darin lesen zu können, wann immer ich wollte — also schrieb ich sie ab. Ich saß auf unserem Balkon, der wie ein Vogelkäfig über Eck an der Fassade des häßlichen Mietshauses klebte, in dem wir damals in Berlin wohnten. Unter mir verschwanden Straße, Kohlenplatz und Schule; ich war weit fort, war mit dem Kundschafter bei den Indianern, bei dem edlen Greise Chingachgook und seinem Sohn und Erben Unkas. Ich sah den tapferen Major Hayward, den einfältigen Prediger und Mabel und Cora von den schrecklich bemalten Irokesen bedroht; an meiner Hüfte hing ein Pulverhorn, ein Jagdmesser stak in meinem Gürtel, und eine lange Kentuckyflinte, das Schloß sorgsam gegen Nässe umwickelt, lag in meiner Hand. Dieses Buch von James Fenimore Cooper war das erste Stück Amerika, das ich in mein Herz schloß.

Aber auch die große, ein wenig ausgebleichte Photographie liebte ich, die an der Wand hing. Sie zeigte einen mächtigen Dampfer auf der Fahrt nach New York; mit rauchenden Schornsteinen passiert er eben den Rotesand-Leuchtturm. Dies Bild, so hieß es, hatte ein Onkel von mir einmal zurückgelassen. Näheres über den Onkel konnte ich nie erfahren. Man schwieg ablenkend, gab mir aber zu verstehen, daß er einmal auf jenem

Schiffe nach Amerika gefahren sei. Es war geheimnisvoll und schön, sich da unter den kleinen Pünktchen an Bord einen Onkel vorzustellen, wie er da so nach Amerika fährt. . .

Amerika war noch das «freie» Land in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Dorthin wanderte man aus, wenn es zu Hause zu eng wurde, wenn man nicht zwei oder drei Jahre dienen wollte, wenn man der elfte oder dreizehnte Sohn war. Dorthin wanderten ganze Volksgruppen aus, vor allem Polen und Juden, denen damals in Rußland das Leben nicht sehr angenehm gemacht wurde und die den ständigen Pogromen entgehen wollten. Aber es wanderten auch Leute aus, die etwas auf dem Kerbholz hatten: Liebeskummer, oder aus Versehen einen getötet; verkrachte Adlige und Offiziere, die man abschob, weil sie der Ehre der Familie und des Offizierskorps Abbruch taten wegen Spielschulden oder Weiberaffären oder Duellen. Wenn in einer Familie von Auswanderung eines Familienmitglieds die Rede war, so wurde gleich gefragt, «Ja, was hat er denn ausgefressen?» Natürlich kamen bei manchem oft rein romantische Gründe dazu, oder auch einfach ein Herauswollen aus kleinen, provinziellen Verhältnissen, aus der ewigen Bürokratie und Bevormundung, unter der wir Deutschen ja seit Hunderten von Jahren gestanden hatten und standen.

Was andererseits aus Amerika kam, war der «Amerikanismus», ein vielzitiertes und -diskutiertes Ausdruck für einen fortgeschrittenen technischen Zivilisierungsprozeß, der unter Führung der Vereinigten Staaten um die ganze Welt ging. Neue Formen der Rationalisierung, der sogenannten «efficiency», die Kundenwerbung nach amerikanischem Muster («advertising and selling»), der Kundendienst («service»), das berühmte «keep smiling», der ganze moderne Arbeitsprozeß, bei dem die Arbeit in einzelne, genau berechnete Teile zerlegt wird, die Systeme von Taylor, Ford und anderen – all das kam aus Amerika. Amerikanische Nachrichten, die in deutschen Zeitungen gedruckt wurden, waren immer sensationell. Las man etwas Unglaubliches, wo war es geschehen? Immer in Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Wo sonst gab es diese fabelhaften Reichtümer, wo sonst konnte man noch, ganz egal, wo man herkam, als Schuhputzer, Zeitungsjunge oder Tellerwäscher anfangen und endete dann doch als vielfacher Millionär, ob man wollte oder nicht? Hatte nicht selbst der vorsichtige alte Goethe von seinem Olymp aus gedichtet: «Amerika, Du hast es besser»? Aus Amerika kamen die tollsten Geschichten. Da sollte es handtellergroße Pflaumen geben, so gezüchtet, daß sie, wenn man sie mit einem bestimmten Worte ansprach, sich öffneten und von selbst den Pflaumenkern ausspuckten. Und bald darauf las man von einem kalifornischen Gärtner namens Luther Burbank, der sollte Pflaumen gezüchtet

haben, die überhaupt keine Kerne mehr hatten! Was war das nur für ein verrücktes Land, in dem so etwas möglich war?

Aus Amerika kamen Briefe an meine Mutter, in denen man ihr besonders billig den Beitritt zu einer weltumfassenden «mystischen» Gemeinschaft anbot. Für nur 12 Dollar offerierte man ihr sofortiges Lebensglück und das Gelingen aller ihrer Pläne, ferner Erfolg und dadurch Reichtum bis ins höchste Lebensalter. Denn, so hieß es in jenem erstaunlichen Brief, das Paradies sei hier auf Erden, der unterzeichnete Meister Knowles habe den Schlüssel dazu und könne daher für einen ganz lächerlichen Betrag («Nur 12 Dollar – bitte senden Sie es noch heute, damit Sie morgen gleich mit dem neuen Glücklichein beginnen können!») meiner Mutter Einlaß gewähren. . . . Erstaunliches Land, wo Geschäftsgeist, Mystik und wirklicher technischer Fortschritt so durcheinanderliefen!

Wir hörten von den Brüdern Orville und Wilbur Wright, den Vätern des modernen Flugwesens, aber auch von neuen «fads» und «crazes» aus USA: vom Teddybären, von Billiken, dem Schutzgeist der Automobilisten, und von den neuen Sportspielen. Eines Tages spielten wir plötzlich alle Diabolo. Mit einem Bindfaden, der zwischen zwei Stöcken gespannt war, die man in den Händen hielt, warf man einen sanduhrförmigen Kreisel in die Luft und fing ihn beim Herunterkommen geschickt wieder mit dem Bindfaden auf. Dazu summt man die Melodie des Tages: «Since my old man caught the latest craze of Di – Ei – E – Bi – Olo –»

Man bestaunte amerikanische Touristen, die es wagten, ohne Hut auf die Straße zu gehen. Man bestaunte ihre Kleidung, die enormen auswattierten Schultern, die keilförmig sich nach unten verjüngenden Hosen – wie umgekehrte Tüten – und die nach innen gebogenen Schuhe, die vorne an der Spitze in einer hohen Nase ausliefen. Im Kaufhaus des Westens gab es original-amerikanische Anzüge zu kaufen. Ich erstand einen und fühlte mich ganz amerikanisch mit meinen riesig breiten Schultern, dem Ledergürtel und den unten ganz engen, «wasserziehenden» Hosen. Und im Cinespalast am Nollendorfsplatz, einer italienisch-amerikanischen Gruppe gehörend, sah ich zum ersten Mal kurz vor dem Kriege die Vorläufer der heutigen Swing- und Jazzmusikanten, die Ragtimesänger- und -tänzergruppen.

Cocktails fingen an, bekannt zu werden, und jedes internationale Hotel hatte natürlich eine «American Bar», wo «american drinks» verabreicht wurden. Sechstagerennen wurden, glaube ich, zuerst in Chicago abgehalten, eroberten sich aber in kurzer Zeit die ganze Welt und verdrängten vollständig die bis dahin populären Fliegerrennen oder das Dauerfahren hinter Motoren. Die besseren Kinotheater führten meistens amerikanische

Filme vor. Wie liebten wir die ersten Vitagraph-Cowboyfilme, wie lachten wir über den lustigen, dicken John Bunny und seine Schnurren! Wenn wir auch viel Französisches sahen, zum Beispiel die Pathéfilme mit Max Linder und dem kleinen Fritschen Abélard, so hatte doch nichts die dramatische Spannung und entsprach so sehr unserer jugendlichen Phantasie wie die damaligen Filme aus Amerika. Kein Wunder, daß in vielen von uns der Wunsch rege wurde, dieses wunderbare Land einmal kennenzulernen.

Es war auch so, daß fast jede deutsche Familie einen näheren oder entfernteren Verwandten in Amerika hatte. Wie oft hatte ich nicht Eltern erzählen hören: «Ja, der Bruder Deines Großvaters, der ging damals nach drüben. Er hat dann noch ein paarmal geschrieben, aber später haben wir nie wieder was von ihm gehört. . . » Das war typisch. Manchmal kamen auch welche zurück, aber meist nur für kurze Zeit, zu Besuch, und das war immer eine kleine Sensation, wenn so ein Amerikaner in der Kleinstadt auftauchte, wo jeder jeden kannte. Der «gab denn auch feste an» — das heißt, das bißchen Geld, das er sich drüben erspart hatte und in Traveller Checks bei sich trug, wurde schnell ausgegeben. Man bestaunte seinen großen, nagelneuen Koffer mit all den Schiffsetiketten darauf, den fabelhaften blauen Anzug und die Lackhalbschuhe, die Pfeife und die halbdiamantenen Manschettenknöpfe. Und dann zog so ein John, der einst Hans geheißen hatte, — also John zog die eine Hand aus der Hosentasche, ließ die Münzen auf der Theke rollen und rief nachlässig, die Pfeife im Mund, so daß man den Goldzahn sah: «Los», rief er, «laß ma anfahren — all hands to the bar. . . »

Noch lange nachdem so ein Märchenonkel verschwunden war, sprach man über ihn und wünschte heimlich, so zu sein wie er.

Meine Chance, diesen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen, kam erst spät in Gestalt besagten Telegramms, das mich aufforderte, in den Sommermonaten als Gastlehrer an der New Yorker «Art Students League» eine Aktklasse zu unterrichten. So fuhr ich denn im Juni 1932 auf dem Dampfer «New York» nach New York.

Ich wohnte in der 57. Straße im Hotel Great Northern. Von dort waren es nur ein paar Schritte zur «Art Students League»; das Gebäude lag dem Hotel schräg gegenüber. Mein Freund I. B. Neumann hatte mir das Great Northern empfohlen, weil, so sagte er als ein im Umgang mit Künstlern erfahrener Mann, in diesem Hotel die ältesten Leute Amerikas abstiegen, und somit die einem Künstler nötige Ruhe gewährleistet sei. Neumann war in jener ersten Zeit mein Freund und Kunsthändler. Er konnte stundenlang über Kunst reden mit seiner weichen, dunklen Stimme, die warmen,

ein wenig erschreckten, aber auch wieder pfliffigen braunen Augen auf einen Klee gerichtet. Die ihm eigentümliche Kunstbegeisterung ließ ihn leider Gottes nur zu oft die finanzielle Seite der Kunst vergessen. Man dachte immer, wenn man mit ihm zusammen gewesen: der I. B. sollte gar nicht mit Kunst «handeln», der sollte lieber unendlich viel Geld haben und für uns alle, die er in sein großes Herz geschlossen, ein fabelhafter Mäzen sein. . .

Mir gefiel New York. Ich fand die Stadt genau so, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Mein Wunsch war in Erfüllung gegangen, und ich war nicht enttäuscht, was selten genug vorkommt. Meine Lehrtätigkeit begann sogleich. Ich war im Juni eingetroffen; es war sehr heiß, und ich besaß nur europäische Kleidung. Ich schwitzte furchtbar. Das Wasser lief mir buchstäblich unten aus den Hosenröhren heraus und bildete Lachen auf dem Fußboden. An solche feuchte, tropische Hitze muß sich der Körper eben erst langsam gewöhnen. Mein verstorbener Freund Max Morgenstern sagte immer, man fühle sich dabei wie «Gelée im Anzug».

Als ich 1932 nach Amerika kam, war dort noch Alkoholverbot («Prohibition»), und es gab keine öffentlichen Bars, in denen man sich bei der Hitze an einem kühlen Gläschen Bier laben konnte. Ich probierte die sogenannten «soft drinks» — denn man bekam Durst von dem vielen Schwitzen —, aber diese Getränke bekamen mir nicht. Es war mir nachher immer so, als hätte ich einen Blasebalg verschluckt, der meinen Magen nun wie einen Ballon von innen aufpustete. Auch Icecream-Esser war ich nicht, aber die vielen verschiedenen Sorten und die Bedienung, die sie verabreichte, imponierten mir doch. Mich freute die Sauberkeit, die ich fand. Ich liebte die abgedunkelten Korridore. Die hatten etwas Kühles, Ruhiges, besonders im heißen Sommer.

Es war der Tiefpunkt der amerikanischen Depression. Man sah im Winter Frauen in Pelzmänteln auf der Straße Äpfel verkaufen, und manch gutgekleideter Passant stand in der Schlängelinie vor den Hearst-Wagen an, wo Brot und Suppe gratis verteilt wurden. Aber ich hatte durch so viele Jahre Schlimmeres wahrgenommen und zu Papier gebracht, daß mir diese ja auch nicht besonders aufdringlichen Erscheinungen keineswegs abnorm vorkamen. Was mich erstaunte, war die allgemeine Freundlichkeit der Menschen untereinander, selbst wenn sie zum «Dienst am Kunden» gehörte. Das war doch ganz anders als im damaligen Deutschland, wo man so wenig fröhliche Gesichter zu sehen und soviel Unlust und Zänkerei zu hören bekam. Man hatte den Eindruck, diese Amerikaner aller Rassen, Klassen und Berufe seien einverstanden mit der Welt, und ihre amerikanische Welt war ja trotz der Wirtschaftskrise auch äußerlich immer noch

viel bunter und reicher als die deutsche. (Bei uns in Deutschland fragte man sich immer: «Die sind nicht einverstanden, da gärt etwas – warum sind die alle so leicht gereizt? Warum brüllen die sich gegenseitig gleich so an? Warum ist da gleich immer bei einem die Würde verletzt?»)

Mir gefiel New York. Vielleicht gefiel ich New York auch, denn man muß ja lieben, bevor man wiedergeliebt wird. Außerdem fehlte mir von jeher die verbreitete deutsche Eigenschaft, alles sofort mit der Heimat zu vergleichen und von deren Standpunkt aus zu kritisieren. Ich gab mich gern den neuen Eindrücken hin und ließ mir Zeit mit dem Urteil. Ich lernte erst einmal die Sprache und versuchte dabei, das Fremde zu begreifen und zu verstehen.

In der «Art Students League» hatte ich eine volle Klasse. Ich hatte schon vor meiner Ankunft das Glück gehabt, als Stein des Anstoßes im Brennpunkt einer Auseinandersetzung zu stehen. Über meine Berufung war nämlich ein Streit ausgebrochen, bei dem sich die Studentenschaft gespalten und der alte Kämpfer John Sloan, der für mein Kommen war, als Protest den Vorsitz der League niedergelegt hatte. Der Fall erregte ziemliches Aufsehen und ging durch alle Zeitungen. Ich erfuhr noch in Berlin davon, konnte mir aber dort kein richtiges Bild machen. Jedenfalls gab mir diese Reklame, die mir ohne mein Zutun in den Schoß gefallen war, von vornherein einen guten Start in jenem ersten New Yorker Sommer, in dem ich nicht nur äußerlich, sondern, wenn ich so sagen darf, auch innerlich weidlich schwitzte.

Ich hatte nämlich bis dato überhaupt noch nicht öffentlich gelehrt, hatte weder ein «System» noch eine «Methode» und stand noch sehr auf dem Kriegsfuß mit der englischen Sprache. Ich kannte wohl die berühmten 300 Worte, mit denen sich, dem Buch und der Sage nach, alles Notwendige ausdrücken läßt, aber hin und wieder hatte ich doch etwas mehr zu sagen, und dann haperte es. Wenn jedoch die Worte nicht ausreichten, pflegte ich mich kleiner Zeichnungen zu bedienen, mit deren Hilfe ich meine Randbemerkungen und Kritiken klarmachen konnte, und so war ich trotz allem mit Feuereifer bei der Sache. Die Schüler fühlten das wohl auch, denn sie waren alle sehr nett zu mir. Ich war so erfolgreich als angehender amerikanischer Lehrer, daß ich für den Fall meines Bleibens schon daran dachte, selbst eine Privatzeichen- und Malschule zu eröffnen.

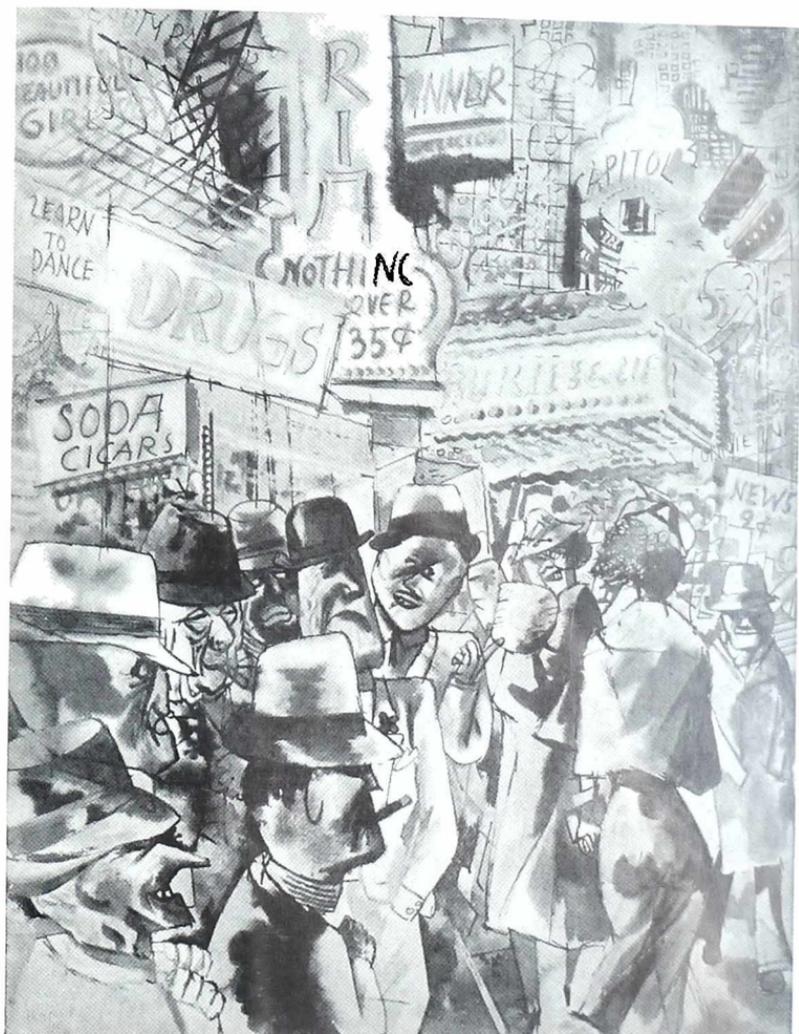
Weniger Erfolg hatte ich mit meinen eigenen Arbeiten. Doch da muß ich erst weiter ausholen und dann meiner Geschichte etwas vorgreifen. Bei meiner Ankunft an jenem denkwürdigen Junitag hatte ich das dunkle Gefühl – eine Art Ahnung, möchte ich hier einmal sagen –, als sei dieser Tag eine Wende in meinem Leben. Und das war er auch. An ihm entschied

sich, mir unbewußt, mein Schicksal, das mich zu einem Amerikaner machte. Vielleicht, dachte ich mir damals, kann ich ein paar Jahre in New York oder sonst irgendwo in Amerika leben und fahre bloß ab und zu in die alte Heimat zurück, denn hier in Amerika kann man natürlich mehr Geld machen. . . Ich war ja immerhin nicht unbekannt. Man kannte mich als den Mann, der «Ecce Homo» und «Das Gesicht der herrschenden Klasse» gezeichnet hatte, als den unbarmherzigen Verspotter des deutschen Bürgertums und deutscher Einrichtungen. Bei meiner Ankunft brachte das Magazin «Time» einen Artikel mit der Überschrift, «Mild Monster Arrives», sanftes Ungeheuer trifft ein, und im «New Yorker» stand von einem Feldstecher zu lesen, den ich stets bei mir trüge, damit mir, wenn ich etwas abzeichnete, auch nicht die kleinste Einzelheit entgehe. Also warum sollte nicht die eine oder andere Zeitschrift etwas von mir bestellen oder mich vielleicht als regelmäßigen Mitarbeiter aufnehmen?

Warum nicht? Die mich hier kannten, bewunderten mich als Satiriker. Sie schätzten in mir den Zeichner, der jahrelang haßvolle, bittere Grimassen über seine Mitmenschen geschnitten hatte. Fast alle hielten die Zeit, in der ich ein beißender Kritiker der deutschen Nachkriegswelt gewesen war, für meine beste. Für viele war ich schon fast wie eine Legende, ein Überbleibsel aus den «roaring twenties», den tollen Zwanzigerjahren. Natürlich meinten die, ich könne überhaupt nichts als Karikaturen zeichnen. Mit unseren Vorurteilen, unserem beschränkten Begriffsvermögen und bösen Willen haben wir Menschen immer die Tendenz, den Einzelnen unter uns, der sich durch irgendeine Besonderheit hervorgehoben, gleichsam damit abzustempeln — und so hatte man mich zum Karikaturisten gestempelt.

Ich merkte aber bald, daß mein Ruhm in Amerika ein sogenannter «kleiner Ruhm» war und zudem ein schwer verkäuflicher. Bei einer Ausstellung, die I. B. Neumann für mich im Hotel Barbizon Plaza veranstaltete, drückte ich ungefähr tausend Leuten die Hand. Es war wunderbar; jeder freute sich, mich, von dem man («Oh, sure!») schon soviel gehört hatte, persönlich kennenzulernen, aber leider war es, wie oft bei I. B., nur ein moralischer, kein finanzieller Erfolg. An ein Unterbringen meiner Bücher war nicht zu denken. Versuche in dieser Richtung, bei denen der mir von seinen Deutschlandreisen her bekannte Journalist J. P. McEvoy freundschaftlich half, scheiterten ausnahmslos. Ich machte hie und da ein paar Gelegenheitszeichnungen, doch wurde mir immer wieder bedeutet: «Nicht zu deutsch, Herr Grosz! Not too bitter — you know what we mean, don't you?»

Es handelte sich dabei meist um «feine» Zeitschriften für die oberen



Broadway (Feder und Aquarell, 1935)



Fotospaß im Atelier (Huntington/New York, 1952)

Zehntausend, wo es wenigstens noch etwas Geld gab. Die «linken» Blätter kamen für mich nicht in Frage, denn wie überall auf der Welt wollten die – das war bei Idealisten geradezu Tradition – alles umsonst haben. Und das hatte ich weiß Gott die Hälfte meines Lebens getan; jetzt hatte ich es satt. Ich war wieder zu dem einfachen Grundsatz von Ware und Geld zurückgekehrt. Der Einzige, der mich nahm, wie ich war, war mein Freund Alexander King, der Amerikas erste und einzige satirische Zeitschrift, die «Americana», herausgab und darin regelmäßig Blätter von mir brachte. Er beschnitt einem weder die Flügel noch die Fingernägel: «Kratz Du denen ruhig die Augen aus, George», pflegte er mir zu sagen, «je toller, je besser». Leider ging sein ausgezeichnetes Blatt später ein, doch das war eine andere Geschichte.

In jener Zeit nun, während ich mich so bemühte, den Amerikanern zu liefern, was sie von mir wollten, und ihnen zu verkaufen, was sie von mir kannten, trat unversehens in mir selbst eine Wandlung ein. Wie sie kam, weiß ich nicht genau zu beschreiben. Meinem Gefühl nach trat der Künstler in mir mehr in den Vordergrund. Jedenfalls packte mich plötzlich der Ekel, und ich konnte keine satirischen Fratzen mehr sehen. Jetzt rächte sich die jahrelange Clownerie. Hatte ich kleinere Aufträge, so mußte ich mich wohl zwingen und machte hie und da noch einige Versuche in der Richtung, denn mein Zeichentalent ließ sich ja, wenn ich wollte, von meinem Verstand kommandieren. Aber über mein Herz hatte ich keine Macht, und das war nicht dabei. Kunst ist ja nicht wie Kohlschuppen. Mich interessierten einfach die Menschen, als Einzelwesen mit ihren komischen Eigenheiten, nicht mehr so wie früher. Glichen sie sich nicht wie ein Ei dem anderen? So groß war bereits mein Abstand von ihnen.

Doch je ferner mir die Menschen schienen, desto näher kamen mir Landschaft und Natur. Baum und Strauch, Gras und Blatt sah ich nun genauer, wie auch Fliege, Schildkröte und Ameise. Es kam eine Zeit, in der meine Landschaften einsam und menschenleer wurden. War das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen für meine Entwicklung? Ich weiß heute, daß es ein gutes Zeichen war. Es war kein Herausgehen, keine Flucht; es war ein Herantreten und Hineingehen. Und was die lieben Mitmenschen anlangte – hatte ich meine Empfindungen über die nicht in Tausenden von Blättern aufgezeichnet?

Ja, der zweite Abschnitt meines Lebens spielt in Amerika und begann mit einem inneren Konflikt mit meiner Vergangenheit, einer Vergangenheit, die ich zum Teil auch jetzt noch verdamme. Ich verweise heute mehr denn je die Karikatur auf einen rückwärtigen Platz in der Kunst und halte Zeiten, in denen sie zu sehr hervortritt, für Verfallszeiten. Denn Leben und

Sterben sind, mit Verlaub gesagt, große Themen – es sind keine Themen für Hohn und billige Späße.

Nun, solche inneren Konflikte sind nicht gerade dazu geeignet, Einnahmen zu verschaffen. In meiner ersten Zeit in Amerika war ich noch willens, mein «illustratives» Talent auszunützen; nur gab es leider bis auf einige lächerliche kleine, schlechtbezahlte Aufträge niemanden, der meine Begabung gebrauchen konnte.

Aber wo sich Dinge und Menschen einem verschließen, öffnen sich plötzlich ganz wo anders neue Welten. Die Natur trat mir näher in all ihrer Einfachheit, Einheit und Schönheit, doch auch in der unerbittlichen Gesetzmäßigkeit ihrer Elemente. Stundenlang konnte ich am Cape Cod durch die Dünen streifen und demütig, nichts weglassend und nichts hinzufügend, versuchen, mit meinen kleinen Mitteln meine Empfindungen angesichts der Natur wiederzugeben. Die großen, idealistischen Worte und Phrasen waren wie nasser Zunder zerfallen. Ich wollte ein freier Künstler sein und bin es, glaube ich, seither auch gewesen.

Auch Schrecknisse leben noch in mir, aber diese Visionen, diese Träume sind nicht mehr Zerrbilder. Sie sind auch weder erfunden oder ausgedacht noch «innerlich gesehen», um den Menschen zu helfen oder sie gar zu erziehen. Sie sind aus apokalyptischem Stoff gemacht und geben Kunde vom Dualismus der Welt und von ihrer anderen Seite – nicht der des Blühens, nein, von Mord, Brand, Grauen und Tod. Ich fühle, das glaube ich sagen zu können, in mir ein gutes Erbteil alter deutscher Tradition. Es liegt an dieser Tradition, daß ich eben immer die Zweiteilung sehe – Leben und Tod – und nicht mehr flach optimistisch immer nur rufe: «Leben! Leben! Leben!»

Es war Oktober 1932, als ich aus Amerika zurückkam. Obwohl die Sommermonate sehr anstrengend gewesen waren, unmenschlich heiß und besonders ungemütlich für mich in dem backofenhaften, überfüllten Atelier – trotz dieser und anderer Nachteile hatte mir Amerika gut gefallen, vor allem dies verzauberte, großartige New York. Über manches sah ich wohl einfach hinweg, oder ich sah es überhaupt nicht. Meine romantischen Neigungen kamen einem mehr praktischen «Anpassungssinn» durchaus entgegen. Ja, ich würde nach Amerika zurückkehren und für einige Jahre dort leben. Mein Vertrag mit der «Art Students League» war erneuert worden; das Gehalt war nicht hoch, aber vielleicht deckte es doch die Miete. Und das andere, was man zum Leben braucht – na, man würde ja sehen. Erst einmal wieder drüben sein. Da blieb immer noch meine Fähigkeit, Bücher zu illustrieren, und nötigenfalls die geplante Schule.

Dennis McEvoy, den Jungen meines Journalistenfreundes, nahm ich mit nach Deutschland, wo es damals ein paar berühmte, nach den modernsten Prinzipien geleitete Schulen gab; in einer solchen sollte Dennis seine Kenntnisse in der deutschen Sprache vervollständigen. Wir landeten in Bremen. Es erschien uns klein und spielzeughaft, die Häuser fast so flach wie Hütten. Aber der Wein und das Essen im verräucherten Ratskeller waren echt deutsch und gemütlich. Meine Frau hatte mich in Bremerhaven erwartet, und ich erzählte ihr noch auf der Schiffstreppe, daß ich nur gekommen sei, um gleich wieder abzufahren. Mein Entschluß stehe fest: gleich nach Weihnachten würde ich sie und die Kinder nach Amerika bringen. Man dürfe ja keine Zeit verlieren und müsse sich sogleich innerlich wie äußerlich auf die bevorstehende durchgreifende Veränderung vorbereiten.

Ich war wie ein Junge von vierzehn Jahren. Meine Backen glühten vom Wein und von Begeisterung. Ich erzählte und erzählte von den Wundern der neuen Welt, und daß wir dort unser Glück machen, ja, und selbstredend auch reich werden würden. Mit einem Wort: ich log in meiner Romantik, was das Zeug hielt – sagen wir, so fifty-fifty, denn zur Hälfte glaubte ich das, was ich sagte, wohl selbst. Muß man nicht immer ein wenig überreiben, wenn man Eindruck machen will?

In Berlin begannen wir gleich mit den Vorbereitungen zur Auswanderung. Wir hatten eine große Wohnung in der Trautenaustraße, und um die Ecke, in der Nassauischen Straße, hatte ich ein großes Atelier. Wir besaßen eine Menge schöner, alter Möbel, und im Atelier stand allerlei Kram herum, nebst meinen Bildern, Mappen voll von Zeichnungen und gesammeltem Material – all das füllte Möbelwagen. Es mußte nun nach Jahren der Seßhaftigkeit für Übersee verpackt oder verschenkt und weggestellt werden. Um so ein Auflösen einer Wohnung, in der man lange gelebt hat, ist etwas Merkwürdiges: als zerstöre man ein Schneckenhaus oder eine Muschel. Heute wurde dieses Stück abgeholt, morgen jenes. Langsam bröckelte alles ab. Schon stand ich mit dem Schraubenzieher, um den Kronleuchter abzuschrauben. Unser Freund Pauli sah zu, er bekam ihn zum Andenken. Was sollte man auch mit einem Kronleuchter in New York?

Nein, es war nicht nur das sentimentale Abbauen einer Wohnung an sich, im Grunde genommen war es meine Angst vor der eigenen Kühnheit. Auf einmal, wie ich da auf der Leiter stand und am Kronleuchter hantierte, fiel mir fast die Decke auf den Kopf – bildlich gesprochen, meine ich. Auf einmal wurde mir klar, daß ich ja all meine Berichte von drüben viel zu rosig und silberglitzernd gemalt hatte, ich Aufschneider. Ein kalter Schrek-

ken überfiel mich. Der Schraubenzieher entsank meiner Hand. Durch die angelehnte Türe hörte ich nebenan Eva unseren Freunden von den Wundern New Yorks erzählen und von meinen angeblichen Erfolgen.

Ich war plötzlich sehr ernüchtert. Die rosige Romantik war verschwunden. Ich sah New York im Regen, grau mit glitschigen Straßen. Ich sah zerlumpte Männer vor einem Lastwagen Schlange stehen, die auf eine heiße Tasse Kaffee und ein Brötchen warteten. Einer zeigte auf mich, spuckte aus und lachte höhnisch: «Hahaha, natürlich, wollte New York erobern – da kommste 'n bißchen spät, my friend, hahaha» – und mit Schrecken sah ich, daß ich das ja selbst war, nur viel älter, unrasiert und das weißlich-graue Haar hinten über dem fettigen Überzieherkragen stehend. . . .

Die alten venezianischen Spiegel hingen noch. Ich stieg von der Leiter und sah hinein: nein, ich sah noch ganz manierlich aus, hatte sogar rote Bäckchen, und rasiert war ich auch. Also keinen Mißmut! Ich stieg wieder zum Kronleuchter hinauf, indem ich mir wie eine Formel immer wieder vorsagte: «Never say die, never say die, never say die – »

Fast hätte ich laut geschrien, daß das ja alles Unsinn sei – Unsinn, dummes Zeug, dieses ganze Amerikaprojekt – laß es sein, call it off! Laß die Möbel, wo sie stehen, laß den Kronleuchter hängen! Wir haben geträumt, Eva, ganz hübsch geträumt; was sollen wir bloß in Amerika? Gibt es da überhaupt «Kultur»? Wer interessiert sich denn dort gar für Kunst? Na, siehst Du, dummer Romantiker? Erfolg und Geld, Freundchen, die zählen. Und die 150 Dollar, die Du da bekommst, die sind die einzige Realität; die sind Wirklichkeit, aber bei Gott eine recht knappe Wirklichkeit. Wie weit kommst Du damit? Miete, Radiergummi und Tabak für die Pfeife – that's all, George. Bleibe im Land Deiner Väter. Sieben Jahre in der Fremde bellt der Hund nicht mehr, sagt ein hebräisches Sprichwort – und so wirst Du sieben lange Jahre dienen müssen, denn erst kommen immer die sieben mageren Jahre, jawohl, und dann erst die sieben fetten. . . .

All das ging mir plötzlich durch den unausgeschlafenen Kopf. Ich hatte mich ein wenig aufgespielt, hatte übertrieben, und jetzt, in der grauen, auflösenden Wirklichkeit dieses echt Berliner Novembertages, kam mich plötzlich das Gruseln an. Immer wieder hatte Eva gefragt: «Ja wie stellst Du Dir das eigentlich vor? Wie werden wir denn dort leben? Wir können ja gerne einige Zeit hinüber, es wird neu und sicher auch interessant sein, aber können wir denn dort so leben wie hier? Rechne mal: wir sind vier, wir beide und Martin und Peter – wie weit bringen uns denn die 150 Dollar?»

Eva war sehr skeptisch. Sie kam aus einer sachlichen Familie und war Realistin, wie sie es mir von ihrer Großmutter erzählte. In ihrer Familie gab

es Bergleute und Topographen, aber keine Korbmacher; sie hatte auch nicht wie ich Coopers «Lederstrumpf» gelesen. Alle ihre unangenehmen Fragen hatte ich mit rosig gefärbten Lügen beantwortet. Ich würde illustrieren, sagte ich, und auch die Schule würde ein erstklassiger Erfolg — jedersage das drüben. . . «Jeder» war leider nur mein etwas unzuverlässiger Freund I. B., aber das verschwieg ich ebenso wie meine Mißerfolge in puncto Illustrieren und das geringe Interesse, das die amerikanischen Verleger meinen Arbeiten entgegenbrachten, trotz netter «Empfehlungen» und guter «Beziehungen». Obwohl der gute J. P. McEvoy mit mir sozusagen treppauf, treppab von einem Verlagshaus zum anderen gelaufen war, war alles doch nur in purer Höflichkeit und gegenseitigem Komplimentieren versandet.

Ich wußte also, daß wir nicht so ohne weiteres unser gewohntes Leben würden fortsetzen können. Hier in Berlin war ich bekannt geworden, ich hatte mir einen Namen gemacht. Und nicht nur in Berlin; ich hatte sogar einen kleinen europäischen Ruhm, wenn ich so sagen darf. Auch Geld hatte ich in den letzten Jahren verdient. Verleger gaben mir Arbeit, und ich konnte die Arbeit in meinem Stil machen. Ich war «etwas geworden». Und all das gab ich jetzt auf, für eine Chimäre. In Amerika, das hatte ich schon gemerkt, war ich nur einer von vielen. Die Konkurrenz war hart, und ein Ausruhen bei gefüllten Fleischtöpfen würde es da kaum geben.

Und dennoch trieb es mich fort. Wie ein Stück Holz wurde ich von einem mir noch unbekanntem, ja unterirdischen Strom fortgeschwemmt. Ich war natürlich kein unschuldig Kindlein und wußte, wie es um Deutschland bestellt war. Ich sah deutlich, wie der Fußboden Risse bekam, wie diese und jene Wand zu wackeln begann. Ich sah, wie mein Zigarrenhändler über Nacht ein Hakenkreuz im selben Knopfloch stecken hatte, das früher stets ein rotemailliertes Hammer-und-Sichelabzeichen aufwies. (Vielleicht hatte er auch nur die Sichel und den Hammer in ein Hakenkreuz verbogen. . .)

Es war wie vor der Premiere eines großen Dramas oder wie vor dem Beginn einer Schlacht. Man räusperte sich überall und sah immer wieder nervös nach der Uhr, denn in den Zeitungen stand täglich, es sei nun ganz kurz vor zwölf. Was dann kommen würde, nach zwölf, war immer nur angedeutet, aber es war nichts Erhebendes, nichts Freundliches für mich und meine engeren Freunde. Ich war damals noch ein politisch interessierter Mensch, aber mein Glaube an die Massen war schon ins Wanken geraten — und das heißt eigentlich, um ehrlich zu sein, der Glaube an die «Mission» meiner Kunst. Ich hatte allmählich eingesehen, daß diese Art von Propaganda weidlich überschätzt wurde, daß die Agitatoren einfach die Wirkung

ihrer Agitation auf sie selbst mit deren Wirkung auf die «geliebten proletarischen Massen» verwechselten, daß die «Führer» bei all ihren schönen Schlagworten jene Massen ganz richtig als Hammelherde betrachteten und sich selbst als Leithammel voran. Meine Ernüchterung vollzog sich langsam, aber sicher. Sie trug viel dazu bei, daß ich gern von Deutschland fortging. Und schließlich und endlich war und blieb ich ja zu einem guten Teil auch noch ein reiner, individueller und alleinstehenwollender Künstler.

Ich war nicht mehr recht froh während dieser letzten Monate in Deutschland. Ich wollte fort, in anderer Umgebung ein neues Leben beginnen. Schreck und Lebensangst verflohen. Es wird schon gehen, dachte ich, es wird schon gehen.

Dann kamen noch ein paar Wochen, in denen alles gepackt wurde, in denen ich Abschied nahm von meinem alten, vertrauten Atelier, das ich seit 1918 bewohnt hatte. Eva und ich hatten beschlossen, vorläufig allein zu fahren und die Kinder — Martin war drei Jahre alt, Peter fünf — bei einer Tante in Berlin unterzubringen. Wir würden erst alles einrichten und sehen, wie die Dinge liefen, dann konnte Eva die beiden im Sommer holen. Den Tag des Abschieds sehe ich noch vor mir: die Hängelampe brannte über dem großen Tisch bei Tante Lisbeth, und ich malte den beiden Jungs noch etwas Komisches. Bald werden sie ja an einem amerikanischen Tisch sitzen, dachte ich, und: die Boys sind all right. Ich schaute mich noch einmal um, blickte noch einmal über das Tempelhofer Feld hinaus und noch einmal die Belle-Alliance-Straße hinunter; dachte an die großen, feinen, uniformstrotzenden Paraden und an den einsamen Baum, unter dem der Kaiser immer gehalten hatte. Eva weinte leise. «Auf Wiedersehen», sagten wir. Aber da innen drin hatte ich das Gefühl, als sähe ich all das zum letzten Male.

Am 12. Januar bestiegen wir in Bremerhaven den Norddeutschen-Lloyd-Dampfer «Stuttgart»; am 23. kamen wir in New York an. Die Überfahrt war ziemlich stürmisch gewesen, aber wir waren beide seefest und sahen von der Deckkajüte aus dem Toben des Meeres zu.

Am 30. Januar wurde Hitler Reichskanzler in Deutschland. Die «proletarischen Massen» wehrten sich überhaupt nicht, sondern liefen in hellen Haufen zu dem Erfolgreichen über. Ich habe dieses einfache Umsinken des tönerne «roten Kolosses» nie ganz begreifen können, obwohl ich, im Gegensatz zu vielen Andersdenkenden, schon damals das Gefühl von Hitlers völligem, langewährenden Sieg hatte.

Dann kam die Nachricht vom Reichstagsbrand, der alles schauerlich erleuchtete. Da sah ich, daß eine Vorsehung mich hatte aufsparen wollen — und im kleinen Hotel Cambridge in einer der Seitenstraßen von New York

dankte ich heimlich meinem Gott, daß er mich so vorsorglich beschützt und geführt hatte. Bald kamen Briefe, aus denen ich erfuhr, daß man in meiner nun leeren Berliner Wohnung nach mir gesucht hatte, desgleichen in meinem Atelier. Daß ich da lebend davongekommen wäre, darf ich wohl bezweifeln.

Ich beantragte sofort meine «ersten Papiere» als Einwanderer in die Vereinigten Staaten und nahm meine Lehrtätigkeit an der «Art Students League» wieder auf, die mich viel Zeit kostete. Abends saß ich dann noch und zeichnete oder aquarellierte; mit dem Ölmalen begann ich erst viel später. New York und meine neue Umgebung liebte ich nach wie vor. Eva hatte hin und wieder schreckliches Heimweh, und ich versuchte sie zu trösten, so gut es ging. Wir waren aus dem Cambridge in das etwas größere Hotel Raleigh gezogen, wo frühmorgens die Schnellzüge der damals noch existierenden Hochbahn an unserem Zimmer vorbeidonnerten: «Wie Meeresrauschen,» sagte ich. «Fabelhaft —!» Aus dem Fenster sah man auf die Neonlichtreklame eines Leichenbestattungsgeschäfts, aber ich dachte nicht ans Sterben. Da war mir die Auslage des jüdischen Restaurants von Isaac Gellis schon lieber, wo es soviel zu essen gab, als man nur fassen konnte. Besonders die sauren Gurken waren prima.

Allmählich verblaßten auch die schauerlichsten Greuelgeschichten, wie einst die auf den schaurig-schön bemalten Leinwänden der Schaubuden auf den Jahrmärkten meiner Kindheit in Stolp. Auch gab es ja in den Dreißigerjahren nicht nur in Deutschland Konzentrationslager und staatlich beschleunigte Todesfälle. Von Amerika aus gesehen, schien halb Europa sich wieder einmal zurückverwandelt zu haben in einen jener höllischen Zustände, wie sie Bosch und Breughel, in seinem «Sieg des Todes», noch am Ausgang der angstträumenden mittelalterlichen Welt gemalt. War die Welt denn immer so gewesen? Waren die fast 50 Jahre europäischen Friedens, in die ich noch hineingeboren war, eine bloße Illusion?

Deutschland — das war jetzt nur noch eine Erinnerung. Aber manchmal stieg das Grauen wieder in mir auf, und die Schrecklichkeiten kamen hervor aus dem blutigen dreizehnten Zimmer, in das ich sie verbannt hatte. Dann strömte die Erinnerung in meine Bilder: Menschen wateten durch Sümpfe und blutige Nebel, die Knochen klapperten, das Fleisch fiel ab, der Abgrund war flach und lang und ewig und niemals zu Ende, und im knisternden, lodernnden, schwelenden Schein der verbrannten Hütten und der vergifteten Erde trotteten sie wie Gespenster, ohne Hoffnung und ohne Ziel.

XV

Wie ich ein amerikanischer Illustrator werden wollte



ALS ICH MICH IN AMERIKA für immer niedergelassen und beschlossen hatte, nie wieder in meine einstige Heimat zurückzukehren, da war es mein Wunsch, mit der Staatsbürgerschaft auch den alten «deutschen» Menschen abzulegen, wie man einen abgetragenen Anzug ablegt. Meine Bitterkeit ging so weit, daß ich beschloß, alles hinter mir zu lassen und zu vergessen, wer und was ich gewesen war — mit einem Wort, ein neues «amerikanisches» Leben zu beginnen.

Ich war gerade an vierzig, als ich Deutschland den Rücken kehrte, noch nicht zu alt, um mich anzupassen, mich richtig und geschickt in die amerikanischen Verhältnisse zu fügen. Ich wollte nicht so sein wie manche, die ich von drüben getroffen und die auf ihre Unfähigkeit, sich einzuordnen, womöglich noch stolz waren. Amerika schien mir nach den verrückten und aufgeregten deutschen Jahren sehr normal, und genau so normal wollte ich werden.

Ich war streng gegen mich selbst. Da ich mich ganz und gar assimilieren wollte, drängte ich alles, was mir an mir selbst zu Groszisch, zu originell, zu teutonisch schien, geziemend zurück. Das heißt, ich legte nicht nur meine europäische Einbildung ab, sondern mit der Zeit auch meinen Künstlerstolz. Oft hatte ich das Gefühl, ich sei eigentlich überhaupt kein Künstler, sondern eher ein Handwerker, was hier nicht im kleinbürgerlichen Sinne gemeint war, sondern einfach Normalität ausdrücken sollte, bewußte Abkehr von Anarchie, Nihilismus und jenem «Anders-sein-als-die-andern», das in den Kreisen der Kenner und Snobs so geschätzt wird.

Ebenso ablehnend stand ich der Haltung gegenüber, die damals von vielen der sogenannten «voluntary exiles» kultiviert wurde, von den im Gegensatz zu den späteren «refugees» freiwillig nach Amerika Emigrierten. Deren ewig vages und scheinbar geistreiches Gerede von der europäischen Kultur und amerikanischen Unkultur schien mir übertrieben, ein Beweis dafür, daß diese Leute sich einfach nicht anpassen wollten und es auch nicht konnten. Hätten sie in Amerika mehr Erfolg gehabt, so würden sie wohl auch etwas anders gesprochen haben. Sie begingen den Fehler, sich

als Maßstab zu setzen und aus der Tatsache, daß in einem Land ihre Poesien nicht gedruckt, ihre Stücke nicht aufgeführt, ihre Bilder nur mäßig bewundert wurden, den Schluß zu ziehen, diesem Land fehle es an Kultur.

Ich trat ganz anders auf. «Zuerst», sagte ich zu mir, «mußt Du Dich erniedrigen. Mache Dich klein – nein, noch kleiner, immer noch kleiner – ver-nichte Dich sozusagen. Sei wie ein gutes Löschblatt, sauge alles Nützliche auf und bewundere. Laß Dich ruhig von der Härte der basarhaften Konkurrenz schrecken. Laß Dich von der Überfülle der Begabungen blenden. Du bist auf einem Riesenjahrmarkt; gestalte Deine Schaubude so anziehend wie möglich. . . »

Niemand zu Leide, allen zur Freude – das wurde nun mein Wahlspruch. Die Assimilation ist keine Kunst, wenn man nur erst einmal den stark überschätzten Aberglauben vom «Charakter» überwindet. Mit dem Wort «charaktervoll» bezeichnen wir meist eine sture Unbeugsamkeit, die nicht immer vom Alter herrührt; ein Mensch, der vorwärtskommen will und auf Geld aus ist, sollte am besten gar keinen Charakter haben.

Die zweite Regel, wenn man sich anpassen will: alles schön finden! Alles – auch das, was in Wirklichkeit nicht schön ist. Je gründlicher einer diese alte chinesische Weisheit beherzigt, desto besser für seine Anpassung. Eines Tages merkt er, daß tatsächlich alles schön ist – und siehe da, nach ein paar Jährchen andauernden Lügens ist die Lüge zur Wahrheit geworden. . . (Denn das Leben – ich kann das aus eigener Erfahrung bezeugen – ist wirklich schöner, wenn man ja sagt, anstatt nein zu sagen!)

Einem europäisch erzogenen Menschen und besonders einem Künstler fällt natürlich diese gleichsam totale Anpassung nicht immer leicht. Es bedarf ständiger Übung, jeden Tag zu allem ja und amen zu sagen. Hin und wieder erleidet der sich Anpassende Rückfälle in seinen alten Pessimismus und in seine Spengler-Ideologien. Anstatt «Yes, indeed» und «Everything is fine» entströmen Schimpfreden und Flüche seinem Munde. Sofern dies jedoch nicht zu häufig und nicht allzu öffentlich geschieht, wird es dem Anpasser nicht schaden. Am nächsten Tage wird er wieder alles so schön finden, wie es ist, und wird mit seiner Belohnung oder Strafe – je nachdem, was das Schicksal oder der höhere «Mechaniker» ihm zugeteilt hat – ganz einverstanden sein.

Ich selbst hatte bald das angenehme Gefühl, daß meine Anpassung Fortschritte mache. Meine Weltanschauung wurde die eines Spielers an einem großen Roulettetisch; ich verlor meine europäische Arroganz oder, besser gesagt, ich tauschte sie in eine mir amerikanisch vorkommende Überlegenheit um. Ich bekam Anwendungen von Kunstfeindlichkeit. Mein Streben ging dahin, meine Begabung zu unterstützen und zu einer Art

Wünschelrute umzubiegen, mit der Geld aufzuspüren war. Ich kam zu dem Schluß, daß Macht und Erfolg tatsächlich den Sinn des Lebens ausmachen und alles andere mehr oder weniger nette Verzerrungen sind. Daraus folgte zwangsläufig meine Bewunderung der großen pragmatischen Normalität, meine Achtung vor den hohen Wochenschecks und schließlich auf meinem Gebiet der Respekt vor den großverdienenden amerikanischen Illustratoren.

Ich verliebte mich in ihre Genauigkeit, ihre photographische Treue, und verfiel in tiefes Mißtrauen gegenüber allen «künstlerischen Auslegungen». Die Imitation schien mir von Anbeginn aller Kunst an deren einziger, ewiger Zweck gewesen zu sein, als hätte man eigentlich immer nur auf die Erfindung der Photographie gewartet, als hätte schon der erste Steinzeitmaler sich, wäre das möglich gewesen, lieber eines Kodaks bedient als seines steinernen Griffels. Die Kunst unserer Zeit, einschließlich meiner eigenen Versuche mit Feder, Pinsel und Farben, erschien mir dubios. Die hohen erklärenden Phrasen konnten mich kaum berühren, geschweige denn beruhigen. Es war eine Spaltung in mir; immer wieder wurde ich zwischen Phantasie und Wirklichkeit hin und her gezogen – zwischen meinen phantastischen geheimen Einbildungen und dem einfachen, großartigen Formenreichtum eines Zweiges voller Blätter.

Wenn ich den Erfindungsreichtum der uns umgebenden Wirklichkeit sah – die Agonie eines sterbend abfallenden Blattes, die seltsamen Falten einer hingeworfenen Serviette, die kühlen und warmen Töne einer Muschel, den Eindruck des Windes auf Dünengräser, all diesen Rhythmus und Gegenrhythmus – ach, da kamen mir die eigenen «erfundenen» Formen klein und begrenzt vor! Wieviele künstliche Blumen konnte man schon erfinden? Aus dem puren Nichts überhaupt keine, und aus unbewußtem Erinnern höchstens drei oder vier. Dagegen gab es in der Natur immer neue Entdeckungen und Überraschungen. Sie war endlos und nie langweilig; ihre Formen wiederholten sich millionenfach, glichen einander oft genug, und doch war jede kleine Form etwas anders; wie es die Bilder Altdorfers wohl am besten zeigen.

Es geschah damals etwas Merkwürdiges: je «amerikanischer» ich dachte, desto besser malte ich. Ich kann dieses Phänomen auch heute noch nicht erklären, aber meine Ölbilder wurden reicher, meine Farben und Texturen besser, meine Modellierungen plastischer. Nach außen hin wurde ich immer zynischer und bekam manchmal direkte Wutanfälle gegen Kunst und Künstler. Beide, mich selbst eingeschlossen, erschienen mir völlig unnütz, und ich wäre am liebsten umgesattelt. Solche Anfälle traten natürlich immer dann ein, wenn ich nichts verkaufte – und das geschah oft monatelang.

Ich lebte, wie der Amerikaner sagt, von meinem Witz; das heißt, genau gesprochen, ich steckte diesen Witz in meine Lehrtätigkeit. Mein Zeichentalent wurde hie und da höflich bewundert, aber diese Fähigkeit, deren Vergangenheit man Anerkennung zollte, war kein Mittel zum Geldmachen. Ich fand allen Ernstes, ich sei eine gescheiterte Existenz – «a failure». Ich fragte nicht mehr nach «innerem Reichtum», ich fragte ganz realistisch: «Was verdienst Du pro Woche?» Und das genügte, um mich als gescheitert zu kennzeichnen.

Wie gesagt, ich wartete auf meine Glückschance wie ein Karten- oder Lotteriespieler. Vom fahrenden Sänger und Künstler blieb mir nichts als eine vage, schöne, romantische Hoffnung: «Warte, mein Jungchen – sei geduldig, demütige Dich, riskiere noch einen Einsatz – paß auf, eines Tages hast Du einen (comeback) und bist wieder obenauf!» Dazwischen aber sah ich mich manchmal als alten, zittrigen Mann irgendwo im unteren New York auf einer Nachtasylstufe sitzen, an einem Zigarrenstummel lutschend, und hörte noch einen im Vorbeigehen sagen: «Siehste den? Der hat mal *(Ecce Homo)* gezeichnet. . . »

Für mein Leben gern wäre ich ein amerikanischer Illustrator geworden, einer jener Erwählten, die für die populären Magazine die Bilder zu den Kurzgeschichten machen. Als junger Anfänger schon und auch später, als ich auf verrückten dadaistischen Irr- und Abwegen wandelte oder expressionistisch «eckig» zeichnete und malte, besah ich mir gern heimlich derlei naturgetreue Illustrationen. Hier war wirklich etwas für die Masse. Das verstand jeder, ohne hochtrabende Kunsthistoriker und wichtigtuende Erklärer. Es war eine Art Düsseldorfer Genrekunst, nur in modernerem Gewande und freilich auch weiter verbreitet. Und das Schönste an diesen bunten oder schwarz-weißen Textbegleitungen war ihre Normalität.

Gewiß, es war viel Banales daran und auch eine beschönigende Tendenz, aber eben dieses halbe Verzuckern und Verniedlichen mochte ich. Ich mochte es lieber als die umgekehrte Säuerlichkeit und sich künstlerisch gebärdende Unechtheit in Form und Farbe. Ingeheim lag mir das amerikanische Mittelstandsideal näher als die teils wirklich, teils schein-verrückte Sonderwelt, in der die froschartigen Größen der sogenannten Avantgarde der Kunst lebten und leben wollten. Leider war ich selbst, anstatt ein normaler Illustrator zu sein, auch nur einer von diesen aufgeblasenen Fröschen, und meine Zeichnungen waren Zerrbilder einer schiefen, krummen, von den pseudo-wissenschaftlichen Gesichtspunkten des Marxismus und Freudianismus aus gesehenen und gedeuteten Welt. Dieses Zeug, fand ich, gehörte mit Recht der Vergangenheit an, und hätten die Deutschen es nicht ver-

brannt, so hätte ich wohl selbst einen Haufen aufgeschichtet und ein Streichhölzchen darangelegt.

Die saubere amerikanische Normalität hingegen zog mich enorm an. In der Verschönerung und oft süßlichen Verschleierung unseres Erdenlebens sah ich – eine Erklärung mußte ja sein! – so etwas wie ein maskiertes Griechentum. Was hier idealisiert wurde, war ja zumeist die Welt, die der durchschnittliche «kleine Mann» sich erträumte. Die Götter waren vom Olymp herabgestiegen und gingen tagsüber in Tweed-Anzügen und abends im Frack spazieren. Die Höhepunkte spielten in nicht zu billigen Nachtlokalen, von Swing-Kapellen begleitet. Selbst die Annoncen waren mit diesem griechischen Zucker bestreut. Im Grunde waren diese großen, reichbebilderten Zeitschriften einfach Märchen- und Bilderbücher; es waren Wunschträume kleiner, eigentlich häßlicher Erdenbewohner mit schlechter Verdauung, Herzfehlern, Leberkrebs, unheilbarer Trunksucht, zerrütteten Ehen und heimlichen Aborten. Gar keine schlechten Wunschträume übrigens nahmen hier Gestalt an, wie aus einer sauberen, oftmals chemisch gereinigten Spielzeugschachtel!

All das versuchten wir ja in Deutschland zu imitieren, aber den wahren Glanz, die eigentliche Eleganz erreichten wir nie. «Die Dame» und «die neue Linie» (letztere ein bißchen den amerikanischen «Esquire» nachahmend) wirkten doch irgendwie plumper. Auch unsere Illustratoren konnten es mit den Amerikanern nicht aufnehmen. Wir hatten niemand wie Charles Dana Gibson, Dean Cornwall, Norman Rockwell, Harold von Schmitt oder den erstklassigen Floyd Davis, ganz abgesehen von Modezeichnern wie Goodman, Fellows oder dem hervorragenden Eric. Gewiß, die amerikanischen Zeitschriften waren eigentlich große Kataloge mit eingestreuten Geschichten. Es ließ sich manches gegen sie einwenden. Aber wirkten sie, wenn man sie im Ausland in die Hand nahm, nicht doch alle als höchst anziehende Propaganda für ihr sauberes, leckeres, hochmodernes Land? Da lag kein Stäubchen, alles blitzte und lächelte freundlich, wie belebend nach dem sauertöpfischen Europa. Ich wußte natürlich, daß es diese saubere Mittelstandswelt nur in der Phantasie der Herren und Damen gab, die in jenen Zeitschriften eine Unmenge meist maschinell erzeugter Waren ab- und umsetzen halfen, aber trotzdem war mir die Lüge sympathischer als die Wahrheit, und im geheimen sehnte ich mich nach der Märchenwelt dieser Bilder, wie nach einem frischen, glattrasiert lächelnden Traum.

Ja, ein Illustrator im typisch oberflächlich amerikanischen Sinn wäre ich gern geworden: einfachen Geistes, gehorsam, treu der zu bebildernenden Geschichte folgend und von vornherein schon wegen der zu erwartenden

Leserbriefe besorgt, ob auch alles stimme, ob kein Knopf zu wenig da sei und kein Haar zu viel. Es gab, besonders bei den eleganteren Modemagazinen, auch noch eine andere Art von Illustratoren, die eigentlich vom Skizzierenden herkamen: halbkranke Nervenbündel, deren Stil von Malerruinen wie Lautrec und dem verzweiferten Pascin beeinflusst war und deren Zeichnungen sich neben Dürer, Menzel und Doré ausnahmen wie Spuren von dünnen, halbtoten Fliegenbeinen, müde übers Papier geschleift. Sie waren reizvoll, doch ihr Reiz war ganz und gar morbid. Von diesen Leuten spreche ich hier nicht; sie standen außerhalb der Masse und wirkten nur auf alles Schwächliche und Ungekonnte. Was ich werden wollte, war ein Illustrator für das große Publikum. Hatte ich nicht als Junge schon neidvoll die täuschende Echtheit Grütznerschers Mönche bestaunt oder den Schwung der Husarenritte an den Wänden des Stolper Offizierskasinos? Liebte ich nicht von jeher unseren großen Menzel, der durchaus populär illustrierte, der nichts verzeichnete, dem die moderne, oft aus purem Nichtskönnen stammende Willkür vollkommen fernlag, der ganz normal war und doch ein großer Künstler?

Als Illustrator mußte man vielerlei Formen beherrschen und völlig richtig und genau zeichnen können, denn im Photoapparat hatte man eine ungemein scharfsichtige Konkurrenz. Ich kaufte mir Bücher über amerikanische Illustration und erstand im Warenhaus Macy einen dreiteiligen Spiegel, um mir, falls ich ein Modell bräuchte und keines bei der Hand hätte, selbst Modell stehen zu können. Dann begann ich Ausschnitte zu sammeln. Alles, wovon ich glaubte, daß es mir später einmal nützlich sein könnte, wurde ausgeschnitten und kam in eine sogenannte «Morgue», ein «Leichenschauhaus», wie so eine Sammlung im Zeitungsjargon (und laut jenen Büchern auch beim amerikanischen Zeichner) heißt. Da ich ein Sammler von Natur bin, füllten sich bald Mappen und alte Pappschachteln mit Ausschnitten: Trachten, Operationen, Schiffe, Tiere, Soldaten, Überschwemmungen, Küchentische, Gesichter, exotische Bäume, fremde Landschaften, Großaufnahmen von Stoffen, Falten im Wind, flatternde Fahnen, Blumen, Käfer. Eine ganze Morphologie und eine chaotische Formenwelt häuften sich in meiner Morgue.

Ich schnitt aus und dachte bei jedem Bild, das ich ausschnitt, gerade dieses würde ich gewiß einmal brauchen können. Zuerst legte ich alles nach bestimmten Gesichtspunkten in verschiedene Mappen. In einer zum Beispiel befanden sich «Tiere, zahme», in der nächsten «Tiere, wilde». Hier lagen «Bäume in Landschaften», dort wieder «Landschaften mit Bäumen». Ich schnitt und schnitt aus. Die Mappen schwollen an, und die Pappkartons flossen über, aber der Strom, der sich täglich aus Zeitungen und Magazinen

ergoß, schien uneindämmbar. Immer wieder dachte ich, wenn ich ein Bild auszuschneiden versäumte, hätte ich etwas Wichtiges verpaßt — morgen schon würde ich einen Auftrag bekommen, wozu gerade diese Cowboytracht. . .

Natürlich bekam ich den Auftrag weder morgen noch übermorgen. Und teuflisch, wie es nun einmal war: Wenn ich wirklich etwas der Art illustrieren sollte, fand ich selbstverständlich eben diesen Ausschnitt nicht. Ich hatte meine Morgue ja nur vage geordnet, und allmählich war sie mir über den Kopf gewachsen. Etwas pedantisch veranlagt, wie ich war — nicht sehr pedantisch, nur so ein bißchen —, hatte ich auch Schwierigkeiten mit den Titeln. Wohin gehörte z. B. der wunderbare zahme Löwe? Zu den wilden Tieren natürlich, oder unter Afrika — nein, warte mal, der kam ja weder aus Afrika noch aus dem Zoo; der war aus irgend einer Zirkusmenagerie. Also wohl unter Zirkus. Auf alle Fälle konnte man ihn unter vier Titeln kreuzweise eintragen. Tadellos, sagte ich mir, und das schöne Löwenbild legen wir zunächst obenauf; ich werde alles schon noch richtig ordnen. Vorläufig kann es da liegen bleiben, und am nächsten regnerischen Sonntagabend nehme ich mir das Ganze vor. . .

Inzwischen hatte ich ein paar kleine Zeichnungen für «Esquire» zu machen, darunter ein Interieur einer Wäscherei. Ich wußte, daß ich kürzlich so etwas aus einem Katalog geschnitten hatte, und verbrachte einen Nachmittag auf der Suche nach diesem «clipping». Wie gewöhnlich war es verschwunden. Ich mußte das Blatt ohne Hilfe eines Ausschnitts machen, auf undeutliche Erinnerung angewiesen. Es wurde trotzdem fast naturgetreu; über alles, was ich nicht wußte, schwindelte ich mich mit Strichen und Tupfen hinweg. Natürlich hätte ich es lieber ganz genau gemacht, aber der verdammte Abschnitt war nicht mehr zu finden.

Als ich die Zeichnung längst abgeliefert hatte und wieder einmal meine geliebte Morgue durchblätterte, lag das Wäscherei-Interieur obenauf. Es überraschte mich keineswegs. So ging es immer. Nur wurde ich der ewigen Sucherei, des ewigen Verlegens und Nichtmehrfindens allmählich müde. Ein paar «clippings» hatte ich in «scrap books» geklebt, aber — wie sollte es anders sein? — gerade diese, die ich so schön säuberlich geordnet hatte, benötigte ich nie. Es war da sichtlich ein spaßhafter, leicht irritierender Atelierkobold am Werk, der es immer so einrichtete, daß man das gerade gewünschte Bild nicht fand. Toll, so etwas. . .

Da besann ich mich auf meinen alten Freund Wieland. Der hatte ja mal einen großen Verlag geleitet und war ein Meister im Organisieren gewesen — nicht nur in der doppelten Buchführung, sondern auch in der Anlegung modernster Kartotheken. Ich trug ihm meine Sorgen vor: daß ich zwar



Börse

alles schön ausgeschnitten und aufbewahrt, aber nicht die Kraft gehabt hätte, meine lawinenartig auf schon fast zehntausend Ausschnitte angewachsene Sammlung zu ordnen, und ob er mir nicht wenigstens die Anfangsgründe beibringen könne?

Wieland meinte, es sei ganz einfach, solche Unordnung in Ordnung zu verwandeln. Er habe das öfters für seinen Verlag getan, und es mache ihm

außerdem Spaß. Natürlich bräuchten wir etwas Material. Ich müsse farbige Kartonblätter bestellen — eine billige Quelle dafür hatte er an der Hand —, und dann setzte er mir auseinander, wie die ganze Sammlung erst einmal in diverse Sektionen einzuteilen sei. «Etwa so: tote Dinge meinetwegen hellblau oder grün; lebendige Dinge unter rote Deckel —»

«O. K.», sagte ich. «Großartig.»

«Da findest Du Dich dann sofort zurecht. Rot und grün — brauchst Du z. B. einen Regenschirm, so greifst Du erst mal in die grünen Kartons.»

«Wunderbar», pflichtete ich ihm bei. «Genau, was ich immer wollte!»

«Übersicht und Einfachheit sind immer meine Prinzipien. Siehst Du», fügte er hinzu, «und wenn wir erst alles in einfache große Abteilungen, rot, grün und blau, eingeteilt haben, dann machen wir Unterabteilungen — etwa gelb, violett und weiß. Wenn Du also den Schirm suchst und hast die allgemeine grüne Sektion «Tote Dinge» vor Dir, dann gehst Du gleich weiter in die diversen Unterabteilungen — vielleicht hellgrün für alte tote Dinge, hellbraun für moderne tote Dinge, und so weiter. Dann werde ich Dir noch einmal alles kreuzweise und doppelt einteilen, so daß Du zum Beispiel auch unter Wetter — gelbe Mappe — oder unter Regen — hellblaue: Natur und Naturereignisse — oder auch unter Wasser schlechthin auf Regen triffst, und damit auf Regenschirm. Selbst wenn Du das ursprüngliche Stichwort, in diesem Fall Regenschirm, vergessen haben solltest, wirst Du doch unfehlbar in kurzer Zeit sowieso auf einen Regenschirm stoßen.»

Ich war immer für Klarheit und Einfachheit gewesen — nur keine Vermansungen! —, und nun sah ich, wie einfach im Grunde so eine Kartothek war, wenn man sie nur richtig organisierte. Mir schwirrte der Kopf. Also lebende Dinge hellblau, tote Dinge rot; Regenschirm unter den toten Dingen suchen, also grüne Mappe nachsehen; dann Unterabteilung Wasser, siehe Naturschauspiele, oder siehe braune Mappe für Wasserfall und Wolkenbruch. Wunderbar.

Ich besorgte eine große Papierschere, zwei Flaschen Leim, schwarze Tinte und eine dicke Schreibfeder. Wieland saß tagelang an einer langen, improvisierten Tafel im Wohnzimmer des kleinen Hauses, das wir damals gemietet hatten. Der Raum war bald knietief mit Ausschnitten angefüllt. Er beschnitt und sortierte jeden meiner Ausschnitte nach einem ihm anscheinend verständlichen System. Es war ein Vergnügen, zu beobachten, wie Ordnung in mein Durcheinander kam.

Mittlerweile machte ich ein paar Zeichnungen für Ben Hecht. Es waren nur Randzeichnungen, aber ich wollte doch genau sein, und dazu brauchte ich leider das Bild eines alten Telephons, von dem ich bestimmt wußte, daß ich es einmal aus einem Artikel über den Erfinder Bell herausgeschnitten

hatte. Wieland und ich begaben uns auf die Suche. Unter den viertausend, die er schon durchgearbeitet hatte, war der Ausschnitt nicht. Nachdem das festgestellt war, stärkten wir uns mit einigen Glas kalifornischen Weines und gaben für diesen Abend das Suchen auf.

Am nächsten Tage suchten wir nicht weiter, denn nun mußten wir auf die farbigen Pappdeckel warten, an denen man die Mappen mit den einzelnen Sektionen erkennen sollte. Endlich würde ich hier etwas finden, dachte ich. Wunderbar, wie der Wieland das organisierte! Zwar dauerte es nun schon mehrere Wochen, aber es war ja auch eine Lausearbeit. Außerdem war es Juli und unerträglich heiß.

Eines Morgens hielt ein Lieferwagen vor dem Haus und brachte die Pappkartons. Es waren fünf große, ungemein gewichtige Pakete; Papier ist ja bekanntlich sehr schwerwiegend. Wieland und ich mußten beide mit anfassen, um es ins Haus zu bringen. Ich zimmerte noch in meiner Werkstatt ein solides Gestell dafür, während Wieland sorglich die Mappen mit den geordneten viertausend Ausschnitten anfüllte.

Was aus den damals nicht bearbeiteten sechstausend wurde, weiß ich nicht mehr.

Schließlich war aber alles in bester Ordnung, aufgeklebt und beschriftet. Die Morgue war da – tadellos –, und noch heute stehen all die schönen Mappen hübsch bunt in einer Ecke meines Ateliers. Benutzt habe ich sie seit der großen Neuordnung nicht mehr. Vielleicht wird mein Sohn einmal ein amerikanischer Illustrator; der kann dann meine Ausschnitte verwenden, falls sie nicht inzwischen zu sehr veraltet sind.

Merkwürdigerweise konnte ich selbst die von mir so sehr bewunderte Einfachheit und Normalität der amerikanischen Illustration nicht erreichen. Mir zerfloß immer alles ein wenig, besonders wenn ich mit Aquarell malte. Die Farbe floß über die Randlinien; die Gesichter wurden mittelalterlich und häßlicher, als ich es eigentlich wollte. Wie gern hätte ich auch das Nette, Niedliche, Normale in mein Repertoire gebracht! Oft sah ich mir Raffael an; der hatte zwar auch «erfunden» und übertrieben, aber da war immer alles «gekonnt» und für jeden verständlich, wie bei jeder «gesunden» Kunst. Ich stand nicht etwa höher, weil ich ungehorsameren Geistes war. Ich liebte das gut Mittelmäßige, die gemeinverständliche Sprache, aber ich konnte sie leider nicht ganz meistern.

Schon im Jahre 1933 hörte ich von Clifton Fadiman: «George, warum in Gottes Namen arbeitest Du denn nicht für den (New Yorker?)»

«Gern», sagte ich, «aber selbstredend. Sure.»

Fadiman war damals noch kein Literaturpapst und Radiostar, sondern

Buchkritiker für das illustrierte Magazin «New Yorker». Er versprach, mit den Leuten zu reden; meine Sachen wären bestimmt etwas für den «New Yorker» — aber klar, das wäre doch noch schöner. . .

Wie die Regel in solchen Fällen: ich habe nie wieder etwas davon gehört. Dort war mein Platz also nicht.

Beim «Esquire», einer schönen Zeitschrift für College-Boys und andere Junggesellen, bekam ich später eine Stelle als Briefmarkenzeichner. Ich meine das natürlich nur bildlich, weil meine groß angefertigten Zeichnungen so klein wie Briefmarken in den Text gedruckt wurden, als sogenannte «spots». Da war ich also ein amerikanischer Illustrator, aber die großen, schönen, bunten, süßen, anziehenden Bilder meiner Sehnsucht wurden mir nicht erlaubt. Immerhin, es war ein guter «job». Ich bekam immer drei bis vier Kurzgeschichten auf einmal und genügend Zeit; bezahlt wurde nicht viel, aber da ich am Spieltisch die Karte mit einer Guggenheim Fellowship gezogen hatte, was ein zweijähriges Stipendium bedeutete, konnte ich einigermassen frei leben.

Ich konnte sogar in ein größeres Haus ziehen und mich immer mehr der geliebten Ölmalerei widmen, die ich damals nach langen Jahren wieder aufnahm, in denen die Farben vertrocknet und die Pinsel, soweit aus Kamelhaar gefertigt, von den Motten zerfressen worden waren. Hie und da machte ich noch ein paar Blätter für Frank Crowninshields damals noch existierendes «Vanity Fair». Oder Mister Brodowitch von «Harpers Bazaar» gab mir einen der mehr gruseligen Beiträge für sein Magazin zu illustrieren, denn ich galt als Experte in morbiden und grausigen Sachen. Man schrieb es meinem «teutonischen» Erbteil zu, daß ich alles so gut darstellte, was mit Tod und Skeletten zusammenhing.

Mein bester Auftrag — von George Macy, dem Herausgeber der Limited-Editions-Bücher — war die Illustration von O'Henrys ausgewählten Geschichten, zu denen ich viele ganzseitige Aquarelle malte. Noch heute sehe ich mir diese Bilder und das ganze, vorbildlich ausgestattete Buch oft mit Genugtuung an. Für Caresse Crosby und ihre berühmte Black Sun Press zeichnete ich «Interregnum», eine 60-Blatt-Mappe politischer und teilweise prophetischer Karikaturen aus einer Zeit, in der man Hitler noch für ein ziemlich lokales, ungefährliches und vorübergehendes Problem hielt. Die zwei letztgenannten Publikationen, obwohl beide gut bezahlt, fielen, wie man so sagt, unter den Tisch. Die Kritik beachtete sie kaum; heute sind sie vielleicht schon Sammlerobjekte.

Meine amerikanische Illustratorentätigkeit hörte bald ganz auf. Nach zwei Jahren Arbeit für «Esquire» kündigte man mir dort. Ich war nicht mehr vonnöten. In derlei Zeitschriften geht es ja wie in einem Modehaus

zu; man braucht und verbraucht dauernd Neues oder neu hergerichtetes Altes. Zudem gab es eine Menge jüngere Leute, die bereit waren, in meine Fußtapfen zu treten und ähnliche Arbeit noch ein wenig billiger zu machen. Was ja auch nur recht und billig war. . .

Es ist eigentlich merkwürdig, daß ich bei aller Bewunderung für diesen von den Kunstmalern verachteten Zweig der Kunst mich nicht mehr umbiegen konnte – ich, der ich ursprünglich doch als Illustrator im amerikanischen Sinn angetreten war, der ich unsere Fritz Koch-Gotha und Hermann Vogel-Plauen verehrte, der ich einst glaubte, mich um den begehrten Menzelpreis für junge deutsche Illustratoren bewerben zu können. Seltsame Karten, die man am Spieltisch bekommt! Meine europäische Entwicklung, meine Berufung zum deutschen Satiriker ließ sich – ich gebe das ruhig zu – eben doch trotz aller Anpassungsbestrebungen nicht mehr unter die einstigen Neigungen meines Jünglingsstadiums beugen. Ich war heiß bemüht, dem großen Walt Whitman nachzueifern, der einmal schrieb: «Ich enthalte Viel-



Arbeitslos (1935)

heiten, und warum sollte ich mir nicht widersprechen?» Ich nahm mir dies zum Vorbild, übte mich täglich fleißig in der Selbstverleugnung, stellte auch im Jasagen meinen Mann und geriet allmählich in den Ruf eines positiven, glücklichen, lachenden, zufriedenen Optimisten. Und dennoch blieb da etwas Unveränderliches, etwas von mir – denn ich will mich ja anpassen! – als schizophrene Verdammtes, das in mir liegt wie ein schweres, unbewegliches Gewicht aus Stein.



XVI Abstecher auf der Goldsuche

WIE GESAGT FING ICH IN AMERIKA VON VORNE AN. Zuerst verlegte ich mich aufs Illustrieren, dann versuchte ich auch sonst noch allerlei – und darauf bezieht sich die nun folgende Geschichte. Ich erzähle sie ein wenig eingekleidet, da ein paar der darin vorkommenden Personen noch leben; und wenn sie nicht von A bis Z wahr wäre, könnte man sie ganz gut auch symbolisch auffassen. Ich nenne sie «Die Geschichte von der De Vilbiss-Spritze, oder: Wenn einer in Amerika sein Glück gemacht hat.»

Vor langer Zeit lebten im südlichen Teile Deutschlands zwei Familien: Die eine war lange dort ansässig und sehr reich. Die andere war auch lange dort ansässig und ärmer – nicht sehr arm, aber auch nicht sehr reich, wie das nun einmal auf dieser Welt so ist. Beide Familien hatten Kinder, und eines Tages im Sommer ging der Sohn der reichen Familie im nahen Flusse baden. Zufällig war der Sohn der ärmeren Familie auch baden gegangen, und so trafen sie sich und gingen beide ins kühle Wasser.

Das Wasser war aber stellenweise reißend und tückisch. Es gab da Nixen und verborgene Strudel, die den unvorsichtigen Schwimmer leicht in die Tiefe zogen. Und richtig, an jenem Tag, da der reiche und der ärmere Sohn dort badeten, erklang plötzlich Geschrei von der Mitte des Flusses her: «Hilfe! Hilfe! Hilfe, ich ertrinke!»

Der gurgelnde Laut drang an das Ohr des reichen Sohnes, der nach beendetem Bad am Ufer lag und sich sonnte. Als beherzter, geübter Schwimmer sprang er sofort kopfüber in die Fluten, erreichte mit ein paar Stößen die Stelle, von der die Schreie kamen, faßte den Untergehenden am Schopf und zog ihn aus dem Strudel. Da erst erkannte er, daß es der ärmere Sohn war, der so flehentlich um Hilfe geschrien. Er nahm ihn in seine kräftigen Arme und schwamm auf dem Rücken, den Reglosen mit sich ziehend, ans Ufer. Dort bettete er ihn aufs weiche Moos, stellte ihn auf

den Kopf, bis das garstige Wasser aus ihm herauslief, bog seine Arme vor und zurück – mit einem Wort, er belebte ihn wieder.

Nach einiger Zeit schlug der arme Sohn die Augen auf. Er kannte den reichen zwar von der Schule her, doch standen sie nicht auf sehr freundschaftlichem FuÙe. Nun aber ergriff der Arme des Reichen Hand, drückte sie sacht, denn er war noch immer schwach, und flüsterte dankbaren Blickes: «Victorle, Victorle . . . ich danke Dir von Herzen, daß Du mich gerettet hast . . . Victorle, jetzt hab ich nichts als Worte; aber wenn ich Dir je einmal einen Gefallen tun kann . . . ich tu's bestimmt, Victorle, denn Du bist mein Lebensretter. . . »

«Schon gut», sagte Victor, «schon gut, Carl».

Er war kein Freund des Dankes. Was er getan, war simple Menschenpflicht gewesen; Dank zu begehren – nein, das war nicht Victor's Art. Und so fängt unsere Geschichte an.

Jahre vergingen. Jahrzehnte wurden im großen Kalender umgeblättert, ein Krieg brachte Schrecken und Elend über die Menschen, und dann war wieder Friede. Victor war in der großen Reichshauptstadt ein bekannter Arzt geworden, und hohe Herrschaften, Prinzen und Prinzessinnen kamen zu ihm und erbatnen seinen Rat.

Und Carl? Ja, Carl war übers Weltmeer ausgewandert, nach dem fernen Amerika, und man hatte nie wieder von ihm gehört. Erst als der Krieg endlich vorbei war, und die Menschen sich wieder den Himmel und die Sterne anzusehen getrauten, ohne Furcht, daß ihnen von dort oben gleich eine Sprengladung auf die Köpfe fiel, da kam Carl eines Tages zurück. Carl, der kleine, arme Carl, war nämlich reich geworden – und zwar sagte man, er sei jetzt noch viel reicher als Victor!

Er kam mit vielen buntbeklebten Koffern, wovon manche so groß waren wie kleine Häuser. Er kam mit prächtigem Gefolge, darunter auch Fürsten und bezaubernd schöne Prinzessinnen, nur waren es keine von Geblüt, wie Victor sie als Patienten hatte, sondern Kinoprinzessinnen und Dollarfürsten. Carl brachte viele Bediente mit, sowie ein Rudel gelehriger Hunde und buntgefiederte Papageien, die alles nachsprechen konnten, was «Uncle Carl» ihnen vorsagte. Und er und sein ganzes Gefolge kamen in riesigen, nagelneuen, vergoldeten Automobilen.

Der Bürgermeister begrüßte sie vor dem Stadttor, von dem nur noch die Hälfte stand; die andere Hälfte war bei einem Fliegerangriff weggeblasen worden. Der Bürgermeister ging Onkel Carl entgegen und überreichte ihm den rasch noch vergoldeten Schlüssel zum Rathaus – denn er war ein kluger Mann und brauchte Geld für die verarmte Stadt. Onkel Carl hatte viel Geld. Bald war ein Bankett gerüstet und Onkel Carl gab dem Bürgermeister

einen großen Beutel voll schöner Goldstücke, um damit ein neues Rathaus und ein ganz neues Schwimmbad zu bauen.

Von einem Poeten, den Onkel Carl eigens zu diesem Zweck mitgebracht hatte, und der es in vielen Strophen beim Festmahl zur Harfe erzählte, erfuhr man dann auch, wie es zugegangen war, daß der arme Junge so unermeßlich reich geworden. Anfänglich hatte er mit Schnürsenkeln gehandelt; erst mit wenigen Paaren, dann mit mehreren, bis ihm endlich alle Schnürsenkel gehörten, die es dort drüben gab, und er sie nicht mehr eigenhändig verkaufte, sondern nur bei einer großen Zählmaschine stand, die die täglichen Einnahmen automatisch registrierte. Allmählich, so erzählte der Poet, hätten ihm auch die Ösen gehört, durch die die Schnürsenkel gezogen werden, dann die Schuhe selbst und dann das Leder für die Schuhe. Damals sei Onkel Carl schon reicher als reich gewesen, aber auch das habe ihm nicht genügt, denn er wollte höher hinaus. . .

Eines Tages, in der großen Stadt Chicago, die man die windige Stadt nennt und aus der die vielen Fleischkonserven kommen, sei er nun in einen Durchgang getreten und habe beobachtet, wie mehrere Leute belustigt in eine Maschine mit zwei augengläserartigen, in Kopfhöhe angebrachten Löchern starrten und dabei seitlich an einer Kurbel drehten. Und da Onkel Carl die geheimnisvolle Fähigkeit hatte, alles zu erwerben, was er anfaßte, so gehörten ihm bald alle diese Apparate samt den vielen Rollen, auf denen Bilder aufgerollt waren und die man mit der Kurbel in den Kästen herumdrehte. Dieser Apparat mit den beweglichen Bildern hatte sich dann weiterentwickelt; aber Onkel Carl hatte nun einmal seinen Spaß daran – und da jeder Spaß, den Onkel Carl hatte, zu Geld wurde, dauerte es nicht lange, bis er ein reicher und mächtiger Kinofürst war.

(Im zweiten Teil dieser Geschichte muß ich meinen Stil etwas ändern, denn ich komme nun persönlich darin vor. . .)

Wieder vergingen Jahre, da fügten es die Umstände, daß Victor und ich und auch Onkel Carl in New York waren. Victor war mittlerweile mein Schwager geworden. Auch er hatte Deutschland verlassen, denn es regierte dort ein früherer Gefreiter, der seine Horden nicht nur auf alle hetzte, die ihm nicht gehorchten, sondern auch die Menschen gesetzlich nach ihrer Schädelform einteilte, wobei gewisse Schädel sehr schlecht wegkamen und deshalb vielfach auswanderten, ehe das Gesetz auf sie Anwendung fand.

In Amerika gab es dies alles noch nicht. Es war noch ein freies Land. Doch obwohl es frei war, war es dort oft schwer, das Geld zu verdienen, mit dem man die Freiheit ja erst so richtig genießen kann. Damals gab es viel mehr Menschen, die arbeiten wollten, als Arbeit; da war, besonders auf meinem Gebiet, denn in Kunst stellte ich ja etwas her, was letzten

Endes reiner Luxus war. Aber ich mußte doch auch leben! Das Unterrichten war ja ganz schön, aber es wurde leider zu schlecht bezahlt. Meine Frau und die Kinder waren noch in Deutschland. Ich mußte Geld für ihre Überfahrt und für die erste Zeit hier auftreiben. Aber ich verdiente nur gerade genug zum Leben, und dann ging es mir immer wie dem Tantalus in der griechischen Sage: schon waren die goldenen Früchte in Reichweite, schon streckte ich die Hand danach aus – schwupp, zog man sie mir vor der Nase weg. . .

Aber da Amerika kein Land ist, wo man die Flinte ins Korn wirft, tat ich es auch nicht. Immer wieder suchte ich von neuem nach meiner Chance. Schließlich fiel mir beim Grübeln und Überlegen, wo ich hier eventuell hineinpassen könnte, etwas ein: Ich hatte früher häufig Bühnenbilder entworfen. Vielleicht ließ sich dieses Talent verwerten? Und da ich ja Geld verdienen wollte, dachte ich sofort an Hollywood.

Ja, das war es. Hier lag mein vergrabener Goldschatz; ich brauchte ihn nur zu heben. Wunderbarer Gedanke! Aber – ein Aber war dabei, nämlich: wie bekomme ich Beziehungen? Es war klar, daß ich nicht einfach mit der Mappe unter dem Arm losziehen und an die Ateliertür klopfen konnte: «Guten Tag, Herr Regisseur, können Sie nicht einen erstklassigen Bühnenbildner brauchen?» Nein, da wäre ich nicht weit gekommen. Schon der Portier hätte mich abgewiesen. Hinein kam man nur durch Beziehungen, und diese fehlten mir – die richtigen, meine ich. Denn es durften nicht einfach gewöhnliche Beziehungen sein, nicht bloße Visitenkarten mit Empfehlung; wenn da wirklich etwas in der Art eines höheren Wochenschecks herauspringen sollte, dann mußten es die besten Beziehungen sein. Aber woher nehmen?

Bei einem Abendbrot auf dem Dachgarten des Madisonhotels erzählte ich meinem Schwager von Plänen und Sorgen und daß alles soweit gut und schön wäre, wenn ich nur zu einem der «big shots» der Filmindustrie die richtigen Beziehungen hätte. Victor dachte nach, füllte die Gläser aufs neue mit kühlem Hochheimer und sagte, so eine Beziehung hätte er. «Du weißt ja», sagte er, «Onkel Carl ist sehr groß, wenn auch nicht mehr so groß wie früher – aber immerhin, wenn der sich Deiner annimmt, dann bist Du vorläufig raus. . .»

Und nun erzählte mir Victor, warum er und Onkel Carl zwar keine intimen Freunde werden konnten, aber doch so halb und halb eine gewisse Jugendfreundschaft aufrechterhielten: es war die Geschichte der Lebensrettung. Ja, sagte Victor, er nehme sehr ungern jemand anderen in Anspruch und es wäre wahrhaftiger Gott das erste Mal mit Onkel Carl – aber wie die Dinge lagen, könne man in diesem Fall ja eine Ausnahme machen. Zufällig

werde er Onkel Carl dieser Tage bei einem Empfang sehen, und ich könne sicher sein, daß er tun werde, was möglich sei.

Alles verlief plangemäß. Ich wurde aufgefordert, meine Bühnenbilder und Kostümfiguren und alles, was ich sonst von Theaterentwürfen bei mir hatte, da und dahin einzusenden. Das Datum meiner Privataudienz mit dem fast legendären Onkel Carl, der aus einem armen, kleinen Jungen einer der Regierenden im Reiche des Films geworden war, würde mir noch mitgeteilt werden.

Ich «ging auf Luft», wie der Amerikaner sagt, so schön leicht war das Leben plötzlich! Ich sah alles rosig, schmiedete große Pläne und baute schaumige Luftschlösser. Beschwingt kabelaerte ich an meine Frau, sie solle mit dem Absenden des Lifts und aller Sachen noch warten – «hochbezahlter Job in California Hollywood in Aussicht». Das Wort Hollywood ließ ich noch extra einfügen. Am liebsten hätte ich der Beamtin am Western-Union-Telegraphenschalter alles genau erzählt, aber das Western-Union-Girl hatte gar kein Interesse daran; für sie war es ein Kabel wie andere auch. Ich aber sah mich schon im Geiste als Bühnenentwerfer für eine der führenden Filmgesellschaften – doll. Jaja, dachte ich, das ist Amerika. Junge, Junge, plötzlich hast Du über Nacht eine Riesenstellung. Natürlich werde ich sparen – Mensch, und wenn ich dann nach drüben gehe! Den Wagen nehme ich mit, klar – überhaupt, sich mal Europa vom Auto aus ansehen und noch dazu mit einem amerikanischen Paß – Donnerwetter, waren das Aussichten! Jawohl, mit der einen Fußspitze war ich schon über den Graben hinüber, auf der Seite der goldenen Zahlen.

Eines Tages kam der erwartete Brief: ich solle mich an dem und dem Tage im New Yorker Privatbüro des großen Onkel Carl einfinden. Er wolle mich kennenlernen. Hurra, ich hatte gewonnen! Mich kennenlernen, persönlich in Augenschein nehmen, das hieß doch ganz selbstverständlich, er wollte mich anstellen – aber klar hieß es das. Sonst hätte er mich doch nicht erst bestellt, anstatt einfach höflich abschreiben zu lassen. Victor hatte natürlich recht gehabt; hatte Carl damals nicht gesagt: «Victorle, also wenn ich Dir einmal einen Gefallen tun kann –?» Na, nun hatte er seine Chance. I wo, da gab es nichts, der mußte mich irgendwo unterbringen. Ach du lieber Gott im Himmel – großartig! Vorbei das öde Unterrichten, vorbei die Quälerei mit schlechtbezahlten Illustrationen, auf ins goldene Hollywoodparadies! Ich übertreibe wirklich nicht, genau so überschwänglich dachte ich damals.

Ich bereitete mich also innerlich und äußerlich vor, ließ meinen Anzug bügeln, band mir eine extra-geschmackvolle Pariser Krawatte um und schmückte mein Knopfloch mit einer feuerroten Nelke, denn der Film-

magnat sollte einen guten Eindruck von mir bekommen. Respektvoll und zugleich frei, fröhlich und offen wollte ich ihm unter die Augen treten. Trotzdem kam mich auf einmal – wie so etwas doch in einem festsetzt! – ein so ein klein wenig unbehagliches Gefühl an, wie wenn ich in der Stolper Oberrealschule zum Direktor gerufen wurde. Gott sei dank verschwand das wieder. Und als ich innerlich und äußerlich gebügelt auf dem Omnibusverdeck meinem Bestimmungsort zuschaukelte, war ich voll schöner Zukunftsträume, voll dankbarer Gefühle für Victor, in die ich großmütig schon Onkel Carl mit einschloß, und voller Zufriedenheit mit Amerika und der Welt.

Ja, hier mußte ich aussteigen, und dort drüben lag das Gebäude, das die Zentralverwaltungs- und Privatbüros des großen Filmmannes enthielt. Ich trat ein, ging an dem üblichen Zeitungs-, Zigaretten- und Schokoladenstand vorbei zum «office directory» und studierte noch einmal die tausend Namen auf der Tafel. Ja, hier war es, ich wußte es ja schon – sechste Etage. Ich stieg in den Fahrstuhl und sagte: «Six, please». Die Türe schloß sich, öffnete sich wieder und ich stand im Korridor.

Das ganze Stockwerk gehörte Onkel Carls Filmgesellschaft. Vor mir war eine Türe und neben der Türe ein kleines Schalterfenster, dahinter saß eine Dame mit einem Sprachrohr vor dem Mund. Sie nahm meine Karte und den Brief, den ich befehlsgemäß sofort vorzeigte, und sagte dann, zu mir gewandt: «Mister Smithhold wird sich sehr freuen, Sie zu empfangen; er wird Ihnen alles Nötige mitteilen». Dann händigte sie mir einen weißen Passierschein aus, und ein uniformierter Boy führte mich den Korridor entlang.

Überall sah ich Büros und hörte fleißiges Schreibmaschinengeklapper hinter halb angelehnten Türen. An den Wänden hingen überlebensgroße Plakate mit überlebensgroßen Porträts der damaligen Stars der Firma. Plötzlich stand ich in einem geräumigen Zimmer. Ein großer, ungeheuer freundlicher Mann kam lachend auf mich zu, ergriff meine Hand, riß sie stürmisch an sich und schüttelte sie lange. «Oh, ich freue mich so, Sie kennenzulernen», rief er aus. «O ja, ich kenne alle Ihre Sachen. Nein, welche Freude, daß Sie hier sind!»

Er sprach fließend deutsch und lachte bei jedem Wort, aber man hatte trotz aller Herzlichkeit ein Gefühl, als sei er von irgendwem aufgezogen worden und schnurre nun eine Melodie ab wie ein Apparat.

«Nein», sagte er und hieb mir auf die Schulter, «nein, wie sich erst Onkel Carl freuen wird! Hahaha –»

Damit hob er den Hörer von einem der vier oder fünf Telephone auf seinem Schreibtisch ab, und plötzlich sprach aus einen danebenstehenden

Kasten ein quäkendes Stimmchen. Der Freundliche antwortete dem Kasten — «O. K., Boß!» — während er gleichzeitig an einem Telephon eine Nummer wählte, in ein zweites hineinhorchte und zu mir sagte: «So, jetzt können Sie hineingehen». Er streckte die Hand mit dem Telephonhörer aus: «Ja, hier den Gang lang, wo die beiden Herren stehen, und denen zeigen Sie Ihren weißen Passierschein. Viel Glück, haha — und auf dem Rückweg sehe ich Sie, nicht? Hahaha —»

Noch im Gange hörte ich sein dröhnendes Gelächter.

Die zwei Männer, an die er mich verwiesen hatte, tasteten mich ab und erkundigten sich, ob ich Waffen bei mir trüge. Sie sahen sich den Passierschein genau an, dann nahm ihn der eine an sich, verschwand durch eine benachbarte Tür, kam wieder heraus, gab mir den Schein zurück und sagte, über die Schulter winkend: «O. K., Buddy».

Die Tür, auf die ich nun zutrat, schien etwas verschnörkelt und feiner geschnitzt als die anderen. Auf einmal sah ich, daß es keine Schnitzerei war, die sie bedeckte, sondern ein Gitterwerk aus Eisen, offenbar zur Verstärkung der Türe nachträglich angebracht! Alles fiel mir jetzt ein und erklärte auch die Gegenwart der Detektive: Wie ich kürzlich gelesen, hatten böse Kidnapper gedroht, dem guten Onkel Carl seinen Sohn oder Enkel zu entführen. Na, ich war ja gottlob kein Kidnapper. . .

Ich klopfte an. Ein schwaches «Come in» erklang und ich stand dem großen Filmmagnaten gegenüber. Er war sehr klein und ging etwas gebückt, aber man hatte den Eindruck, er sei immer so gegangen und nicht nur unter dem Druck der Jahre. Gute kleine Äuglein hinter einer Brille sahen einen freundlich an, ein wenig seitwärts von unten nach oben. «Je, Se könne deutsch mit mer rede», gestattete er mir. Er hatte meine Zeichnungen bei sich; jemand hatte sie sogar hübsch ordentlich auf einem Stuhl beim Fenster aufgebaut.

Ich war guter Dinge. Onkel Carl, die Hände auf dem Rücken gefaltet, blieb stehen und forderte mich zum Sitzen auf. Ich blieb aber auch stehen; ich hatte das Gefühl, ich könne im Stehen besser reden, besser mit den Armen unterstreichen, mehr schauspielern, mehr aus mir herausgehen. Ich erzählte und sah, wie meine Erzählung Onkel Carl ergriff. Ich wurde dramatischer, hob und senkte die Stimme. Ich merkte — so etwas merkt man ja —, wie Onkel Carl weich wurde. . . Langsam ging er nach hinten, auf seinen großen Schreibtisch zu; ich folgte, immer noch auf ihn einredend. Ich war sicher, ich hatte gesiegt. Gleich würde er auf einen Knopf drücken — natürlich lag das Vertragsformular schon da — und richtig, jetzt sah ich, wie er, ohne hinzusehen, auf einen mir bis dahin verborgenen Knopf drückte. . .

Eben wollte ich alles noch einmal dramatisch zusammenfassen, da ging eine Seitentür auf, und es erschien ein Lakai in Eskarpins, der auf einem silbernen Tablett eine sogenannte De Vilbiss-Spritze balancierte. Er stellte das Tablett ab, nahm die Spritze zur Hand und ging zu Onkel Carl. Onkel Carl neigte wie bei einer verabredeten Zeremonie sein Haupt etwas zurück und sagte nichts als: «Spritz!» Er hielt den Mund offen, gab ein Zeichen mit der Hand, hielt einen Augenblick inne, hob wieder die Hand und sagte noch einmal: «Spritz!»

Ich war plötzlich vollkommen ernüchert. Ich war mitten in einer feurigen Rede unterbrochen worden, und nun war mir so, als werde nicht Onkel Carls Gaumen und Nase bespritzt, sondern ich, und zwar mit kaltem Wasser. Ein schöner Abschluß, eben als ich ihn da hatte, wo ich ihn haben wollte! In noch zwei Minuten hätte ich den Vertrag in der Tasche gehabt, und jetzt war alles Essig. Zu dumm, daß er gerade in dem Augenblick nach der Spritze klingeln mußte!

Als der Diener sich wieder entfernt hatte, war alles anders, grauer und häßlicher. Onkel Carls moderner, weitgestreifter Hollywoodanzug schien mir auf einmal viel zu jugendlich für den alten Mann. Die Dinge hatten den rosigen Schein verloren, der sie umgeben hatte, als ich eintrat. Meine Zeichnungen erschienen mir auch am falschen Platz. Wenn ein Wind sie plötzlich aus dem Fenster geweht hätte, wäre es mir ganz recht gewesen. Und wie in der griechischen Sage fing es jetzt auch draußen zu regnen an. . .

Onkel Carl zog seine goldene Uhr, sagte «Danke sehr», er habe sich gefreut, und ich würde die Zeichnungen mit der Paketpost zurückerhalten; wenn etwas frei werden sollte, würde ich von ihm hören, und so weiter. Er drückte wieder auf den Knopf und im Hinausgehen sah ich noch seinen schief nach hinten gelegten Kopf und den Diener in Eskarpins, der die De Vilbiss-Spritze bediente.

Mir war unendlich traurig zu Mute. Ich hatte einen tüchtigen Schlag ins Wasser getan. Mit einem Bein, tröstete ich mich, mit einem Bein wenigstens war ich ja schon hineingetreten ins große Glück; vielleicht, dachte ich, während ein großer Schauspielerkopf mich lächelnd von der Wand herunter anbleckte, vielleicht trete ich nächstes Mal mit beiden Beinen hinein? Wir Menschen hören ja nie zu hoffen auf. . . Ach was, forget it. . .

Der freundliche Mann, dessen Zimmer ich jetzt wieder durchschritt, hantierte nach wie vor wie eine Art Jongleur mit seinen vier oder fünf Telefonen und sprach zugleich auf einen künstlerisch aussehenden Menschen ein, diesmal auf polnisch oder russisch oder in einer Balkansprache. «Hahaha», lachte er den künstlerisch aussehenden Menschen an, riß dessen Hand genau so an sich, wie er es mit der meinen getan hatte, und schlug

ihm freudestrahlend krachend auf die Schulter. Dann wandte er sich zu mir, sprach ins Telephon, hörte in den quäkenden Kasten hinein, sagte, «O. K., Boß», stellte die Telephone hin, kam auf mich zu und sagte, meinen Arm aus dem Gelenk hochreißend: «Haha, Sie – wundervoll, ganz wundervoll, Sie getroffen zu haben, Herr Grosz! Ganz wundervoll», schloß er laut lachend, «hahaha, haha . . .»

Noch im Fahrstuhl hörte ich sein Gelächter. Und hin und wieder höre ich es immer noch, wie einem das manchmal so geht, wenn man ganz allein ist und an all die Schläge ins Wasser denkt, die man getan hat.

Ja, mein Paket mit Bühnenzeichnungen bekam ich schön verpackt wieder zurück. Ich bekam auch noch ein Schreiben voll schöner Phrasen. Viel später erfuhr ich, daß jener freundliche Herr, der immer lachte und einem schmeichelte, nur zu diesem Zweck da war. Er war der «Lacher» – der lachte alle Unerwünschten fort, oder er lachte sie in etwas hinein, in ein falsches Selbstvertrauen oder was immer dieses Gelächter hervorrief. Denn Onkel Carl hatte ein Motto: «Keiner, auch nicht der Unwillkommenste, soll unbefriedigt von mir gehen, und sei es auch nur ein albernes oder bewunderndes Lachen und Händeschütteln, das er mit sich hinausträgt, hahaha . . . Ich kann nicht alle Autoren, alle Schauspieler, alle meine Verwandten anstellen oder ihnen etwas abkaufen, aber ein Lachen und einen Händedruck der Bewunderung kann ich jedem mitgeben, haha . . .»

Was die De Vilbiss-Spritze angeht, so muß ich leider berichten, daß auch die nicht ganz echt war. Sie war ganz einfach Onkel Carls Methode, sich in die Wirklichkeit zurückrufen zu lassen, und er wandte sie immer an, wenn er sich weich werden fühlte und fürchtete, er könne eventuell nachgeben. Dann drückte er auf den Knopf und die De Vilbiss-Spritze gab ihm die nötige Härte der Entscheidung zurück.

Und das ist das Ende der Geschichte, wie ich fast einen hochbezahlten Posten in Hollywood bekommen hätte.

In Amerika war ich auch einmal bei Hofe. Das heißt, es war natürlich kein richtiger Hof im europäischen Sinne, aber es war immerhin amerikanische Aristokratie, die mich auffordern ließ, ihr einen Monat lang Malunterricht zu erteilen. Die Sängerin Lucrezia Bori hatte mich eines Tages zu sich bestellt und mir mitgeteilt, daß Mrs. Garrett in Baltimore bei mir Stunden in der Kunst der Malerei zu nehmen wünsche. Alles Nähere wurde verabredet, und bald darauf fuhr ich nach Baltimore, wo die Garretts ein altes, herrlich in einem großen Park gelegenes Herrenhaus bewohnten. Ein kleineres Haus im Park war für eingeladene Künstler bestimmt. Darin wohnte ich.

Mrs. Garrett war sehr kunstliebend. Sie liebte die Malerci, die Musik und den Tanz. Den bekannten spanischen Maler Zuloaga hatte sie zwar nicht entdeckt, wohl aber in Amerika «gemacht» – das heißt, sie hatte sich so energisch für ihn eingesetzt, daß er damals, vor dem ersten Weltkrieg, so berühmt war wie Picasso heute. Allerdings malte Zuloaga Porträts, und viele reiche Damen der Gesellschaft waren glücklich, ihm zu sitzen. Mrs. Garrett hatte es mehrmals getan. Ein großes Bild von ihr – Zuloaga malte lebensgroß – hing gleich im Foyer, wenn man die Treppe hinaufstieg. Sie schwärmte mir oft von ihm vor, von seiner Privatstierzucht und seinen Stierkämpferfreunden und von der guten, alten Zeit in Spanien vor dem Kriege. «Armer Zuloaga!» unterbrach sie sich zuweilen, «wer weiß, ob er noch lebt. In der Zeitung las ich neulich, die Loyalisten hätten ihn und seine Stiere erschossen und seine Bilder verbrannt.» (Das stand aber, wie sich bald herausstellte, nur in der Zeitung, und Zuloaga lebte natürlich noch.)

Mr. Garrett war einst amerikanischer Botschafter in Italien gewesen. Man merkte das an den vielen Photos von Mussolini mit eigenhändiger Widmung, die auf einem Tisch im Vorraum der Bibliothek standen. Mr. Garrett besaß kostbare alte Bücher, sogenannte Inkunabeln; wenn er guter Laune war, stieß er mit seinem Stock auf, winkte mich heran und zeigte mir mit überlegenen Hinweisen seine Erstausgaben. Dabei hielt ich mich stets in respektvoller Entfernung, weil ich annahm, das sei ihm lieber.

Mr. Garrett hatte außerdem eine der feinsten Münzensammlungen der Welt. Wollte er die zeigen, so wurde der Teppich in der großen Wohnhalle von Dienern beiseitegerollt, dann kam eine eiserne Falltür zum Vorschein, und darunter führte eine eiserne Wendeltreppe in die Tiefe, in ein kleines Kabinett mit einem Schrank, der die Münzen enthielt. Dort lagen die Unzahlbaren wohlgeordnet auf herausziehbaren Tabletten, und um sie herum war alles Stahl und Eisen, wie im Kassengewölbe einer Bank.

Auch Mrs. Garrett war Sammlerin. Sie sammelte französische Bilder. So hingen zum Beispiel sechzig Aquarelle von Raoul Dufy in ihrem extra angebauten Theater, wo alljährlich um die gleiche Zeit Quartette konzertierten und private Tanzvorführungen stattfanden. All das war noch im ganz großen Stil – zwar nur mehr in dem einer untergehenden Zeit, aber Stil hatte es.

An die Gesellschaftsräume schloß sich eine große Terrasse, die auf einen kunstvoll angelegten und gepflegten Garten hinausging. Den Garten beleuchteten allabendlich Scheinwerfer, die vom Hause aus eingeschaltet wurden. Am späten Nachmittag traf man sich auf der Terrasse, und die Diener servierten Mint-Juleps in silbernen, außen geeisten Bechern, die

man mit der Serviette anfaßte. Dazu wurden kleine Delikatessen gereicht. Es war sehr nett, dort zu sitzen und das kühle Whisky-und-Pfefferminzgetränk («May I replenish your drink, Sir?») in sich hinabrinnen zu lassen, während rings der oft betonte britische Akzent verschwand und hie und da sogar dem angestammten Tonfall des amerikanischen Südens Platz machte.

Mr. Garrett würzte unsere gelegentlichen Unterhaltungen mit Hinweisen auf meine deutsche Abkunft. Ich hatte das Gefühl, er mochte die Deutschen nicht sehr. Natürlich sagte er nicht etwa: «Wissen Sie, mein Lieber – ich mag die Deutschen nicht». Er sagte, etwas ärgerlich mit seinem Stock aufstoßend: «Ihre Vorfahren haben nicht viel Gutes hierhergebracht! Sehen Sie dort», er deutete in den Garten auf ein Spatzenpärchen auf der besonnten Terrasse, «sehen Sie die Sperlinge? Ja, die haben Ihre deutschen Vorfahren hier eingeschleppt, und das war nicht das Beste für unsere Blumen und Knospen!»

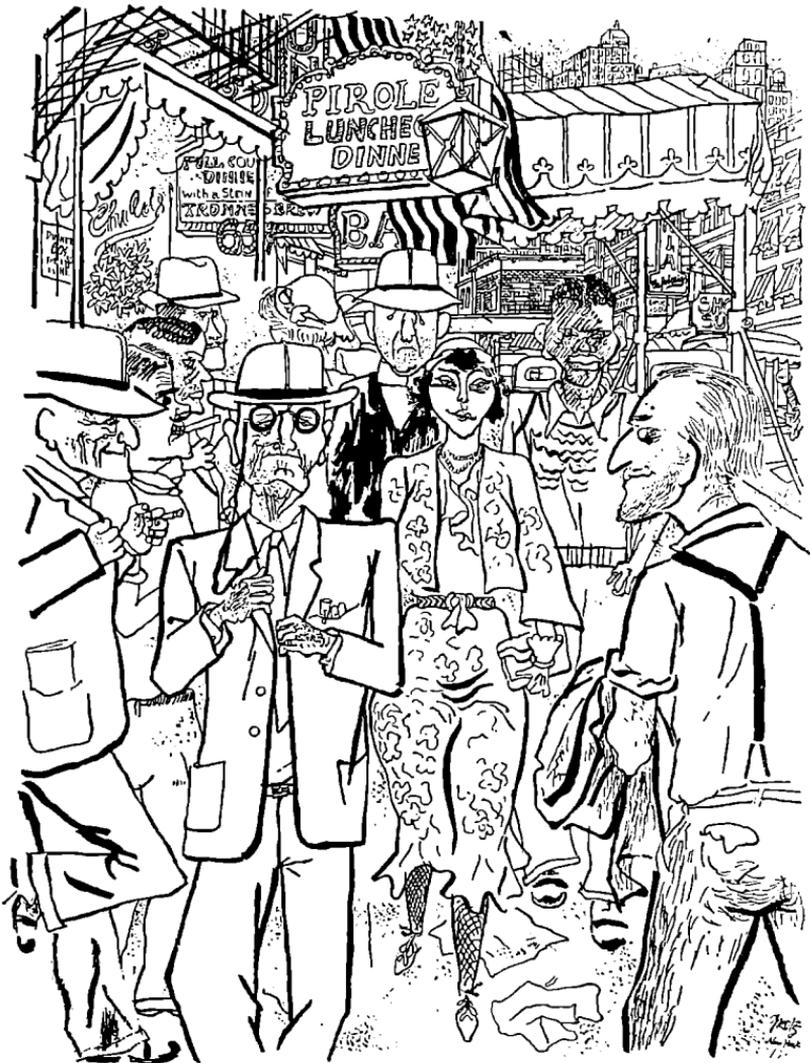
Ich verbeugte mich und beteuerte meine Unschuld. Ich verurteilte die früheren deutschen Ansiedler gelinde und beobachtete dabei eine verirrte Biene, die um Mr. Garretts Kopf surrte. Hoffentlich gibt er uns nicht auch die Schuld an der Biene, dachte ich.

«Die Deutschen», brummte er, immer noch ein wenig böse.

Auf Zehenspitzen zog ich mich leise zurück. Widersprochen hatte ich nicht. Ich wußte, er brauchte so ein bißchen Brummigkeit – und doch erschienen mir von da an alle Spatzen als garstige kleine Sendboten Adolf Hitlers. Zudem hatte ich Manieren und Courtoisie eines Hofinstruktors bereits gelernt. . .

Einmal besuchte ich meinen Freund George Biddle im nahen Washington. Er arbeitete gerade an seinem großen Fresko im Justizpalast, und da ich von ihm bislang nur kleine Staffeleibilder kannte, war es höchst interessant, ihn mit einer kleinen Palette, das heißt einer Untertasse mit ein paar Farben am Rande, sorgsam Stück für Stück richtiges Fresko malen zu sehen. Später kam er mit einigen der «Boys», die damals in der Freskenabteilung des Arbeitsbeschaffungsamts (W. P. A.) in Washington tätig waren, zu einer Gesellschaft bei Garretts herüber, die sozusagen mir zu Ehren stattfand, denn Mrs. Garrett war es inzwischen zu Ohren gekommen, daß ich nicht *nur* einer jener obskuren Künstler war, denen man durch ein paar Malstunden weiterhalf.

Was Mrs. Garrett bei diesem Unterricht von mir bekam, waren gesprächsweise erläuternde Bemerkungen. Auch hob ich ihr den Pinsel auf, wenn er herunterfiel. Ich sah ein, daß meine Rolle in dieser Hofhaltung zum Unterhaltungsteil gehörte, und das war mir ganz recht. Mir imponierten die Garretts, weil sie so reich waren und ich als echter Künstler



Straße in New York

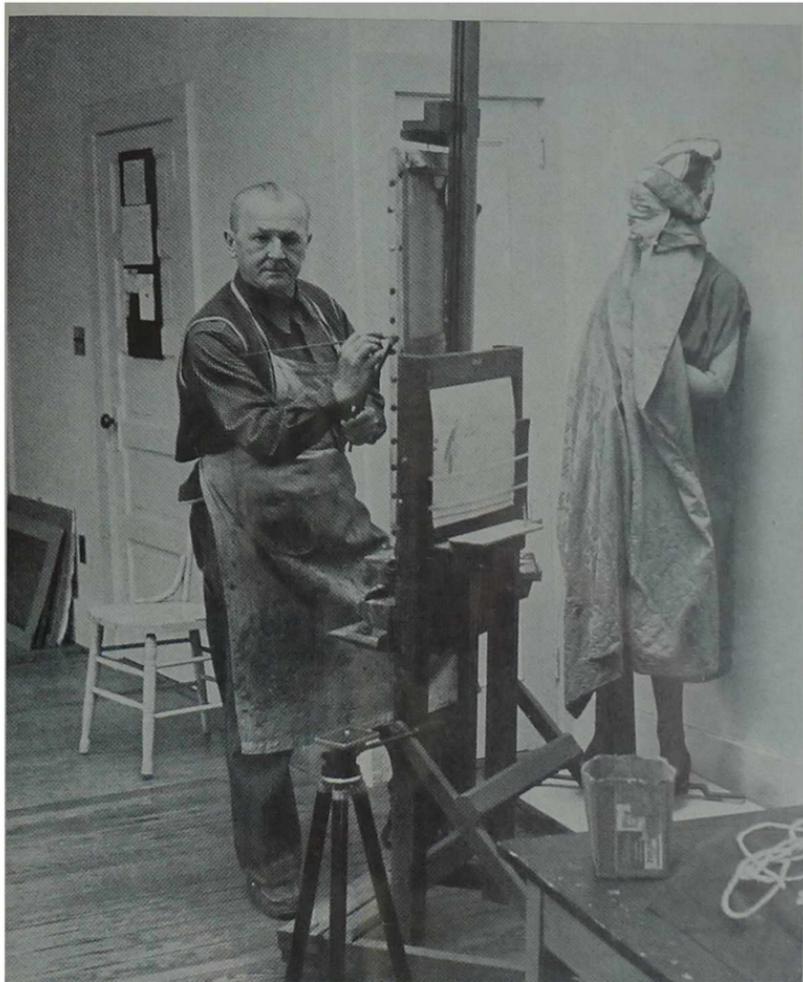
von vornherein lieber mit reichen Leuten umging als mit armen. Im Grund genommen war der Reiche so langweilig wie der Arme, aber er hatte wenigstens Geld. Sein Geld gab den Ausschlag, denn davon konnte bei cinigem Geschick doch etwas in meine eigene Tasche gelangen.

Dem empfindsamen Leser mag dies wie das Bekenntnis eines Parasiten erscheinen – aber was kann ein reiner Künstler in einer Gesellschaft wie der heutigen anderes sein? Womit ich nicht etwa der Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft Ausdruck verleihen will, denn die Kunst von morgen wird wahrscheinlich nichts als Dauerunterhaltung sein, und die Gesellschaft von übermorgen, die der Bürokraten und Kommissare, wird gewiß überhaupt keine Kunst mehr brauchen.

Die beste Lösung meiner finanziellen Schwierigkeiten schien von Anfang an die Eröffnung einer eigenen Schule. Eine Gelegenheit dazu bot sich bald, als ich durch I. B. Neumann mit dem erfolgreichen amerikanischen Maler Maurice Sterne bekannt wurde. Der war so freundlich, mich in seiner bestehenden, gutgehenden Malschule im Raymond & Raymond-Gebäude mitunterrichten zu lassen, wo Mr. Ben Raymond mir einen Raum zur Verfügung stellte. So fing ich an.

Aus der «Art Students League» hatte ich mir einen «Monitor» mitgebracht, den Maler Marshall Glazier, einen meiner begabtesten Schüler, der mir über die Einsamkeit hinweghalf. Denn einsam waren wir. Meine «Schule für Malerei, Zeichnung, Komposition und Kunstschätzung» (art appreciation) bestand nämlich nur aus Marshall und mir. Schüler hatte ich nicht. Es war etwas deprimierend. Meiner Frau und meiner Schwester Cläre nebst Mann sagte ich davon gar nichts. Ich verließ morgens vergnügt unser etwas dunkles Hotel, log ein wenig zu meinen Gunsten und tat so, als meldeten sich jeden Tag ein bis zwei Schüler. Wo denn die Schecks blieben, fragte Eva. «Ach so, ja, die Schecks – na», sagte ich, «Du weißt doch, wie das hierzulande ist. Als Künstlerlehrer rangiert man gewissermaßen mit einem Dentisten oder praktischen Arzt, und die werden ja auch nicht gleich bezahlt.»

Ich kam mir wie ein Vogel Strauß vor und steckte den Kopf in den Sand. Irgendwie muß es doch gehen, dachte ich. Mittlerweile machte mein Freund Alexander King in seiner Zeitschrift für meine Schule Reklame. Ich hatte mir wirksame Texte ausgedacht, beispielsweise: «Cézanne wußte, wie man aus nichts einen Apfel macht. Auch DU kannst das lernen!» Dazu machte ich eine Schwarz-weiß-Zeichnung eines halbierten Apfels. Oder wir bedeckten eine Seite mit allerlei Kritzeleien, Tintenflecken, Punkten, Häckchen, Strichelchen und willkürlichen Klecksen und druckten daneben: «WEISST DU, WAS DAS BEDEUTET? – Es sind die Urelemente der Graphik. . . Ungeordnet liegen sie in Dir. Nütze sie! Lerne ZEICHNEN !!!» Andere meiner Annoncentexte waren einfacher, etwa «Zeichnen macht Dich glücklich» oder «Auswendig nach der Natur».



An der Staffelei zu Hause in Huntington (1953)



Entwurzelt (Aquarell, 1949)

Ich war sehr stolz auf meine Einfälle, fand sie ganz amerikanisch und war recht enttäuscht, daß sie nicht mehr Schüler herbeizogen. Die paar, die sich doch meldeten, waren ausschließlich Damen – und ich glaube, sie kamen weniger auf meine Reklameschlagworte hin als auf Empfehlung wohlmeinender Freunde, die mir auf diese sanfte Weise ein wenig helfen wollten. Das war mir auch recht, wenn ich nur überhaupt Schüler bekam! Ich mußte natürlich für meine Klasse ein Modell stellen, und obwohl Mr. Raymond, ein netter, großzügiger und stets hilfsbereiter Mann, mich nicht mit der Miete drängte, blieb mir kaum etwas übrig. Mir war oft recht elend zu Mute, und ich tröstete mich dann in einer kleinen Bar, wo sich schon nach ein paar «Planters-Pünschen» die graue Gegenwart in eine bessere Zukunft verzauberte. . . .

Es gibt ein altes englisches Sprichwort, das heißt: «Wer was kann, tut es; wer nichts kann, lehrt es». Aber wie die meisten Sprichwörter stimmt es eben nur zum Teil. Ich *konnte* doch etwas, und lehren – das heißt, mich den Schülern verständlich machen und ihnen weiterhelfen – konnte ich auch. Ich konnte es sogar besonders gut, da ich ja selbst noch aus einer Zeit stammte, in der man uns alles verekelte. Und zwar verekelte man es dadurch, daß man uns die Wahrheit sagte: «Na, nun können Sie's ja wohl», sagte der Professor höhnisch, wenn der arme, krumme Schüler sich die größte Mühe gegeben hatte, es zu «können». . . .

Die amerikanische Art, einem die Wahrheit in unkenntlicher, gleichsam verkapselter Form zu sagen, gefiel mir viel besser. Unter dem Einfluß des bekannten Dale Carnegie («How to Win Friends and Influence People») verstand ich meine Schüler bald so zu behandeln, wie sie behandelt werden wollten. Meine ehemalige Arroganz ließ ich in der Versenkung verschwinden; einen etwas nihilistisch-selbstgefälligen Zug meines Wesens verbannte ich in den Keller meiner Natur. Es gelang mir bald, schönklingende Sätze und Schmeicheleien zu sagen, an die ich selbst nur halb glaubte. Ich lernte, wie man die schwierige Kunst des Zeichnens durch Lob beibringen kann, und da ich von Natur aus kein Urteil besaß, fiel es mir leicht, meine Schüler zufriedenzustellen.

Kunst ist nämlich – wie weit auch die gegenteilige Ansicht verbreitet ist – erlernbar. Man kann z. B. lernen, wie man einen Gegenstand und später auch einen Kopf oder einen Menschen abzeichnet. Man kann auch nach Vorlagen sozusagen «auswendig» zeichnen lernen – aus dem Gedächtnis nach der Natur, wie es in einer meiner Annoncen hieß. Leichter zu erlernen ist das sogenannte «Schöpferische» in der Kunst, und verhältnismäßig am leichtesten ist das Abstrakte. Dabei braucht man nur an Rorschach-Tests, an Stoffmusterentwürfe oder an technische Planzeichnungen

zu denken. Kunst benötigt heute eigentlich keiner mehr, seit jeder sie ausübt. Ich liebe aber den amerikanischen Optimismus, daß man alles erlernen könne, ohne ganz daran zu glauben.

Es war damals so eine Art Regenzeit in meinem Leben. Aber merkwürdigerweise machte mich der Regen nicht traurig. Mein Traum von Amerika blieb genau so bestehen wie ehemals, ob ich auch hie und da einmal in der Nacht aufwachte und mich, von Schrecken gepackt, einen Augenblick fragte: Wenn nun alles nicht wahr wäre – wenn gar die Wirklichkeit noch wirklicher wäre, als sie sowieso schon ist –?

Doch das hielt nie lange an, ich glaubte sofort wieder an meine eigene Gaukelei; und bald hellte sich das Leben auch wirklich auf, als nämlich eines Tages der berühmte Maurice Sterne, in dessen Malschule ich ja sozusagen als Partner geduldet war, zu mir kam: «George», sagte er, «ich habe einen großen Auftrag in Kalifornien bekommen. Ich gebe die Schule auf und werde meinen Schülern raten, bei Dir weiterzumachen.» Das war recht angenehm, und ich war Maurice sehr dankbar.

Indessen mußten wir aus bautechnischen oder sonstigen Gründen aus dem Gebäude von Raymond & Raymond ausziehen. Es hieß, die Schule anderswo unterzubringen, was nicht leicht war, denn wo sollten wir wieder einen Ben Raymond finden? Da hatte meine damalige Sekretärin, die Französisch-Amerikanerin Mrs. Brevannes, einen guten Einfall. Eine meiner Schülerinnen war die Tochter eines sehr reichen Mannes namens Palmer, und diesem wiederum gehörte das Squibb Building, Ecke Fifth Avenue und 57. Straße. «Mr. Grosz», sagte meine Sekretärin, «schreiben Sie doch einfach einen Brief an Mr. Palmer! Er weiß doch, wer Sie sind; vielleicht können wir einen Speicher im Squibb Building haben, wenn er darauf eingeht.»

Ich schrieb den Brief und erhielt nach einigen Tagen die Aufforderung, zu Mr. Palmer ins Büro zu kommen. Er war ein vielbeschäftigter Mann, wie alle Männer seiner Alters- und Vermögensklasse. Ich wußte, wie ich mich zu benehmen hatte: kurz und sachlich. Und richtig, sobald ich eintrat, sagte er mir: «Ich bin ein vielbeschäftigter Mann; ich gebe Ihnen ausnahmsweise zehn Minuten. Wenn Sie mir wirklich etwas zu sagen haben, können Sie das in zehn Minuten ausdrücken. Also, was kann ich für Sie tun?» Dabei sah er auf seine Armbanduhr.

Ich hatte Glück, war schon in sieben Minuten fertig und ließ ihm die drei Minuten zum Überlegen. Er war von mir nicht unnett beeindruckt und drückte auf einen der verborgenen Knöpfe an seinem völlig leeren Schreibtisch. Ein großer, irisch aussehender Mann trat ein. «Ich übergebe Sie nun Mr. O'Leary,» sagte Mr. Palmer. «Mr. Grosz – Mr. O'Leary.»

«Glad to meet you, Sir,» sagte Mr. O'Leary.

Mr. Palmer fuhr fort: «Er wird alles Nötige veranlassen und in Ihrem und meinem Sinne zu beiderseitiger Zufriedenheit handeln, I hope. . . By the way, ja, was ich noch sagen wollte — habe gehört, Sie mögen Bougureau. Well, Sie müssen mal gelegentlich zu Cocktails kommen und sich meine Bougureaus ansehen. Ich habe drei. Thank you, good bye.»

Ich war nun Besitzer einer ziemlich großen Kunstschule in 32. Stock des Squibb-Gebäudes. Den größten Teil meiner Schüler hatte ich ja von Maurice Sterne geerbt; allmählich aber wirkte sich auch meine eigene bescheidene Reklame aus. Ich war direkt stolz, und bevor ich den Wolkenkratzer betrat, blickte ich oft von der anderen Straßenseite zum 32. Stock hinauf und sagte halblaut vor mich hin: «Junge, Junge, das hätte mal Dein alter Zeichenlehrer Papst sehen sollen! Donnerwetter, ein Riesenatelier im 32. Stock und davor noch eine Sonnenterrasse — allerhand Achtung —». Ich klopfte mir selbst im Geiste auf die Schulter, betrat den Schnellfahrstuhl, der vom ersten bis zum 31. Stock nicht anhielt, und schwebte selbstgefällig empor. Nicht schlecht, dachte ich. Tolles Land, Amerika. . . Ich war ja noch verhältnismäßig jung, erst vierundvierzig, und mein Traum lebendiger denn je.

Die Schülerinnen (meistens waren es ja doch Damen, die ich von Maurice übernommen hatte) gehörten fast durchweg den höheren finanziellen Schichten New Yorks an. Das gab meiner Schule etwas gleichsam Feudales, was mir lag. Zugleich übernahm ich aber auch ein paar meiner besseren Schüler aus der «Art Students League», um der Sache einen etwas demokratischen Anstrich zu geben. Dabei lag mir Ironie völlig ferne. Ich war stolz auf meine Schülerinnen und fühlte mich oft wie der Direktor eines exklusiven Klubs beim Anblick der vielen Nerzmäntel, die da am Gardebengestell hingen.

Einzelne meiner Schüler machten mir besonderen Eindruck. Zum Beispiel hatte ich einen, der war vornehm und reich und fing erst in höherem Alter an, sich für Malerei zu interessieren. In meine Schule kam er auf Empfehlung, um sich auszubilden oder vielleicht zu vervollkommen. Er brachte seinen Chauffeur mit in die Klasse, und dieser mußte die von mir bezeichneten Farbentuben aus dem nagelneuen, teuren englischen Malkasten nehmen und auf die Palette setzen, die mein Schüler in der weißhandschuhten Hand hielt. Es war eine stets vielbewunderte kleine Zeremonie. . .

Leider behielt ich diesen Schüler nicht lange. Er wandte sich von der bildenden Kunst ab und dem indischen Yoga zu. Ich traf ihn noch einmal zufällig bei einer geräuschvollen, recht animierten literarischen Cocktailparty: er hatte sich in ein Nebenzimmer zurückgezogen, wo er seinen

Nabel betrachtete und in tiefste Meditation versunken schien. Sein Hemd hatte er über dem gar nicht mal sehr dünnen Bauch aufgeknöpft, um, wie er sagte, sich selbst näher zu sein.

Ein anderer Schüler von mir war seit Jahren abstrakter Maler. Er hatte als solcher schon ausgestellt, auch einigen Erfolg gehabt, und wollte nun sehen, ob er auch anders könne. Er war nicht unbegabt, aber die Zeichnerei nach der Natur schien ihn doch eher zu langweilen. Ich verstand das auch sehr gut, nachdem er mir einmal auseinandergesetzt hatte, worauf es ihm bei der Kunst ankäme – auf den Eindruck nämlich.

«Ist ja sehr interessant», sagte ich. «Nichts gegen zu sagen. Was meinen Sie denn damit?»

«Die Fallwirkung», sagte er.

«Wie bitte –?»

Er erklärte mir seine Arbeitsmethode. Seine eigentlichen Werke kamen folgendermaßen zustande: er nahm einen Farbtopf in die Hand und ließ die Farbe aus einer bestimmten Höhe auf die am Boden liegende Leinwand fallen. «Das gibt einen Eindruck, nicht wahr? Dann halte ich den Farbtopf niedriger. Der Eindruck ändert sich. Ich gehe höher. Er wird wieder anders. Schließlich klettere ich auf einen Stuhl. Sie würden es nicht glauben, Mr. Grosz, wie das den Eindruck verändert!»

«Kolossal interessant», sagte ich. «Nichts gegen zu sagen. . . .»

Einmal rief mich der Kunsthändler Julian Levi an. Es war das Jahr, in dem der große Salvador Dali in New York triumphale Erfolge feierte. Levi war sein Manager und Händler; er wollte wissen, ob Dali wohl in meiner Schule nach dem Modell zeichnen könne. Ich sagte natürlich begeistert ja. Von solchem Besuch versprach ich mir mit Recht einige Reklame.

Dali erschien denn auch, in einem dicken, flauschartigen Mantel, einer Art Pelzimitation. Um den Hals trug er einen golddurchwirkten Shawl in den spanischen Farben Rot und Grün; das bekannte Bärtchen zierte seine Oberlippe, hatte sich aber noch nicht zu den späteren halbfußlangen Antennen ausgewachsen. Meine ganze Klasse war wie elektrisiert durch die Anwesenheit des berühmtesten Malers neben Picasso. Die Schülerinnen, alle gebildet und weitgeist, fingen halb unbewußt an, französisch zu sprechen. Dali aber war ungemein bescheiden; er bat sich nur ein kleines Bänkchen aus, hockte sich dicht unters Podium, zog ein altertümliches Skizzenbuch hervor, worauf in Goldbuchstaben «Sketches» geprägt war, entknotete die niedliche Schleife, die zum Zubinden diente – und niemals aufblickend, in völliger, stiller Konzentration zeichnete er ganz klein den einen Fuß des Modells. . . .

Nachher lud er mich in ein Restaurant ein, in den «Russian Tea Room».

Seine Frau Gala, seine unsterbliche und oftbesungene Muse – nebenbei auch eine tüchtige Geschäftsfrau! –, erwartete uns schon. Sie verlangte als erstes, seine heute gemachte Zeichnung zu sehen. Dali zog das Skizzenbuch aus der Manteltasche; ich fragte höflich, ob ich mir die Zeichnung vielleicht auch einmal ansehen dürfe. Es wurde bejaht, und ich sah den miniaturhaft abgezeichneten Fuß, der sich heute im Museum of Modern Art befindet.

Höflich erkundigte ich mich nach der Härte der verwendeten Bleistifte und erfuhr, daß die Zeichnung mit den Graden 5–7 ausgeführt worden sei; sie wirkte ja auch ganz silberstiftartig und fast wie mit einem Metallgriffel gemacht. Ich hatte mein Französisch vergessen und radebrechte schlecht und recht. Die Unterhaltung war bald zu Ende und damit auch meine Begegnung mit Salvador Dali, an die ich mich sicher besser erinnere als er.

Meine Schule bestand ungefähr vier Jahre. Als ich für zwei Jahre ein Guggenheim-Stipendium bekam, gab ich sie auf. Es tat mir nicht besonders leid darum. Das Lehren nimmt viel Energie in Anspruch. Ich brauchte immer erst eine gewisse Zeit, um mich wieder auf eigene Arbeit umzustellen. Die fabelhafte Fähigkeit der Amerikaner, viele Dinge zu gleicher Zeit tun zu können, ging mir ab. Als Lehrer für Kunst kam und komme ich mir immer vor, als ginge ich mit beiden Füßen zwei verschiedene Treppen hinauf und müsse arg balancieren, um das Gleichgewicht zu behalten.

Zugleich mit dem Stipendium bekam ich, wie schon erwähnt, einen Posten als Illustrator für «Esquire, das Magazin für Männer», und war also für den Augenblick der Sorgen ledig. Denn in Amerika, wo alles und somit auch Schmerz und Leid im Überfluß vorhanden ist, können von der Kunst der Malerei nur wenige Menschen leben. Viele keineswegs schlechte Maler haben praktische Hauptberufe: ein paar sind Dentisten, dort ist einer Barbier, ein anderer sogar Fleischer, wieder einer hilft bei der Post aus. . .

Kunst gilt als «hobby», als Liebhaberei. Das alte Frage-und-Antwort-Spiel: «Was macht die Kunst? – Sie geht nach Brot!» ist in Amerika wohl angebracht. Es gibt natürlich auch eine Art Bohème aus jungen und älteren, meist alkoholisierten Gestalten, die sich um das Materielle wenig kümmern und oft, nach dem Beispiel Van Goghs, die Pinsel an ihren ungepflegten Bärten abwischen – aber alles in allem ist diese New Yorker Bohème ein bißchen unecht, eine billigere Kopie jener Pariser Bohème, die um 1900 schon verstaubt und veraltet war und wie der Cancan oder der Apachentanz nur der Fremden wegen noch fortbestand.

XVII

Deutsche Dichter und Denker



ICH MACHTE NUN «A DECENT LIVING», wie es auf englisch heißt. Ich hatte mein Auskommen, mehr freilich nicht. Der Krieg lag zwar in der Luft, schien aber doch unwahrscheinlich, die Depression war irgendwie vorüber. Roosevelt war Präsident, Willkie träumte noch lange nicht von «One World», die Preise waren erschwinglich, und wir übersiedelten in ein Häuschen nach Bayside. Es lag in einem romantischen Garten unweit des Long-Island-Sunds und gehörte einer uralten Familie Lawrence. Wir kauften einen gebrauchten Willys Knight und hielten uns ein Mädchen, das meiner Frau Autofahren beibrachte. Meine beiden Jungens, Mart und Peter gingen in die gemütliche Bayside Public School, und alles war noch voller Sonne und verhältnismäßig ohne Furcht.

Es war eigentlich eine recht unbeschwerte Zeit. Es gab noch keine Kobaltbombe, Hitler wurde allgemein bewundert, und abgesehen von einigen verzweifelten und der allgemeinen Anpassung nicht fähigen Refugiés schien alles in Butter. Wir führten wieder ein gastliches Haus. Freunde aus ganz Europa besuchten uns, wenn sie nach den Staaten kamen. Die meisten unserer Freunde waren ja durch den Terror des Hitlermannes weithin verstreut. Manche lebten in der Tschechoslowakei, viele waren in Frankreich untergekommen, das von altersher für ein freies Land galt und es ja nun in Wirklichkeit leider nicht mehr war. Aber meine geflüchteten Freunde träumten eben auch ihren Traum weiter, genau wie ich den meinen von USA.

Paul Graetz, der großartige Berliner Komiker, besuchte uns auf der Durchreise von England nach Hollywood. Wir aßen Königsberger Klops und Paule erzählte und erzählte, und die Tränen liefen ihm und uns über die Backen. Bert Brecht besuchte uns und brachte seinen «Bodyguard» mit, einen wirklichen Proletarier, der nicht nur so aussah, sondern auch so sprach und uns einen Buchprospekt daließ, in dem als Motto gedruckt stand:

«Kämpfende Bücher helfen die Kämpfer» – woraus wir gleich ersahen, wo der Verfasser herstammte, nämlich aus Berlin-Wedding. Aber damals konnte man noch herzlich über all das lachen. Es war erst halb zwölf auf der großen Zeituhr, vorläufig noch nicht fünf Minuten vor.

Thomas Mann hatte ich schon lange nicht mehr gesehen.

Ich war dem berühmten Dichter einst bei seinem deutschen Verleger S. Fischer begegnet, der von Zeit zu Zeit in seiner Grunewaldvilla allerlei interessante Menschen um sich versammelte.

Wäre auf dieser Gesellschaft eine weise Zigeunerin erschienen und hätte uns allen aus Kaffeesatz oder Teeblättern die Zukunft vorausgesagt, so würde ihr wahrscheinlich nicht einer von uns geglaubt haben, am wenigsten aber Thomas Mann und ich, die wir uns am gleichen Tische gegenüber saßen. Denn sie hätte gewiß gesagt: «Ihr beide werdet über das weite Meer ziehen und Euch dereinst in einer großen Stadt wiedersehen, einer prächtigen Stadt mit turmartigen Häusern und vielen Fenstern. Ich sehe da auch einen Schatten, einen bösen Mann mit wildem Haar und dunkler Oberlippe – vor dem aber, so sagt der Kaffeesatz, hütet Euch und schließt nachts die Fensterläden!»

So hätte jene Zigeunerin gesprochen – wäre sie im aufgeklärten Fischerischen Hause überhaupt vorgelassen worden. Wir hätten natürlich gelacht, und geglaubt hätten wir ihrer Weissagung schwerlich. Wir saßen an vollen Tischen, festliches Kerzenlicht mischte sich auf dem weißen Damast des Tafeltuchs mit den Schatten des untergehenden Abendlandes. Unsere Gespräche waren ein wenig schrill oder geistreich überspitzt; wir wußten alles und konnten alles gelassen auseinandersetzen, ungeachtet des blutroten Scheins am fernen Horizont. Wir glichen Hasen vor einer großen Treibjagd, die mit Geist und Frivolität die Furcht vor dem Herannahenden zu überwinden glauben. Und so sahen wir zu dem weisen, zurückhaltenden Thomas Mann auf, dem zu Ehren der Lunch veranstaltet war.

Wir bewunderten ihn, weil er die Gabe hatte, mit kühler Grazie ja und nein zugleich zu sagen, eine Gabe, die nicht jedem Dichter zuteil wird. Billige Parodisten hatten ihn schon als einen schwankenden, unentschiedenen Einerseits-Andererseits-Charakter verspottet, und es war, als lege er nun geradezu Wert darauf, dieses Urteil zu rechtfertigen. (Was natürlich nicht ganz zutraf, denn Thomas Manns Humor war nicht nihilistisch genug, um sich selbst zu verspotten oder gar zu parodieren.) Ein wenig zu höflich vielleicht, aber aus der ihm gemäßen Distanz hörte er unserer Konversation zu, die doch immer an ihn als den Mittelpunkt gerichtet war. Er war der Berühmteste unter uns, der heimlich von allen beneidete Träger des Nobelpreises, jener höchsten Ehrung, die einem deutschen Dichter,

außer der Verleihung des erblichen Adelstitels, widerfahren konnte – und der erbliche Adel kam ja in der noch bestehenden Republik nicht in Betracht.

Zum ersten Male sah ich den hervorragenden Mann ganz aus der Nähe. Kaffee und Kognak waren bereits serviert worden. Ein Diener reichte auf einem Tablett mit brennender Kerze und allem anderen Rauchzubehör Havannazigarren und Zigaretten herum, und nach dem guten Essen, das wir eingenommen hatten, war die Stimmung ganz gemütlich. Nachdem man genug über moderne und alte Literatur, Berliner Theater und auch etwas über sonstige Zeitgenossen gesprochen hatte, kam man ganz von selbst aufs Politische. Der «alte, brave» Hindenburg, der durchaus nicht so brav und weihnachtsmannhaft war, wie man ihn dem deutschen Volk präsentierte, und die recht unglückselige Rolle der deutschen Sozialdemokratie als Regierungspartei in einem windschiefen Staate bildeten die Hauptthemen des Tischgesprächs.

Thomas Mann war selbstverständlich der Mittelpunkt des Gesprächs, bestimmte aber nicht seine Richtung. Einige von uns, sich wichtig vorkommende jüngere Herren mit linken Neigungen, hätten natürlich gar zu gern herausgefunden, auf welcher Seite und bei welcher Partei ein so berühmter Mann «politisch stehe». Aber Thomas Mann bekannte sich zu keiner «Richtung».

Sein Wesen war kühles Abseits- und auch ein wenig Darüberstehen, was mancher Heißsporn sehr übel aufnahm. Hin und wieder, wenn es eben anders nicht ging, gab er sich etwas politischer, aber auch dann nur mit klugem Zögern, erwägend und weise zurückhaltend. Es war, als ob er schon damals gewisse Zweifel an der Richtigkeit all dieser Parteilinien gehegt hätte, wie sie einem Manne seiner Abstammung und Geburt auch anstanden.

Thomas Mann war eben nicht als Werkmeister geboren, sondern als Herr. Das verriet sich nicht nur in seinem länglichen, schmalen Kopf, in den schlanken, schmalen Händen und Füßen, sondern auch in Haltung und Kleidung, in Krawatte und Kragenschnitt. Dieser Kragen, dieser Anzug, dieser Hut sind eigentlich heute noch genau so, wie er sie schon vor vierzig Jahren getragen hat, als wären sie alle noch bei derselben Firma bestellt und nach Maß gemacht – wahrscheinlich sogar bei derselben Firma, wo schon Vater, Großvater und Urgroßvater ihre Garderobe in Auftrag gaben – und nur in Schnitt, Form und Farbe dezent der jeweiligen Mode angepaßt. Und ganz so konservativ, so wenig wandelbar oder nachgiebig gegenüber den Zeitläuften und -parolen war Thomas Mann auch als politischer Schriftsteller gewesen.

In Deutschland habe ich Thomas Mann nicht wieder getroffen. Dann erfuhr ich eines Abends aus den «Daily News», daß ein früherer Schüler von mir, ein gewisser Dr. Nathaniel Stein Wolf, in einer Berliner Kurfürstendamm-pension spät nachts aus dem Bett geholt und halbkleidet unter Drohungen im Auto verschleppt worden war. Die Schlagzeile in der «News» lautete: «American Jew beaten by Nazis in Berlin». Darauf folgte die übliche Geschichte: man hatte ihn aus dem Bett geholt, mit der Waffe und auch sonst bedroht und vorgegeben, nach verräterischem Material zu suchen. Da er aber nachwies, daß er Amerikaner sei, und man außerdem keinerlei rote Literatur bei ihm fand – wie sollte man auch? war er doch ganz ästhetisch eingestellt und eigentlich nur an Kunst interessiert –, so warf man ihn nach Äußerung heftiger Erschießungsdrohungen in der Nähe der Charlottenburger Chaussee aus dem Auto und ließ ihn laufen. «Lauf und untersteh Dich nicht, Dich umzudrehen!» sagte man ihm. Und wie er mir später erzählte, war das der schlimmste Moment: «Da hatte ich wirklich Angst und erwartete in jedem Augenblick den Fangschuß. . . » Man tat ihm aber sonst nichts, und er meldete alles dem amerikanischen Konsul und verließ Berlin innerhalb von vierundzwanzig Stunden – jenes Berlin, das er so liebte wie sein Namensvetter und Landsmann Thomas Wolfe.

Da wußte ich, daß die «Nacht der langen Messer» kein leerer Wahn gewesen war. Man hatte immer wieder damit gedroht; man hatte auch mich wissen lassen, daß ich, wenn einst «der Tag» käme, nichts zu lachen haben würde. Aber ich lag sicher in meinem New Yorker Hotelbett und sah aus dem Fenster auf die Freiheitsstatue, die zwar hier in der Sechzigerstraße nur ein Warenhausabzeichen war, eine kleine, billige Kopie, aber gleichwohl eine Freiheitsstatue. Wie merkwürdig, dachte ich, welches Schicksal hat dich aufgespart? Der Schlag, der mir galt, hatte fälschlicherweise meinen damals einzigen amerikanischen Schüler getroffen – und mir lief es kalt über den Rücken.

In solcher Zeit denkt man mit Bitterkeit an seine frühere Heimat, und vielleicht trug diese Bitterkeit dazu bei, daß meine zweite Begegnung mit Thomas Mann nicht erfreulicher verlief. Es war kurz nach Hitlers Macht-ergreifung, im Sommer 1933. Wir trafen Thomas und seine Frau zum Lunch in einem Restaurant in Manhattan: unser Freund Charles Lautrupp, ein Kapellmeister seines Zeichens, der von früher her den Bruder von Frau Mann gut kannte, Eva und ich.

Ein Unstern waltete über diesem Zusammentreffen. Es begann schon mit einem groben Verstoß gegen die guten Manieren, da wir unseligerweise eine volle halbe Stunde zu spät kamen. So gut wir konnten, entschuldigden wir uns mit einem gerade heute ausfallenden Zug der Long-Island-Bahn,

und wie es bei geschwindelten Entschuldigungen eben zu gehen pflegt, verstärkten wir die Unglaubhaftigkeit noch durch einen unterwegs geplatzten Autoreifen.

Das war kein verheißungsvoller Anfang, und Frau Mann, die diesmal ihren Gatten begleitete, warf uns nicht gerade freundliche Blicke zu. Bald saßen wir an einem kleinen Tisch vor den frischgefüllten Wassergläsern. Bier gab es, glaube ich, noch nicht – oder wenn, dann war es noch sehr dünn und ähnelte dem sogenannten «Nearbeer» – aber Thomas Mann war ja Gott sei Dank keiner jener deutschen Landsleute, die alles in der Fremde nach der Qualität des dort gebrauten Biers beurteilen. Das Lunch war jedenfalls reichhaltig, auf riesigen Platten serviert. Bald waren wir mitten in einer Debatte über Hitler, seine Nazis und deren Aussichten. Thomas Mann vertrat die Auffassung, Hitler könne sich unmöglich länger als höchstens sechs Monate an der Macht halten, eine Auffassung, die er allerdings mit einer ganzen Reihe sehr gut informierter Menschen teilte.

Hatte nicht die kluge Dorothy Thompson Hitler persönlich in Augenschein genommen und erklärt, so ein Gesicht könne nicht von Bestand sein? Aber nicht nur sie und andere amerikanische Deutschlandkenner, auch viele einflußreiche Industrielle, Bankiers, Nationalökonomien, Journalisten, manche sonst skeptischen Diplomaten und Berufspolitiker aus aller Welt gaben Hitler nur eine kurze Frist. Eine lächerliche Episode, gewiß, aber schließlich würde dieser Dilettant rasch an seiner staatsmännischen Unerfahrenheit scheitern. Was hatte er bisher denn weiter gezeigt als Begabung zum Demagogen und Volksverführer? Glaubte man vielleicht, das Offizierskorps werde sich von so einem kommandieren lassen? Und wo sollte er denn das Öl hernehmen? Und das Geld? O nein – höchstens ein halbes Jahr.

All das hörte ich von Thomas Mann im Sommer 1933 bei unserer zweiten Begegnung. Nun muß ich, bevor ich fortfahre, schnell noch etwas einfügen: Ich hatte nämlich von jeher, wahrscheinlich von der Seite meiner Mutter, eine ganz leichte prophetische Ader. Und dazu kamen noch meine gesunde Skepsis, meine Neigung, eher zu verneinen als zu bejahen, und meine Beobachtungsgabe, die mir immer wieder bestätigt hatte, daß die Masse der Menschen ein Sauhaufen ist, eine lenkbare Herde von Kälbern, die sich ihre Metzger zufrieden selber wählen. Ich sah nie besonders viel Gutes im Menschen, und wenn ich sehr schlechter Laune war, wurde ich zum Verächter des Menschengeschlechts überhaupt.

In so einer Stimmung muß ich gewesen sein, als ich Thomas Mann und Gemahlin in Manhattan wiedertraf. Oder hatte mich die Frau des Dichters gereizt, indem sie mir zu verstehen gab, daß man in Gegenwart ihres Mannes nicht ganz so unbeherrscht von der Leber weg redete? Wie dem

auch sei, ich war unnötig aggressiv, höhnisch und misanthropisch und ließ deutlich merken, daß meine Menschenverachtung vor unserer kleinen Tafelrunde keineswegs halt machte. Ich nahm keinen aus von meiner Respektlosigkeit und Verdammnisrede; mit einem Wort: ich benahm mich unmöglich.

Hitler schien mir – und ich sprach das offen aus – der Deutschen würdig, die sich ihn erwählt. Und obwohl einer neben mir saß, wollte ich auch von den sogenannten «besseren Deutschen» nichts mehr wissen. Ich ergoß die Flut meines Hohns über Freund und Feind; ich war in einer Scheiterhaufenstimmung, und der Diplomat, der ich immer gern sein möchte und oft auch bin, war damals eindeutig Thomas Mann und nicht ich. Auch auf Frau Mann hätte ich wohl einen besseren Eindruck gemacht, wenn ich mich ein wenig beherrscht haben würde. Aber ich dachte: zum Teufel mit den Konventionen, was schert mich der Eindruck – und so floß alle aufgestaute Bitterkeit und Ironie zu falscher Stunde und in ganz falscher Gesellschaft aus mir heraus wie aus einer umgestürzten Gifttonne. Eva stieß mich wiederholt unter dem Tisch an, aber das beachtete ich kaum, so verliebt war ich in meine eigene Bosheit.

Plötzlich griff Frau Mann in die Unterhaltung ein und fragte, indem sie mich gereizt ansah: «Ja, Herr Grosz, wie lange glauben denn Sie, daß der Hitler an der Macht bleiben kann?»

Ich erwiderte prompt und ebenso gereizt: «Wenn auch Sie mit den sechs Monaten rechnen, an die Ihr Mann glaubt, dann täuschen Sie sich aber schwer. Meiner Meinung nach wird das eher an sechs Jahre dauern – vielleicht sogar zehn, gnädige Frau», fügte ich stechend hinzu. «Auf jeden Fall viel länger, als Sie und Ihr Herr Gemahl sich das vorstellen!»

So eine Prophezeiung klang damals herausfordernd und ganz unglaublich. Nur ein völlig verantwortungsloser oder boshafter Mensch mochte – rein des Widerspruchs wegen – behaupten, er könne sich Hitler ganz gut zehn Jahre lang an der Spitze Deutschlands vorstellen. . . . Thomas Mann und ich sahen uns böse an. Wir merkten plötzlich, daß wir einander eigentlich nicht leiden konnten.

Frau Mann griff noch einmal ins Gespräch ein und sagte: «Sechs oder gar zehn Jahre geben Sie dem – diesem Anstreicher? Pfu, Herr Grosz, Sie sind ja ein ganz ekelhafter Mensch, wenn Sie sich das überhaupt vorstellen können!» Dabei griff sie, wie um ihre Worte zu bekräftigen, in der Lebhaftigkeit der Rede nach meinem Arm, und mit Schrecken sah ich auf einmal, daß ihre Nägel ganz spitz geworden waren, wie die einer Katze.

Eva gab mir noch einen warnenden Tritt auf das Schienbein. Ich war plötzlich ernüchtert. Hätte ich nicht ruhig bleiben und ruhig auf die

Wunschvorstellungen des Ehepaars Mann eingehen können? Was sollte das alles? Warum nicht zustimmen, daß wir alle in einem halben Jahr wieder zu Hause sein würden, in einer besseren, befreiten Heimat? Wie unsinnig, solch Gestreite —!

Wie stets nach solchen zu nichts führenden Gesprächen fühlten wir uns alle unbehaglich. Die reale Umgebung war plötzlich glasklar um uns, mit allen Restaurantgeräuschen und -gerüchen. Um unseren Tisch lag allgemeine Verstimmung, wie dicke Luft. Ich machte noch einen ganz verfehlten Versuch zur Rettung der Situation, indem ich einlenkend sagte: «Gott, ich kann mich natürlich auch irren — ich irre mich sicherlich; es ist ja durchaus möglich, daß Hitler nur sechs Monate —» und so weiter. Aber diese meine Beteuerungen klangen viel weniger aufrichtig und überzeugend als meine pessimistischen Prophezeiungen vorher.

Thomas Mann war aber sehr nett; er sagte in beschwichtigendem Ton zu seiner Frau: «Laß doch Herrn Grosz reden! Es hat jeder seine Ansichten —» Und was meinen Pessimismus und Nihilismus und meine Glaubenslosigkeit an das Gute anbetreffe — (Nihilismus, sagte er!) —, was das anbetreffe, fuhr er mit verborgener Ironie fort, so habe er derlei Anwendungen als jüngerer Mensch auch gehabt und könne sie gut verstehen. Wie in jeder Frage gebe es da zwei Standpunkte, ein Einerseits und ein Andererseits, und man müsse die Gedanken nur genügend zügeln können und dürfe sich von der gegenwärtigen Dunkelheit und der dadurch bedingten teilweisen Blindheit dem mehr optimistischen Ausblick gegenüber nicht überwältigen lassen. «Ja, gewiß», fügte er noch einmal hinzu, «solche Anwendungen kenne ich auch...»

Unser Gespräch war plötzlich wie verlöscht, als habe jemand etwas zwischen uns ausgeblasen. Gleichzeitig sahen wir alle nach der Uhr; gleichzeitig erinnerten wir uns alle dringender Verabredungen. Auch merkten wir, daß wir schon viel zu lange dasaßen. Bevor wir uns richtig verabschiedet hatten, waren wir schon meilenweit voneinander entfernt. Aus unseren Mündern kamen nur noch kühle Höflichkeitsfloskeln, und unser Gespräch verendete in jenem seichten Geplauder, das in Gegenwart bedeutender Zeitgenossen immer nach höfischer Etikette, aber auch nach ironischer Verkleidung klingt.

Wir saßen beim Abendbrot in Douglaston, wo wir nun etwas weiter von der Stadt in einem etwas größeren Hause wohnten. Es war ein regnerischer, dunkler Tag gewesen; frühmorgens war es schon so dunkel wie sonst nachmittags um sechs. Es regnete noch immer. Wir waren ein paar Freunde und hatten uns lange nicht gesehen. Ich hatte zur Feier des Tages ein paar

Flaschen Steinwein entkorkt, als plötzlich das Telephon klingelte und wir die Nachricht von Ernst Tollers Tod erhielten.

Es war der 22. Mai 1939, und Toller war in einem Hotel in Manhattan von seiner Sekretärin an der Tür seines Badezimmers hängend aufgefunden worden. Er sollte, so wurde berichtet, sich schon vorher mit selbstmörderischen Gedanken getragen, auch vor Freunden merkwürdige Reden geführt und sich nach der Funktion eines Gasherdes mit Hähnen erkundigt haben. Er habe die ganze letzte Zeit unter Depressionen gelitten; alles habe sich gegen ihn gewandt; seit dem Zusammenbruch der spanischen Loyalisten sei er nicht mehr derselbe. . .

Meine Erinnerungen an ihn gehen weiter zurück, nach dem gewesenen Deutschland. Dort habe ich ihn häufig getroffen. Ein Abend in seiner Wohnung fällt mir ein: Der Schriftsteller Emil Ludwig war auch dabei, und wir hatten eine lebhaft Auseinandersetzung über die Chancen Hitlers, der gerade vor seiner Berufung zum Kanzler stand. Ludwig verließ sich auf Hindenburg und den konservativen Einfluß der Armee, Toller verließ sich auf die Arbeiterschaft, — ich aber sah nichts, worauf ich mich hätte verlassen mögen. Wir schieden ein wenig verstimmt.

Toller hatte in der Münchner Räterepublik eine Rolle gespielt und war gleichzeitig ein erfolgreicher, überall aufgeführter Bühnenautor gewesen. Er hatte eine beträchtliche Popularität erlangt und mußte diese dann dauernd rechtfertigen. Anstatt zu verschwinden und weiter Stücke zu schreiben, versuchte er eine Art Führer zu werden. Er war jedoch keine Führernatur; er verwechselte Dichtung mit Politik und seine blendende Rednergabe, die ihm immer großen Beifall eintrug, mit wirklicher Überlegenheit. So wurde er nie mehr als ein feuriger Agitator.

Was ihm vorgeschwebt haben mag, war wohl so etwas wie Ferdinand Lassalle — eine mitreißende Erscheinung mit flatternder roter Fahne, von den Massen geliebt, darüberstehend, idealen Dingen zugewandt, und doch mitten unter ihnen. Zum wirklichen Führer fehlte ihm eigentlich alles, in erster Linie die Härte des Willens und die Verachtung der Masse. Er war romantisch und sentimental und sah Schwalben und Menschen poetisch.

Er sah gut aus. Große Augen loderten unter dunklen Augenbrauen hervor, dunkle, gewellte Künstlerhaare schmückten die hohe Stirn. Die Frauen waren ihm zugetan — und er den Frauen. Er liebte das gute Leben, war kein Asket und verschmähte Genüsse nicht. Oft sah man ihn nach einer flammenden Rede in einem kleinen französischen oder russischen Restaurant sitzen, was ihm von den typischen linken Kleinbürgern oft ganz dumm vorgeworfen wurde. Er war aber nicht zynisch genug, um diese dummen Redereien einfach an sich abgleiten zu lassen, sondern wurde jedesmal

innerlich getroffen. Alles an ihm war in gewisser Weise edel, und er lernte nie, daß man, um die Massen zu beherrschen, eine Reitpeitsche bei sich haben muß, selbst wenn man nie Gebrauch von ihr macht und sie nicht einmal aus dem Einwickelpapier nimmt.

Seine Konflikte waren von mancherlei Art. Tollers Dramen veralteten allmählich, kamen aus der Mode und wurden nur noch hie und da auf kleinen Bühnen gespielt. Seine Hoffnungen auf den Sieg einer großen sozialen Bewegung – wobei er sich als einen Führenden einbezog – zerbrachen. Wie vielen edlen, aber etwas verschwommenen Idealisten geschah ihm, daß er gleichsam zwischen zwei Stühlen saß: die Kommunisten griffen ihn an, weil er die von Moskau bestimmte Parteilinie nicht einhielt, und die Sozialdemokraten wiederum waren ihm nicht revolutionär genug. Andere, innere Sorgen und Schmerzen kamen dazu. Er konnte schließlich nur noch mühsam schreiben. Er hätte abtreten müssen, sich zurückziehen, weg von allen Telephonen, von der scheinbaren Geschäftigkeit – wie Grimmelshausens Einsiedler hätte er eine Zeitlang in den Wald gehen müssen, sich ausruhen, sich sammeln. Aber das konnte Ernst Toller nicht.

Er mußte sich selbst spielen bis ans Ende. Böse Zungen sagten, er habe Primadonnenallüren; ich konnte das nie finden. Er war eitel, wie viele Künstler. Er war voll Ehrgeiz, und auch das sind wir doch mehr oder weniger allesamt – es gehört schon ein ganz großer Erfolg oder eine krankhafte Menschenverachtung oder die Weisheit eines Brahmanen dazu, es nicht zu sein. Toller konnte auch anders sein, wenn man allein mit ihm war. Dann war er oft ganz natürlich. Aber die Natürlichkeit verschwand sofort, wenn er Zuhörer hatte und das Schauspielerische in ihm durchbrach. Im Zenit seines Ruhmes war er zu oft der Mittelpunkt gewesen, um sich nun freiwillig an den Rand begeben zu können.

Einmal kam er zu uns nach Douglaston heraus. Ich holte ihn vom Bahnhof ab; es war Frühling und alles blühte, aber in Toller war es Herbst, und die Bäume standen kahl. Ich merkte sofort, wie niedergeschlagen er war. Wir gingen untergehakt durch die blühende Landschaft, es war so friedlich und geruhsam. Und Ernst sagte mir, ich hätte es gut; er wolle auch hier draußen wohnen, in Ruhe arbeiten und endlich wieder Stücke schreiben – er wolle dem ganzen Betrieb den Rücken kehren und zu sich selbst kommen. Ob ich ihm nicht etwas finden könne, hier in der Gegend –?

Es klang echt, aber es war nicht echt. Er spielte sich selbst etwas vor. Er kam nie los von jenem eingebildeten Mittelpunktsein. Bei ihm mußten Telegramme einlaufen und Reporter erscheinen; er brauchte das stete Gefühl des Begehrt- und Benötigtwerdens. Ich sehe ihn noch in seinem Hotelzimmer nach der Ankunft in New York: Ein halbes Dutzend Journa-

listen waren da, als ich eintrat; zwei Sekretärinnen saßen und schrieben, Toller schilderte gerade eindringlich die Hinrichtung eines nazifeindlichen Arbeiters namens André, ein Page brachte Telegramme, es war Betrieb, Toller war glücklich.

Leider durchschaute er den Betrieb nicht. Und als er dann im einsamen Zimmer saß und keine Reporter und Telegramme mehr kamen . . .

Ein früher Ruhm ist oft gefährlich. Aus alten Zeitungsausschnitten baut man sich kein neues Leben auf.

In Deutschland, da lebte ein kleiner Mann,
Borchardthans so hieß er,
Den stellten sie als Lehrer an,
Er lebte wie ein Spießer.
Doch im geheimen in seiner Kammer
Beschrieb er der Menschheit ganzen Jammer.

(Aus G. G., «Gesammelte Gedichte»)

Ich werde nie den Tag vergessen, an dem ich mit dem stets hilfsbereiten Ezeh unter der brütenden Hitze nach Ellis Island hinausfuhr, um einem gerade aus dem deutschen Konzentrationslager eingetroffenen Freunde beizustehen, dem Borchardthans, – denn nun hatte er ja statt der bloßen Nummer wieder seinen Namen.

Ezeh, immer hilfsbereit, hatte durch seine Beziehungen die nötigen Papiere besorgt, die uns gestatteten, das Schiff schon jetzt zu betreten, bevor es gedockt hatte. Diesen Ezeh hätte ich schon früher kennenlernen sollen, als mir mein Kunsthändler Flechtheim in Berlin von dem Nudelkönig aus USA erzählte, der angelangt sei und ein paar Sachen von mir gekauft habe. Es kam dann aber nicht dazu, der große Mann mußte weiter, und erst 1932 haben wir uns getroffen, im alten Café Royal, wo man fast so sitzen konnte wie in einem Wiener Caféhaus, bei Zeitung und einem Glase Wasser.

Hier also brachte mich der Doktor Plaut mit Ezeh zusammen. Unser Lunch stand im Zeichen der weißen Farbe. Ich wußte noch gar nicht, daß Weiß die Lieblingsfarbe dieses Kunstfreundes war. Tatsächlich hatte Ezeh eine ganze Menge Bilder des Malers Kleinschmidt erworben, in denen es viel Weiß gab. Dieser Kleinschmidt malte mit ganz fetter Farbe, die wie Butter aufgeschmiert war in den verschiedensten weißlichen Tönen, vom hellsten Gelbweiß hinüberspielend bis ins kühl geblaute Weiß. Nun, die beiden Herren trugen weiße Leinenanzüge, was in der tollen Hitze begründet erschien. Aber sie bestellten auch nur Speisen, die wie weiße Anzüge

aussahen und tranken Milch dazu. Ich hätte eigentlich gern etwas Rotes oder Blaues gegessen, aber ich unterdrückte meine koloristischen Wünsche, immer bereit, mich anzupassen.

Später ließ mich Ezech seine Sammlung sehen, die fast das gesamte graphische Werk des in Amerika wenig bekannten Lovis Corinth umfaßte und alles von Käthe Kollwitz. Er war einer der gar nicht so häufigen Sammler aus reiner Freude an den Werken, der ohne alle hochtrabenden Begriffe auskam und nicht nach Moden fragte. Außerdem ein fabelhaftes Modell, dem das Sitzen geradezu Spaß zu machen schien. Sein Umfang hatte wirklich etwas Königliches, etwa wie ein französischer Küchenchef sah er aus, die personifizierte Ruhe und Solidität, aber belebt durch die spezifische Grazie und Leichtigkeit der Dicken. Ich habe ihn mehrmals porträtiert.

Wir fuhren also zusammen auf einem Journalistenboot dem Dampfer entgegen, der Borchardthans gebracht hatte. Aber die Einwanderungsbestimmungen sind streng – der Gelandete konnte nicht landen, denn ihm fehlte ein Finger an der linken Hand. Man hatte ihn, der kein Wort Englisch konnte, beiseite gestellt und wollte wissen, was mit der Hand los war. Verdattert, verängstigt saß er nun herum, ohne Jackett, nur den Regenschirm gleich überm Hemd. Unter der brennenden Sonne eine etwas auffällige Erscheinung.

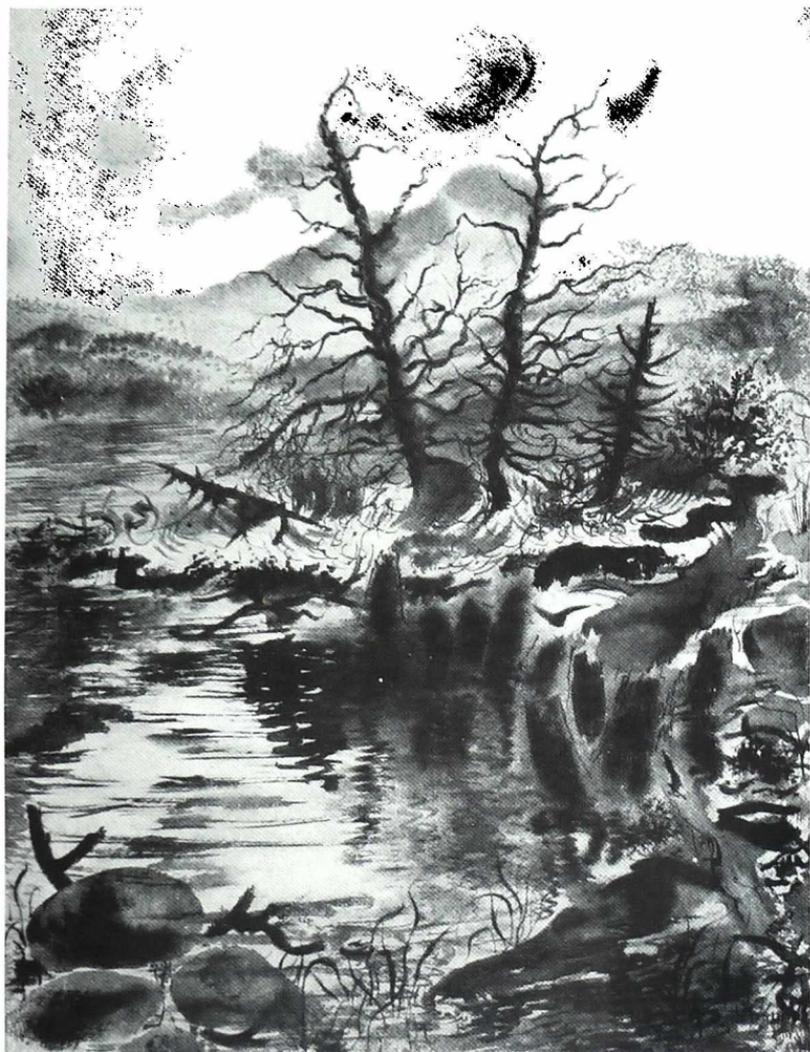
Hans war Oberlehrer gewesen an einer sogenannten fortschrittlichen Schule. Er hatte seinen Beruf geliebt, ungleich so manchen seiner Kollegen, die an falscher Stelle schufteten, tüchtig, bissig und böse. Auch sie waren in ihrer Art Idealisten wie der Borchardthans, das Versprechen eines feinen Übermorgens hatte auch sie hypnotisiert, aber ihnen war es von anderen Svengalis verheißen.

Im Konzentrationslager befand sich Hans nicht allein, und seine Nummer war eine ziemlich hohe. Schon viele tausend Idealisten waren vorher mittendrin geholt und angeschnallt worden. Allein war er gewiß nicht, aber entsetzlich einsam. Er litt seit jeher am Waschwang (wie es in der Psychoanalyse heißt) und war unglücklich, wenn er nicht täglich dreimal duschen konnte. Ein schlechter Mensch riecht auch schlecht, pflegte er zu sagen. Wo er jetzt war, rochen alle schlecht. Noch nach langen Jahren, als der Nachtmahr längst vorbeiwar, rief er nach ausgiebigem Duschen, er könne den Geruch nicht loswerden.

Das Lager erschien ihm als ein grausiger Hohn, als eine Hölle, in der die gemeinsam Verdammten durchaus nicht solidarischer wurden. Die Mitangeschnallten waren vollkommen durchsichtig geworden, wie Gallerte, die Schreie mit Stroh umwickelt. Es ging dort überhaupt sehr leise zu, viel



«Sie haben etwas entdeckt» aus der Serie «Die Stockmänner» (Aquarell, 1949)



Studie vom Garnet Lake|New York (Aquarell, 1940)

leiser als in der wirklichen Welt. Auch die Maschinenpistolen hatten Schalldämpfer. Und die schön laute Lagermusik verdeckte alle verdächtigen Geräusche mit Wagner und herzinnigen Liedern.

War man gärtnerisch begabt, so durfte man den Hinrichtungsplatz verzieren. Sehr schön habt ihr es hier, sagte mal ein großer Führer, der sie besuchen kam. Blumenrabatten um die Baracken.

Was bist du denn von Beruf? – Studienrat, Herr Oberscharführer. – So, ach sieh ma an, Studienrat, was! Nu will ich dir ma saaren, was du bist: du bist eine alte Judensau . . . Was bist du also? – Ich bin eine alte Judensau, Herr Oberscharführer. – Na also! –

Das zerhauene Ohr lief. Das Moor war ewig. Gab's das überhaupt noch: eine Dusche und dann ein frisches Nachthemd? Studienrat, na sieh ma an! Bist du tapfer? – Jawohl Herr Oberscharführer, ich bin tapfer. – Na, wenn du tapfer bist, was willst du dann? – Sterben, Herr Oberscharführer. . . – Na großartig, der Herr Studienrat will sterben! –

Endlich mal wieder ein kleiner Spaß, na was denn. Vielleicht würde er es heute nacht Hannchen erzählen. Man sollte natürlich die Schnauze halten, aber Hannchen war schließlich eine alte BDM, die hielt schon dicht. Also ma'n paar Mann her zum Eingraben, der Herr Studienrat will nämlich sterben. Haste Angst? – Nein, Herr Oberscharführer, ich habe keine Angst. – Seht euch den ma an, ihr Schweine, da könnt ihr euch 'n Beispiel dran nehmen! –

«Hei, wie sich da welche vordrängelten, um mich einzugraben,» erzählte mir Hans später, «mit welchem Genuß sie schippten, schon um sich dadurch beim Herrn Oberscharführer beliebt zu machen. Und mit welcher Lust sie schwere, harte Erdbrocken auf mich fallen ließen! Jedenfalls hatten alle, außer mir, ihren Spaß dabei, nicht etwa bloß der Herr Oberscharführer, der schließlich gelangweilt Halt befahl, als mir die Erde schon bis zum Munde ging. Schade, sie hätten es doch zu gern gesehen, wie ich wirklich lebendig eingegraben worden wäre,» erzählte mir mein Freund Borchardt-hans, als wir dann in Douglaston bei einem Whisky saßen.

Oder: «Schutzhaftgefangener Nummer 189654 wird mit 24 Hieben über Gesäß und Rücken bestraft, weil er in (die) Kartoffelküche Propaganda für seinen dämlichen Gott Jehova gemacht hat. So geschah einem jener unbeugsamen Bibelforscher, den sie halb tot schlugen, da er niemals die Hand zum Hitlergrüße erhob noch sonstwie der damals herrschenden Macht irgendeine Ehrenbezeugung erwies. Die waren die aufrechtsten,» erzählte Hans, «keine Quälereien konnten sie eines Besseren belehren, so stark war ihr Glaube an den Tag des Gerichts».

Dann der sogenannte Rosenkavalier. An den dachte Hans morgens beim

Gartensprengen in unserem Garten zu Douglaston am Sund. Der ließ sich beim Abschiednehmen noch einmal den Schutzhaftgefangenen Borchardt kommen, zu nochmaliger Belehrung und Einschüchterung. Den Namen verdankte er seiner Leidenschaft für Rosen, und Gefangene, die sich darauf verstanden, welche zu züchten, hatten es ein wenig besser. Als Borchardthans antrat, wedelte er mit behandschuhter Hand eine Rose vor seiner Nase hin und her: «Sie werden nun entlassen und gehen nach Amerika. Ob Sie (auf einmal wieder Sie) nun sagen, das Lager Dachau war eine Hölle oder es war ein Sportplatz zur Gesundung und Ertüchtigung des Körpers, das ist ganz gleichermaßen verboten!» Und er schnupperte an der Rose. «Merken Sie sich *eins*, wir haben ein feines Ohr und einen langen Arm, der reicht auch bis Amerika!». . .

Nun lag der Höllenspuk hinter ihm. Dann und wann allerdings stand noch immer der Rosenkavalier hinter ihm und hielt eine Maréchal Niel an die Nase. Man konnte ja wohl nicht den lieben langen Tag über ausschließlich Menschenschinder sein. Nachher war man eben Familienvater, Brahmliedhaber und Rosenzüchter.

Der Finger? «Ach, der ging mal beim Steineaufladen ab. Wir luden auf Loren von beiden Seiten her die Steine auf, munter angefeuert von den Aufsehern. Es war wohl so eine Art Spaß dabei, sich gegenseitig die Brocken auf die Finger zu werfen, und der gelangweilte Posten hatte solche Spiele gern. Tja, so bin ich um den Finger gekommen, und im Revier war man sehr sparsam mit schmerzstillenden Drogen. Daß ich nicht die ganze Hand verloren habe, die schon dunkel geschwollen war, dafür muß ich dem Sanitätsgehilfen Klangwardt dankbar sein, der verhältnismäßig behutsam war.»

Hans hielt diese Hand immer versteckt, die etwas krebsscherenhafte Häßliches geworden war. Nein, er war nicht etwa stolz auf dieses Mal der abscheulichen Erniedrigung.

In New York hat der Borchardthans dann ein dickes Buch geschrieben: «The conspiracy of the Carpenters», – ein verwirrendes, schwer zu lesendes Buch, in dem über hundert Leute auftreten; Franz Werfel schrieb ein Vorwort dazu. Manche Beurteiler fanden es genial, aber es wurde rasch vergessen. Auch ein paar Stücke von ihm gibt es; eines, noch in Deutschland entstanden (ich hatte damals ein paar Zeichnungen dazu gemacht), hieß «Die Bluttat von Germersheim». Er konnte es ebensowenig wie den in Amerika geschriebenen «Pastor Hall» je zur Aufführung bringen. Im Januar 1951 ist er in New York gestorben. Der Doktor sagte hinterher, er habe überhaupt kein Herz mehr gehabt. So fiel er eines Morgens einfach aufs Bett zurück und war gleich tot.

XVIII

Amerika ist ein weites Land



AMERIKA IST GROSS UND WEIT, und ich fand es oft recht erschreckend, wie einem sich diese Größe und Weite in den Städten aufdrängt. Doch glücklicherweise hatte ich aus meiner Vergangenheit so manches mitgebracht, das mich in diesem Lande heimisch machte. Oftmals habe ich in Douglaston oben auf der kleinen Brücke gestanden, die die Bahngleise überquert, und an eine ebensolche Brücke in Stolp zurückgedacht, auf der ich vor langen, langen Jahren zu stehen pflegte. Dort liefen die Stränge in die weite Welt hinein, bis sie am Rande des Meeres endeten, wo ein mächtiges Schiff mit drei Schornsteinen darauf wartete, mich hinüberzunehmen in eine ferne Welt, nach Amerika.

Wenn ich nun so auf der Brücke von Douglaston stand und die Arme ausstreckte, dann war mir, als sei ich zwifach zu Hause. Ja, wirklich zu Hause! Denn nun hatte sich der romantische Traum meiner Jugend verwirklicht.

Vorher hatte ich in kleinen Hotels gelebt, in kleinen Wohnungen, deren Wände der Lärm der Lastwagen durchdrang, wenn sie vom Hollandtunnel verschluckt oder ausgespiesen wurden. Sie dröhnten durch mein Zimmerchen, über mein Bett weg. Dennoch war ich dort glücklich gewesen. Es lag in Manhattan etwas unerklärlich Erregendes in der Luft, das die Arbeit anstachelte. Und gearbeitet habe ich da. Nachdem ich abends von meiner Unterrichtsklasse heimgekehrt war, ließ ich die Aquarellfarben nur so über das Papier strömen, um festzuhalten, was mir tagsüber in der Stadt aufgegangen war. Die Stadt war geladen mit Eindrücken, und ich brannte vor Schaulust. Das düstere Hotelzimmer mit seinem einfachen Holztisch beengte mich nicht – ich war erfüllt von Licht und Farben und Freude. Viele kleine Notizhefte sammelten Skizzen ein, die später in meinen Bildern Verwendung finden sollten. Ich habe die großen Busse geliebt, die durch die Straßen polterten, und noch mehr als schon immer die Schaufenster, die Feenpalästen glichen, wie sie nirgends sonst zu sehen waren.

Vieles löste sich da in mir, das Deutschland hatte einfrieren lassen, und ich entdeckte nun in Amerika aufs neue die Lust am Malen. Absichtlich verbrannte ich mit Sorgfalt einen Teil meiner Vergangenheit. Und lernte vor allem Englisch. Wenn ich zeitweise unter tiefen Depressionen litt, so hatte das mit Amerika nichts zu tun. Es war wie ein zuckender und bedrohender Wetterschein, wie ferne Feuersbrünste und Blutgeruch. Ich malte diese Gesichte von Ruinen, in denen der Brand noch wühlte. Das war lange vor dem Kriege.

Gleich von Anfang an gewann ich in Thomas Craven einen Berater und guten Freund. Wir haben uns vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an ausgezeichnet verstanden. Ich hauste zu jener Zeit in einer kleinen Wohnung in der Christopher Street, und Craven erschien dort, um mich im Hinblick auf einen Artikel in seinem Buche «Men of Art» zu interviewen. Ich habe damals, wie ich gestehen muß, recht wenig von amerikanischer Kunst gekannt; in Deutschland wußte man eigentlich außer von Whistler höchstens noch etwas über Maurice Sterne, Hunt Diederich und Marsden Hartley. Und auch die waren nur dem ziemlich kleinen Kreis bekannt geworden, der sich um den Kunsthändler Flechtheim und seine Zeitschrift «Der Querschnitt» sammelte. Meine Kenntnisse von amerikanischer Kunst verdanke ich großenteils eben Thomas Craven, und durch ihn bin ich auch mit dem damals gerade hervortretenden Bühnenmaler Thomas Benton bekannt geworden, mit John Stewart Curry, Reginald Marsh und Grant Wood.

Einmal sind Craven, Thomas Benton und Charles Henry, der später mein Schüler wurde, mit mir nach Hoboken hinübergefahren, in das deutsche Viertel dort, und wir haben uns ganz allein in einem oberbayerischen Restaurant niedergelassen, wo der Wirt auf der Ziehharmonika Schnadahüpfel und Schuhplattler zum besten gab. An den Wänden waren primitiv hingepinselte Dekorationen zu sehen, die oberbayerische Landschaften darstellten. Es hätte sehr wohl ein richtiges bayerisches Lokal sein können, nur das Bier natürlich war damals noch ziemlich dünn. Tom Benton saß da mit seinem Spazierstock und dem kleinen schwarzen Schnurrbart, voller Energie und geladen mit scharfem Humor. Leider entging mir viel, denn meinem Englisch-Verstehen waren noch recht enge Grenzen gezogen. Hinterdrein landeten wir in einem jener Muschelrestaurants am Hafen und erwärmten unser Inneres mit heißer, köstlich duftender Muschelbrühe.

Manche Weekends habe ich in Woodstock bei dem Zeitungsartikler J. P. McEvoy zugebracht, dem alten Freunde, den ich schon in Deutschland kennengelernt hatte. Und dort fanden sich wieder neue Menschen

dazu. Wir besuchten den Maler Yasuo Kuniyoshi, als er gerade dabei war, einen kleinen Steingarten anzulegen. Und nach langen Jahren habe ich damals Archipenko wieder getroffen. McEvoy war von ungewöhnlicher Vitalität. Stets eigentlich fand man ihn in einem Badeanzug bei der Arbeit. Den ganzen Tag lang schrieb und diktierte er; mitunter kam er rasch mal aus seinem Zimmer, um uns einen besonders gelungenen Gag vorzulesen. Er war ein höchst gastfreundlicher Mann, in dessen Garten sich nachmittags oft halb Woodstock versammelte, denn er besaß den größten swimming pool in der ganzen Gegend. So wenig wie Churchill war McEvoy jemals ohne Zigarre zu sehen.

Eine wohlausgegliche Persönlichkeit war das, nie unfreundlich oder mißmutig. Arbeit und Spiel verbanden sich bei ihm zu wahrer Lebenskunst. Er hat mir mal auf einer unserer Nachtfahrten nach Woodstock das Geheimnis seines Erfolges und seiner Lebendigkeit entwickelt. Er trachtete, harmonisch zu leben, niemals in einer Sache zu viel zu tun und neben der Arbeit auch immer Weib, Wein und Gesang zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Es war nicht der Typ, der sich mit einem Narkotikum aufpeitschen mußte – was ihn in Rausch versetzte, war seine Arbeit. Zu mir pflegte er zu sagen: «Sachte, sachte George! Nicht hinter den Dingen herrennen, sie werden schon auf Dich zukommen». Oder: «Sein Glück muß man schlecht behandeln». Er hat mir für vieles die Augen geöffnet, das dem Neuling im Lande zunächst verborgen zu bleiben pflegt.

Eines Tages nahm er mich in einen Club mit, wo Huey Long sprechen sollte. Die Leute meinten, Long habe sich zum Diktator von Louisiana gemacht und habe es sich sogar in den Kopf gesetzt, Diktator der Vereinigten Staaten zu werden. Als ich ihn dann reden hörte, gewann ich ein völlig anderes Bild von dem Manne. Seine Worte waren witzig und bezeugten einen äußerst schlaun politischen Kopf. Nichts bei ihm von den kalten, häßlichen Zügen in der Erscheinung jener menschenfeindlichen Machthaber Europas. Er gebärdete sich keineswegs, wie Hitler oder Mussolini, als Mann mit einer gewaltigen Sendung.

Rührend, wieviel Zeit sich McEvoy dafür nahm, mich von Verleger zu Verleger zu schleppen. Es war sicherlich sein Fehler nicht, wenn ich kein Glück entwickelte. Vor meinem Auge steht er als der generöse, großzügige und gastliche Patriarch von Woodstock.

Doch mit der Zeit sah ich immer weniger von Mac. Er zog von Woodstock fort, unsere Wege liefen auseinander. Ich werde ihm vor allem immer für den Zuspruch dankbar sein, der mich in der Entscheidung bestärkte, in den Staaten zu bleiben. Sein Rat hat mir vielleicht das Leben gerettet.

Bei anderen Freunden traf ich einmal den italo-griechischen Maler Giorgio de Chirico. Als ich eintrat, stand er ein wenig mißmutig gegen den Flügel gelehnt, ein Mann mit einem Pferdekopf und großer Nase, sehr ähnlich seinen Pferdebildern. Durch ihn war ja das weiße Pferd in die moderne Malerei eingeführt worden, außerdem die zerbrochene Säule. Ich empfang von ihm den Eindruck stolzer Einsamkeit, in selbstgewollter Übereinstimmung mit seinen sehnsuchtstarren Bildern. Er muß sich wohl selbst einigermaßen verloren gefühlt haben in New York, ähnlich dem kleinen Mädchen, das auf einem der schönsten dieser melancholischen Gemälde zwischen den Steinwänden der Stadt den Reifen treibt.

Einmal kam auch Marsden Hartley zu uns heraus. Wir kannten ihn schon aus Deutschland, und seltsamerweise war ich dort vor langen Jahren einmal in einem Atelier zu Hause, in dem früher Marsden gewohnt und gemalt hatte, – wovon ich nichts ahnte. Die Wirtin zeigte mir damals sogar ein paar Ölbilder, die Marsden einfach hatte auf dem Boden stehen lassen. Übrigens beherrschte dieser Maler außerdem noch die schwierige Kunst virtuosen Pfeifens. Aber er hielt stets darauf, sie diskret und abgewandten Gesichts auszuüben, denn er meinte, sein Mund wirke dabei zu obszön.

So kamen und gingen viele Freunde, tauchten auf und verschwanden, wie etwa der nette Däne Charles Lautrupp, der in Japan das kaiserliche Orchester dirigiert hatte und, wie er zu sagen pflegte, einer der ganz wenigen war, die dem Kaiser den Rücken zukehren durften. In Amerika ist es nun mal so – wie Schiffe in der Nacht. Hier geht alles sehr schnell, und es wird rasch vergessen. Ein bißchen unheimlich ist das.

Mit besonderem Entzücken erinnere ich mich an Edward James und die unvergleichliche Lebhaftigkeit seines Geistes, die sich in jedem Gespräch mit ihm offenbarte. Einem schärferen Kopf bin ich kaum je begegnet. Gebürtiger Engländer, tief vertraut mit Goethe, umfassend gebildet, und hinter seinem florettgleichen Wort das gründlichste Kunstwissen. In diesen Zeiten, da die Menschen zumeist so leicht drauflosreden, als habe man den Knopf einer Maschine angedreht, eine ungewöhnliche Erscheinung. Edward hatte etwas an sich von einem Renaissancekavalier; ich habe ihn mir immer so kostümiert vorgestellt, die Beine in Trikots, vielleicht einen kleinen vergifteten Dolch an der Hüfte, aber Dante und Vergil im Kopf.

Ich habe seine Gedichte sehr geliebt, die Phantastik seiner Briefe, die kleinen, zwischen die Zeilen gestreuten Zeichnungen. Eines seiner Bücher, «Abenteuer eines Hundes», bekam ich zu illustrieren. Wir sind Freunde geworden. Aber es fällt mir nicht leicht, sein Bild heraufzubeschwören. Er liebte es immer, Versteck zu spielen, und kann sich sozusagen unsichtbar machen. Daran liegt es wohl. Irgendwo aber muß er doch sein! Ich will

weetersuchen, vielleicht steckt er in der Wolke dort, in dem Fleck auf der Tapete . . .

Ihn flach zu sehen, ausgeschnitten und aufgeklebt, als eine Bildseite mit leerem Rücken, wie ich doch die meisten sehe, das gelingt mir bei ihm nicht. Wenn andere Menschen nur eine Seite zu haben scheinen, so ist Edward James dreiseitig, mindestens. Sein Anblick täuscht das Auge. In seiner Londoner Stadtwohnung hat Edward Spiegel, durch die man hindurchsieht, während man sich darin spiegelt. Dali, den er gefördert, vielleicht für England überhaupt entdeckt hat, mußte ihm eine surrealistische Küche einrichten. Er hat für Edward James auch einen Anzug mit Schubladen entworfen anstatt mit Taschen, der aus einem extra biegsamen süd-amerikanischen Holz zugeschnitten worden ist. Natürlich können die Schubfachtaschen nicht wirklich aufgezozen werden, sie sind bloß illusionistisch aufgemalt, von Dali selbst. Über seinem viktorianischen Kamin befindet sich ein Bild mit einer in der Luft schwebenden Lokomotive. Die Menschen nennt er nicht mit ihren Namen, sondern bezeichnet sie durch Farben. Mich zum Beispiel nennt er Flaschengrün, und da er gern symbolische Geschenke macht, wollte er mir auch einen flaschengrünen Anzug schenken. Leider war der Stoff, den er im Sinne hatte, nicht mehr in dieser Farbe zu bekommen, und so ist es ein blauer Anzug geworden, gesprenkelt mit Flecken, die kunstvoll eingewebt und dermaßen natürlich sind, daß sie niemand für ein Muster halten würde. Das ist Edward James.

Ab 1935 bin ich für sieben Sommer nach Cape Cod gezogen. Die Gegend mit ihren schönen, hohen Dünen entsprach ganz einer sozusagen «inneren» Landschaft, die ich längst in mir herumtrug und nun hier realiter vorfand. Heute ist Cape Cod von Touristen überschwemmt. An allen Ecken gibt es dort Kunstschulen, und wo man hinsieht, findet man jemand mit Staffelei und Malkasten sitzen. Selbst die Sträucher am Wege sind über und über mit Farbe beschmiert. Die Wege sind bedeckt mit ausgequetschten Farbtuben, leeren Bierbüchsen und verfleckten Mallappen. Wie eine Art Veitstanz hat der Malwahn die ganze Nation ergriffen und schlägt sich auf die Landschaft nieder.

Das Haus, in dem wir uns untergebracht hatten, stand unter einem «Fluch». Ebenso auf dem gleichen Grundstück ein älteres Gebäude und das Treibhaus eines Blumengärtners, der die von ihm gezogenen Blumen mit seinem Haß verfolgte. Er hätte lieber ein Vogelforscher sein wollen, denn die Vögel liebte er, hatte auch schon einen Namen auf diesem Gebiet. Aber aus finanziellen Gründen kam er von dem Blumengeschäft nicht los und haßte es. Zuweilen ließ er seine Wut an den kostbaren Orchideen seiner

Zucht aus, und es gab ihm die größte Befriedigung, ein recht teures Exemplar dieser höchst verfeinerten Blüten vor den Augen einer entsetzten Kundin in der Hand zusammenzuknüllen oder in kleine Fetzen zu zerreißen, wobei er grinsend eine satanische Lache ertönen ließ. Seine Frau war deutscher Herkunft, wog nahezu dreihundert Pfund und besaß eine ganze Bibliothek von Kochbüchern.

An «Stimmen» und «Wispern» mangelte es ringsum nicht, denn in welchen älteren Landhäusern gibt es nicht eigentümliche Geräusche. Überdies stand da eine Pumpe, die sich besonders in schlaflosen Nächten wie das ferne Pochen eines Herzens anhörte, wenn jemand sie in Bewegung setzte. Man konnte sich schwer daran gewöhnen, wir waren wohl auch etwas überreizt. Im Nachbarhaus spukte es. Dort lebten vor Zeiten die beiden «bösen» Bowers-Burschen, beide tüchtige Trinker, die immerzu miteinander über irgendwelche Erbschaft stritten. Sie sollen oft gesehen worden sein, wie sie gleich grauen Eichhörnchen hintereinanderher um das Haus jagten. Eines Tages soll ihnen das Geld und auch der Gin ausgegangen sein. Die ziemlich abergläubischen Nachbarn wollen beobachtet haben, daß plötzlich ein kleiner zweirädriger Wagen mit einem schwarzen Pferd davor angefahren sei, dem ein etwas hinkender Herr entstieg, trotz der großen Sommerhitze in einem besonders langen Rock. Bald darauf fuhr der Besucher wieder davon, doch auch die beiden Burschen verschwanden einige Zeit danach spurlos. Es bestand unter den frommen Fischersleuten kein Zweifel darüber, wer der schwarze Herr gewesen sei. Für sie war es ganz klar, daß sich ihm die beiden Burschen für ein riesiges Lager Schnaps verkauft hatten. Und als einige furchtlose Leute aus dem Ort zusammen mit aufgeklärten Sommergästen und einem (natürlich protestantischen) Geistlichen in das Haus drangen, da sollen sie ganz sonderbare, riesige Fässer in großer Anzahl darin vorgefunden haben. Niemand konnte sagen, wie die dorthin gelangt waren, und als man eines mitnehmen wollte, mußte die schmale Haustür erst ausgehoben werden. Draußen aber zerfielen diese Fässer an der Sonne sofort zu Asche, unter Hinterlassung eines durchdringenden Schwefelgestanks. Sogar wir konnten noch im Sommer 1946 zuweilen die Nasen von einem Geruch leicht schwefeligen Charakters gekitzelt spüren.

Eines Tages fuhren wir an dem grauen Haus vorüber, nach einer etwas unruhigen Party. Es war eine zierlich nebelige Vollmondnacht, im Wagen saßen der Maler Georg Biddle, der Spanier Gonzales, ein junger irischer Dichter, Eva und ich. Biddle erzählte von den beiden Burschen, die man immer noch zuweilen ums Haus hetzen sehen will. Da meinte der irische Poet: «Aberglaube oder nicht, ich habe da eben sich was bewegen gesehen». «Unsinn», sagte Biddle, der ein Mann von Welt ist und total auf-



Apokalyptischer Reiter

geklärt. Wir fuhren ganz langsam und blieben schließlich stehen. «Doch», rief Gonzales, «da bewegt sich etwas». Ich vertrat die Ansicht, das werde alles mit natürlichen Dingen zugehen, wahrscheinlich lebten dort jetzt irgendwelche Sommergäste, vielleicht Kunstschüler oder so, denen es gleich ist, wo sie unterkommen. Wir könnten ja hineingehen und nachschauen,

und wer weiß, vielleicht würden wir auf etwas Trinkbares stoßen. Wir stiegen also aus und gingen drauf zu. Na und was fanden wir vor? An einer Schnur wehte allerlei Wäsche im Mondenlicht. Alles ganz natürlich, wie ich ja gesagt hatte. Es wohnten eben Leute dort und hatten ihre Wäsche aufgehängt. Erheitert zogen wir uns wieder zurück und beschlossen das Abenteuer bei uns zu Hause mit ein paar Schlummerschlückchen.

Am nächsten Morgen aber erzählten wir davon unserem portugiesischen Schiffer, der zu einem freundlichen Wort vorbeikam, und gaben unserem Erstaunen Ausdruck, daß nun doch in das verfallene Spukhaus Sommergäste eingezogen seien. «Was?» sagte der, «in das Bowershaus? Nein, nein, bestimmt nicht, das ist ganz ausgeschlossen, nein, danke schön, Mr. Grosz, nein, ich möchte nichts mehr trinken, ich muß nun rasch weiter . . .»

Etwas weiter am Wege stand ein anderes Haus, genannt das Haus des Selbstmörders. Wir wollten uns einmal von den herrlichen Beeren etwas holen, die dort wuchsen, und kamen vor die Garagentür dieses Hauses. Sie war zu und niemand da, obwohl zu sehen war, daß öfters jemand hinkam. Das Merkwürdige war aber, daß die Garagentür von unzähligen Schußlöchern förmlich durchsiebt war. Hatte da einer erst die Hand geübt, bevor er sich sicher genug fühlte, mit einer Kugel in den Kopf sich den Garaus zu machen? Die Vorstellung war etwas beklemmend. Wir pflückten uns rasch ein paar Beeren und gingen heim.

Nichts aber an diesem verhexten Weg war erschreckender als die neuerdings dort etablierte Kunstschule. Beim Eintreten wurde man von einem Mann begrüßt, den eine mildere Form von Veitstanz zu plagen schien. Seine Arme durchführen die Luft wie gekrümmte Windmühlenflügel. Das war der «Philosoph» dieser Kunstschule. Wir mußten immer zu Boden blicken und nicht in seine Augen, sonst wäre sein Gestammel noch verwirrender gewesen. Er kam von Texas und pflegte phantasievoll bestickte Cowboystiefel zu tragen. Stets ist mir dieser Mann wie das Wahrzeichen besagter Kunstschule vorgekommen, wo die Schüler gar nichts lernten, außer «sich selbst auszudrücken». Und ihr Selbsta Ausdruck glich aufs Haar dem langen Veitstänzer.

Ich habe in meinem ganzen Leben nie mehr Quatsch zu hören bekommen. Es war aber schon wieder faszinierend. Ein kleiner Oberschlaukopf schien es darauf angelegt zu haben, die Schüler gründlich zu verwirren. Betrat man diese Kunstschule, so ging eine merkwürdige Verwandlung im Gehirn vor sich. Es wurde zu einer Art altmodischer Kaffeemühle, die alle Begriffe zerrieb. Man begann lauter Zeug gegen die eigene Vernunft und Überzeugung zu reden. In dem höllischen modernen Atelierlicht dort nahmen alle Dinge des Lebens und der Natur die scheußlichsten Umriss-

an. Wohlüberlegtes verquoll zu schiefen Gedanken, die etwas wie geistige Seekrankheit erzeugten. Man ertappte sich dabei, den philosophierenden Veitstänzer irgendwie zu imitieren, dessen Gestammel in diesem Kunstasyl maßgebend war. Man konnte nicht einmal umhin, eine Art von Gefallen daran zu finden, solange man da blieb. Vor allem war der Eigentümer dieser Schule ein wohlbeleibter, netter Kerl, der immerfort was zu trinken auffahren ließ, ein im Grunde ganz patenten Mann. Dieser Ben hatte Geld und war früher Schauspieler gewesen, und das ist ja immer prächtig. Es befähigte ihn zu herrlichen Persiflagen seines eigenen Unterrichtes, indem er bei einiger Anfeuchtung hinreißende Nachahmungen der Führer im Modern Museum und ihrer Erläuterungen der Werke Picassos lieferte.

Von all dem Haß, Wahnsinn und teuflischem Jux hinter den Fassaden der Nachbarhäuser ahnten wir natürlich nichts, als wir unsere Sommerwohnung mieteten. Glücklicherweise haben sie vergeblich versucht, uns zum festen Ankauf des verfluchten Cottages mitsamt Treibhaus und sonstigem Zubehör zu überreden. Erst später sollten wir erfahren, daß die ganze Gegend für geradezu vergiftet galt . . .

Cape Cod war auch sonst nicht ohne Interesse. Halb versteckt in den Dünen lagen die wie versunken aussehenden sogenannten Cape-Cod-Häuser, die man für hier gestrandete Schiffe hätte halten können. Der Strand war meilenweit mit großen Fischen bedeckt, die zu gewissen Zeiten aus den Fluten des Ozeans hierher flüchteten und auf dem Sande verkamen. Man mußte an Breughels Bild denken mit den großen Fischen, die die kleineren gefressen haben. Ähnlich wie die Fische schienen auch manche der Menschen, die hier jahrüber lebten, an Land geschwemmt und langsam oder schnell der Zersetzung anheimgefallen. Es waren vielfach alte Kapitäne, die sich mit ihren Diplomen und Erinnerungskisten hierher zurückgezogen hatten. Oder Menschen, die dem nervenzerstörenden Rattentanz in den großen Städten hatten entkommen wollen, und die nun hier in einer Art Traumexistenz ihr Dasein beschlossen; eine besondere Spezies die portugiesischen Fischer, die sich um 1830 hier niedergelassen hatten. Für einige nymphomanische oder perverse Touristen besaßen diese südländisch dunkelhaarigen jungen Fischer große Anziehungskraft. Die Stadt Provincetown erhielt durch sie ein etwas zwielichtiges Gepräge.

In der Provincial Street besaß damals John Dos Passos ein reizendes Haus, von dessen hinterer Terrasse aus man unmittelbar in die Fluten der Bay steigen konnte. Es wurde denn auch mit nahezu religiöser Regelmäßigkeit gebadet, um sich den Kater vom Leibe zu spülen. Den kleinen

Gartenstreifen pflegte Dos höchstpersönlich mit großer Liebe: dieser außerordentliche Schriftsteller hat nämlich einen grünen Daumen. Nachdem seine Frau auf tragische Weise bei einem Autounfall, neben ihm sitzend, ums Leben gekommen war, überließ er sein Haus einem seiner Freunde, einem früheren Buchhändler aus Chicago, der nun hier festwuchs wie eine Seemuschel. Vordem aber haben wir in diesem schönen Hause an der Meeresbucht so manche gute Stunde verlebt und viele Gäste getroffen, vor allem den eminenten Literaturkritiker Edmund Wilson, der hier nicht etwa nur den Sommer zubrachte, sondern für immer dableib.

Am besten kenne ich Edmund Wilson im Bademantel die Treppe heruntersteigend; wie alle dicken Leute macht er sich besonders vorteilhaft von unten gesehen, gleich dem unbekanntem fetten Kavalier im Prado, der meist dem Velasquez zugeschrieben wird. Wie die Treppe, so gehört das Fahrrad zu seiner Erscheinung; wenn er so dahinradelte, glich Wilson vollends einer Dickensfigur. Unsere Gespräche endeten meist in den Dünen, an denen sein Haus lag, — Gespräche über amerikanische Malerei, über Félicien Rops und anderes. Edmund Wilson ist eher ein Hummermensch als etwa ein Fischmensch, und man muß schon einen Nußknacker zu Hilfe nehmen, um zum Fleisch vorzudringen.

Nachts machten wir oft zusammen Besuche, zum Beispiel auch bei Ebon, der es sich als Sohn eines großen Bühnengenten leisten konnte, ganz unbekümmert um Ausstellen und Verkaufen seiner Malerei zu leben und das meiste, was er machte, wieder zu vernichten. In seinem ererbten Haus war noch alles genau so erhalten, wie es die Eltern hinterlassen hatten, ein wahrer Schrein der neunziger Jahre, reich verschnörkelt und voller Mahagoni. Wir saßen meist in der Küche mit unseren Highballs, und der Cape-Cod-Wind heulte ums Haus.

«Komm mal mit», sagte Dos, «ich will Dir was zeigen». Ich glaubte zu träumen: wir standen auf einem Promenadendeck erster Klasse, mit Rettungsringen und Rettungsboot. Das hatte sich Ebons Vater so hinbauen lassen wie auf einem Ozeandampfer; er konnte nämlich das Meer nicht vertragen, dieser Impresario, und liebte doch das ewig Bewegte, die Wellen. So ließ er sich denn ein Stück Ozeanreise hinzaubern . . . «Es waren eben Lebenskünstler», meinte Dos, «und wer damals reich war, der war es auch. Heute tarnen sie es ein bißchen mehr, — ach, wohin sind die sechzehn Gänge beim Dinner entschwunden, es ist aus damit . . . Sieh mal den Mond!» Irgendwie war es plötzlich fast italienisch dort mit dem Provincetown-Turm. Und wir hier hoch über den Wellen in einem festgemachten Traumschiff. «Na, dann gehen wir wohl wieder rein», sagte Dos. «Ja», sagte ich, «dann gehen wir wohl . . .»

Etwas benebelt sind wir von diesem Ausflug in die achtziger Jahre heimgefahren. Hin und wieder kreuzten Rehe über die Autostraße, da und dort lag Blutiges im Scheinwerferlicht: zerfahrene Schildkröten oder die blutigen Fetzen eines Stinktiers, dessen spargelartiger Geruch dann an den Rädern haftete und uns noch lange verfolgte. Ich war angenehm erhoben, dachte an Buffalo Bill, und es schien mir, als kreuzten unendliche Büffelherden unsere Straße. «Siehst Du», sagte ich zu Eva, «wir sind auf dem (Oregon trail)». «Betrunken bist Du», erwiderte sie, «wir gehören alle ins Bett!»

Der Hochwald sauste vorüber, aber es waren meist leergefressene Stangen, da hatte eine gefräßige Motte gehaust. Dennoch lag die Undurchdringlichkeit jenseits der Straße, voll von giftigem Efeu und einer Ausschlag verursachenden Eichensorte. Wir waren eben in Amerika und nicht in Europa . . .

Im Sommer 1942 waren wir am Garnet Lake, so genannt, weil man darin rote Granatsteine gefunden haben will. Auf der Fahrt dorthin ging uns bereits ein Reifen kaputt. Lachte da nicht jemand? Die Leute sagten, der See bestünde aus Teufelsspucke, und es sei eine üble Gegend. An dem Farmhaus lief ein Bach vorüber, der eher einem Ausguß ähnelte, so eilig hatte er es, hier wieder wegzukommen. Die Betten waren alt, die Drahtmatratzen verrostet. Gleich neben den Ohren sehr vernehmlich das einzige Klosett, stark frequentiert nach dem schrecklichen, mit Haß zubereiteten Fraße. Das Brot total verschimmelt, im Schinken fette Maden, und auf dem Käse wucherten deutlich kleine grüne Pilze. Die Thermosflasche stank von innen heraus. Dabei waren diese Sandwiches nur vier Stunden vorher in Saratoga vor unseren Augen ganz frisch gemacht worden.

Dicke Pferdefliegen und ein Zug roter Ameisen, wie aus Eisen gestanzt, die aus einer Ecke zur anderen durchs Zimmer zogen. Umsonst flitteten wir, sprengten Petroleum. Ein paar tausend von ihnen verbrannten – und erneut zogen sie wie vorher von einer Ecke zur anderen.

Auf der Veranda saß ein Mann im Schaukelstuhl, jedoch ohne zu schaukeln. «Schaukele doch nicht dauernd», hatte seine Frau zu ihm gesagt, als sie ankamen, und seitdem schaukelte Max nicht mehr. Max war Schweizer; ohne einen Ton zu reden, saß er in dem zum Schaukeln gemachten Stuhl, wagte aber nicht zu schaukeln. Ja, er gähnte nicht mal mehr. Noch unerfreulicher war ein kleiner, apfelbäckiger Deutscher, der saß in seinem Schaukelstuhl und schaukelte wie ein Wilder, auf und nieder, auf und nieder. Maxens Frau hatte gerade für diesen Mann eine Wollecke geholt, die sie ihm kichernd auf die dicken Schenkel breitete, ohne daß er dabei sein besessenes Schaukeln unterbrach.

Roß, der Farmer, lehnte an einer Ecksäule der Veranda, kaute einen Strohalm und schnippelte an einem Stück Holz. Er erzählte mir und wies mit der warzigen Hand: da oben befinde sich eine Ungezieferfarm. Ein Deutscher namens Blanck züchte dort allerlei Küchenschaben, Pferdefliegen, Moskitos in Drahtkäfigen, den ganzen kriechenden, fliegenden und stechenden Dreck, wie er sich ausdrückte. Mitunter käme er hier vorbei und brächte den Kindern Schaben in Phantasielkostümen oder lustig angeputzte Flöhe in Streichholzschachteln. Dieser Mr. Blanck sei ein Exterminator, studiere also die besten Methoden, das verdammte Zeug kaputt zu kriegen. (Nach dem Lunch habe ich mir übrigens sofort die Zähne geputzt und gegurgelt. Der Ahornsirup hier war kein Ahornsirup, sondern einfach Melassejauche aus einer Art Eimer im Stall.)

Frau Roß kam um die Ecke, angesoffen. Zeigte auf uns und meckerte wie eine losgebundene Ziege, dann machte sie einen Bocksprung und fiel der Länge nach vorneüber. Keiner lachte, Max starrte geradeaus, der in seine Decke verpackte kleine Deutsche schaukelte in einem fort, auf und nieder, auf und nieder. Maxens Enehälfte Marga, eine ehemalige Krankenschwester erster Klasse (gute Stellungen in Ia Häusern), beugte sich über die hexenartige Frau, die aber schon wieder hochkrabbelte. Dann gab ihr der Farmer einen Tritt in den Hintern, und sie verschwand durch die Tür, aus der Gerüche von Leichenbraten und ranzigem Fett drangen.

Der kleine unangenehme Berliner litt an Waschzwang, stand den ganzen Tag auf einer kleinen Steininsel im See und seifte sich heftig ein. Das tat er wohl zehnmal am Tage und liebte sich die Seife dazu von Maxens Frau aus. Ich wollte endlich landschaftern gehen. Mr. Max kam mir mit einer Axt über der Schulter entgegen. Keiner grüßte einen oder erwiderte ein Hallo. Ich zog es vor, mich seitab zum See zu halten und das Boot zu nehmen. Erst mußte man das Wasser ausschöpfen und die alten Zeitungen rauswerfen. Alles war unfreundlich, sogar die verfaulten Bäume und die milchige, schmutzige Sonne. Lauter trügerische Inseln, die Moräste ohne Boden waren. Es hieß, jemand sei unlängst auf so einer Insel versunken und nie wieder zum Vorschein gekommen. Das Boot stieß gegen einen riesigen Ast unter mir im See, ich bekam einen Riesenschreck, hörte irgendwen laut auflachen, wurde rot und ruderte rasch davon. Natürlich stand da wieder dieser Deutsche vollkommen eingeseift auf dem Felsen. Aus einer Hütte drang lautes Geschimpfe über das Wasser, das den Schall unheimlich verstärkte. Große blaugrüne Fliegen, rote Ameisen sogar im Boot. Mein mitgegebenes Frühstücksbrot erwies sich als mit stinkender Wurst beschmiert und ungenießbar.

Über einem Auslauf des Garnet Lake lagen ein paar Bretter. «Nicht

drübergehn, gefährlich!» war auf eine Papptafel gekritzelt. Vor uns öffnete sich die Tür eines Schweinestalls, als wir weiter wollten – zwei Hermaphroditen schriean uns zu, wir täten es auf eigene Gefahr. «Merkwürdig häßliche Leute», sagte ich zu Eva, «halb Bock, halb Weib oder Mann.» Eine oder einer hatte einen Ziegenbart irgendwo im Gesicht.

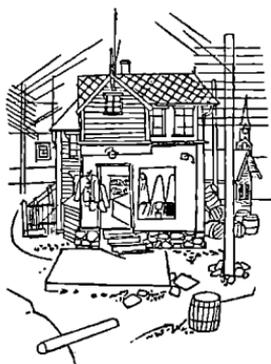
Noch ein anderer Deutscher kam hier mit Familie an. Graue, teigige Gesichter, graue Haare, graue Frau und grauer Sohn. Es war angeblich ein Psychoanalytiker. Sie wohnten am Ende des lauwarmen, stinkigen Sees in einer Art grauem Stall. Ich kam einmal vorbei, als sie gerade gebadet hatten, und fand, daß das Spülchtwasser des Garnet Lake grau verfärbt war. Vielleicht hatten sie nur den Moorgrund aufgewühlt? Aber der ist eher grünlich-schwarz, und nun sah das Wasser milchig-hellgrau aus und oben auf etwas ölig. Merkwürdig!

Des Nachts bellten und heulten die Waschbären, die der Farmer zu seiner großen Befriedigung in mehreren großen eisernen Fallen gefangen hatte. Alle standen sie beglückt um die Fallen herum: der kleine Berliner, der Schweizer Nußknacker, eine Farmerstochter mit ihrem schreienden Kinde, eine Hexe von Tante. «Das wird ihnen eine Lehre sein, meinen Mais in Frieden zu lassen», schrie Mr. Roß. Eva, von jeder Art von Tierquälerei angewidert, fragte ihn, warum er die gefangenen Waschbären nicht lieber wieder laufen lasse? «Nicht zu machen», grinste Mr. Roß, und wir wußten, daß er dabei an seine Frau dachte, «erst wollen wir mal unser Späßchen haben und ihnen eine Lektion erteilen. Die werden nie wieder hierherkommen!» – So wenig wie ich, dachte ich bei mir ...



XIX

Der Maler betritt sein Atelier



DA GEHST DU DURCH DIE TÜR. Das aufgeklebte Schweinchen des Cartoonisten begrüßt Dich und die beiden Hufeisen, denn sie bringen bekanntlich Glück. Ja, das ist Dein Raum, hier ist Deine Welt. Grünewalds Christus ist mit Reißzwecken an die Wand gezweckt, desgleichen Rechnungen und eine Farbenkarte. Zur Linken hängt eine Reproduktion von Rogier van der Weyden: Menschen und Frauen stürzen kopfüber in die lodernen, sengenden Höllenflammen.

Hier ist Deine Welt. Dort in der Ecke die roten Hanteln, die habe ich selbst angestrichen; daneben der große, schwere Stein, den ich vom Sound-Ufer heraufgeschleppt habe. Beide sind Symbole für die Sinnlosigkeit des Lebens, aber zugleich auch Hinweise, wie Du diese Sinnlosigkeit bekämpfen oder verscheuchen kannst durch Hanteln, Steinstemmen, durch Kniebeuge und Rumpfbeuge. Vielleicht werde ich morgen die Hanteln und den schweren Stein mit Schmetterlingen bemalen – mit Symbolen der Kurzlebigkeit und des graziösen Flatterns über Blumenkelchen.

Viele Leinwände lehnen mit der Vorderseite gegen die Wand, denn man kann nicht fortwährend seine eigenen Bilder anstarren.

Ja, hier ist Dein Raum, hier ist Deine Welt! Aber auch die Schale einer Austernmuschel, die sich schnell schließt. Oder mitunter eher das Haus einer empfindsamen Schnecke. Darin schallt es oft hohl und leer, aber zugleich wie die unendliche Melodie des Meeres. Die Bilder stehen mit den Gesichtern gegen die Wände, demütig und bescheiden. Sie sind ein Stück von mir. Sie stehen wie Kulissen auf einem Bühnenboden und warten, bis sie wieder hervorgeholt werden, um am Spiel teilzunehmen. Wer wird ihnen morgen einen Blick gönnen? Wer wird uns kaufen, wo werden wir enden? Was für lächerliche und doch so geliebte Rahmen! Wieviel Freude steckt darin, wieviel Zerknirschung, wieviel Enttäuschung – und wie

wenig Triumph! Ein Fetzen Leinwand, ein paar Holzleisten – und vielleicht doch ein kleines Stückchen Unendlichkeit?

Da steht mein Zeichentisch. Blau habe ich ihn gestrichen und die Fußstütze selbst gezimmert. Was alles hat Dein geduldiges Brett miterlebt als Gefährte meiner Träume und Hoffnungen! Hier habe ich gesessen und durch manche Nacht bis zum Morgen gezeichnet. Hier bedeckte sich das Papier mit den dunklen Linien zorniger Anklage, aber auch wohl mit Gebilden der reinen Schmuckfreude. Die Feder lief wie eine große schwarze Fliege mit den in Tinte getauchten Beinen übers Papier. Aus Kritzeleien, die niemand deuten kann, wird etwas wie eine Landkarte. Das Zeichenbrett ist wie ein Schlachtfeld oder wie ein Hinrichteplatz. Oder es verwandelt sich in ein lustiges oder bitteres Tagebuch. Was wird gelingen, was wird fehlschlagen? Werde ich es den Auftraggebern recht machen? Die Hanteln, rot angemalt, haben mich manchmal gelehrt, das scheinbar Sinnlose trotzdem durchzuführen.

Viele Pinsel habe ich. Ich liebe die fächerförmigen, mit ihnen kann man streichen und streicheln wie mit den fünf Fingern. Aber in mein Herz geschlossen habe ich euch, ihr kleinen Miniaturpinsel! Erstaunlich, was für glühende Lichttröpfchen ihr hergibt, wenn man euch in dickes, altes, von der Sonne lange bestrahltes Leinöl taucht.

Das also ist meine Welt, mein Zimmer. Zum business office ist es nicht geworden, hier wird anders gerechnet. Und eigentlich auch nichts verkauft – oder doch nur sehr selten. Eine rechteckige weiße Leinwand, wie von Euklid gefordert, also ein Stückchen helle Ordnung in all der wirren Dunkelheit um uns herum. Und da bist Du selbst mit Deinen ganzen Einbildungen. Da kannst Du nun etwas hinmalen und aufschreiben von Dir und Deiner inneren Welt: Linien, Schatten, Licht und die ewige, unendliche Spirale. All das hat nirgendwo einen Markt.

Nein, meine Welt ist keine des Handels, in ihr führen Eingebung und Laune das Wort. Hier wird keine Margarine fabriziert, keine Autoreifen noch Fahrräder. Hier wird nichts Eßbares ausgegeben. Hier werden höchstens Phantasiegebilde fabriziert, und obwohl diese Welt zu nichts zu brauchen ist, besteht sie im geheimen weiter. Schließlich besteht die Welt wesentlich aus nützlichen und schönen Dingen; wie wir heute wissen, war der Elfenbeinturm viel solider gebaut als manche vermeintlich zweckmäßige Konstruktion.

Ja, je mehr die Welt der Nützlichkeiten im Zunehmen ist, desto bleibender wird eine romantisch-irrationale Welt des Nichtnutzbaren im Verborgenen gedeihen. Sie bedeutet keine Verrücktheit, sondern resultiert aus einem ewigen Gesetz. Seltsamerweise wird der Mensch oder, vorsichtiger

gesagt, mancher Mensch vom Abbild der Dinge oft tiefer befriedigt als von den Dingen selbst. Die alte Legende vom Maler Apelles berichtet, er konnte Früchte so lebensgetreu und so natürlich malen, daß die Vögel und die Insekten vom Himmel kamen, um davon zu naschen. Wie eingeschüchtert von den Naturwissenschaften klingt da die Erklärung eines Bescheidwissers, der sagte: ja, die Insekten kämen wohl, aber nicht, weil sie die Naturwahrheit erkannten; Insekten hätten ja ganz andere Wahrnehmungsorgane als wir Menschen. Nein, Herr Maler, die kamen angezogen durch das frische Malöl, vielleicht Leinöl oder Bienenwachs. . .

Das ist genau die Zeit, in der wir leben: wir sind alle so schön aufgeklärt und haben die Phantasie den Geopolitikern überlassen und den Technokraten.

Ja, ich singe noch einmal mein Liedchen für die Lebensnähe, gegen Konstruktionen des Intellekts und Theorien – noch einmal, bevor alles ausgelöscht ist auf der grauen Tafel der nahenden Zeiten, weggewischt von einem blutgetränkten Schwamm.



Verzeichnis der Tafeln

	bei Seite
<i>Der Schüler Georg in Stolp</i>	2
<i>George Grosz während seines Berliner Besuches</i>	3
<i>Porträt des Vaters</i>	24
<i>Bildnis der Mutter</i>	24
<i>George Grosz in seinem Berliner Atelier</i>	25
<i>Der Ball</i>	96
<i>«Ich erwachte in der Nacht und sah ein Haus in Flammen»</i>	97
<i>Kain</i>	112
<i>Unterricht im Aktzeichnen</i>	113
<i>Sommer in den Dünen</i>	208
<i>New Yorker Skyline</i>	209
<i>Broadway</i>	224
<i>Fotospaß im Atelier</i>	225
<i>An der Staffelei zu Hause in Huntington</i>	256
<i>Entwurzelt</i>	257
<i>«Sie haben etwas entdeckt» aus der Serie «Die Stockmänner»</i>	272
<i>Studie vom Garnet Lake New York</i>	273

Das graphische Werk von GEORGE GROSZ

«Ade Witboi»

Ein Stück meiner Welt

60 unveröffentlichte Zeichnungen

Eingeleitet von Walther G. Oschilewski

In Ganzleinen ca. DM 15.-

«Der Spießer-Spiegel»

60 Zeichnungen · Ganzleinen

ca. DM 15.-

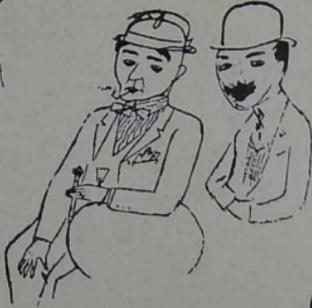
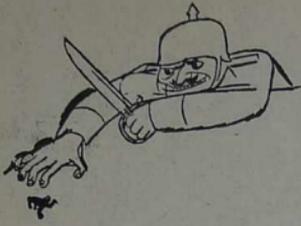
*Weitere Bände des graphischen Werkes
von George Grosz werden folgen*

arani

Verlags GmbH · Berlin-Grünwald

Masereel, Orlik, Pascin, Schlichter, der Sammler und Kunsthändler Graf Kessler und Flechtheim, der Dichter und Schriftsteller Brecht, Däubler, Harden, Hülsenbeck, Lasker-Schüler, Thomas Mann, Walter Mehring, Dos Passos, Tucholsky, Toller, der Theater- und Filmleute Trude Hesterberg, Carl Lämmle, Piscator und Josef von Sternberg, der politischen Akteure Bucharin, Erzberger, Hölz, Lenin, Liebknecht, Rosa Luxemburg, Trotzki und vieler anderer. Das alte Café des Westens, Café Größenwahn genannt, und das Romanische Café Berlins, das Pariser Café du Dôme, der Kreml der 20er Jahre und die New Yorker Broadways von heute beleben sich mit unvergeßlichen Gestalten. Inmitten der Zeit und an allen Orten tummelt sich George Grosz in den Manegen des Protests: ein metaphysischer Clown. Ultrarealismus, Dadaismus, Futurismus, Expressionismus, Neue Sachlichkeit: immer voran: George Grosz. Er ist immer in enger Fühlung mit den geistigen Sonderlingen, Empörern, Anstoßnehmenden und Anstoßerregenden, mit den Narren und Nekromanten, den Idealisten und Nihilisten einer Umbruchzeit. – Hier ist das gespenstische Märchen von einem Deutschen zu lesen, der auszog, das Gruseln zu lernen, der es aber auch anderen beibringen wollte. Bald makaber, bald grotesk wird Wahrheit um Wahrheit notiert, und der Maler-erzähler beherrscht die Kunst des Doppelbödigen, des Doubletalk dabei meisterlich. Über Niederbrüche und Sintfluten, die noch immer unsere Existenz verwüsten und bedrohen, triumphiert ein Mensch, der zum Sehen geboren und zum Schauen bestellt ist.

HIER SCHREIBT einer der originellsten und unabhängigsten Individualisten der Gegenwart sein wildbewegtes Leben auf: George Grosz. Seine Autobiographie wird zur Kunst- und Zeitgeschichte der Moderne. Der aufsässige und explosivste unter unseren Graphikern und Malern, der Ankläger des Militarismus, Kapitalismus und der Bourgeoisie der 20er Jahre zieht die Bilanz seines Lebens. Seine graphischen Bände «Das Gesicht der herrschenden Klasse» und «Die Gezeichneten» offenbarten ihn als einen der größten politischen Zeichner seiner Zeit, dessen „Strich wie Stacheldraht riß“. Mit «Ecce Homo» hat er das Menschenbild einer Epoche enthüllt, die zwischen zwei Weltkatastrophen geriet. Visionen deutscher Selbstvernichtung und jugendliche Amerika-Träume drängten ihn aus der Heimat nach der Neuen Welt, während Deutschland in die Nacht sank, die er apokalyptisch angekündigt hatte. Leben und Werk des Künstlers waren uns zur Legende geworden. Beide kehren nun mit dem vorliegenden Band zu uns zurück. Mit ihm liegt keine Monographie vor, die analysieren oder interpretieren möchte, sondern ein pralles Buch der Erinnerung, das mit abgeklärtem Spott und linearer Selbstverständlichkeit berichtet: vom kindlichen Dilettanten Georg Grosz im pommerischen Stolp bis zum weltberühmten George Grosz am Sund von New York. Über das Erwachen primitiver Lust an der graphischen Wiedergabe und die oft seltsamen Quellen seiner unakademischen Kunst fabuliert er in köstlichen Anekdoten. Dabei lernen wir viele der zentralen Erscheinungen, alle Außenseiter kennen, die maßgeblich eine der aufregendsten Epochen deutschen Geistes und deutscher Politik prägten. Im bunten Gedränge entstehen Porträts der Maler Chirico, Dali,



© George Prosz